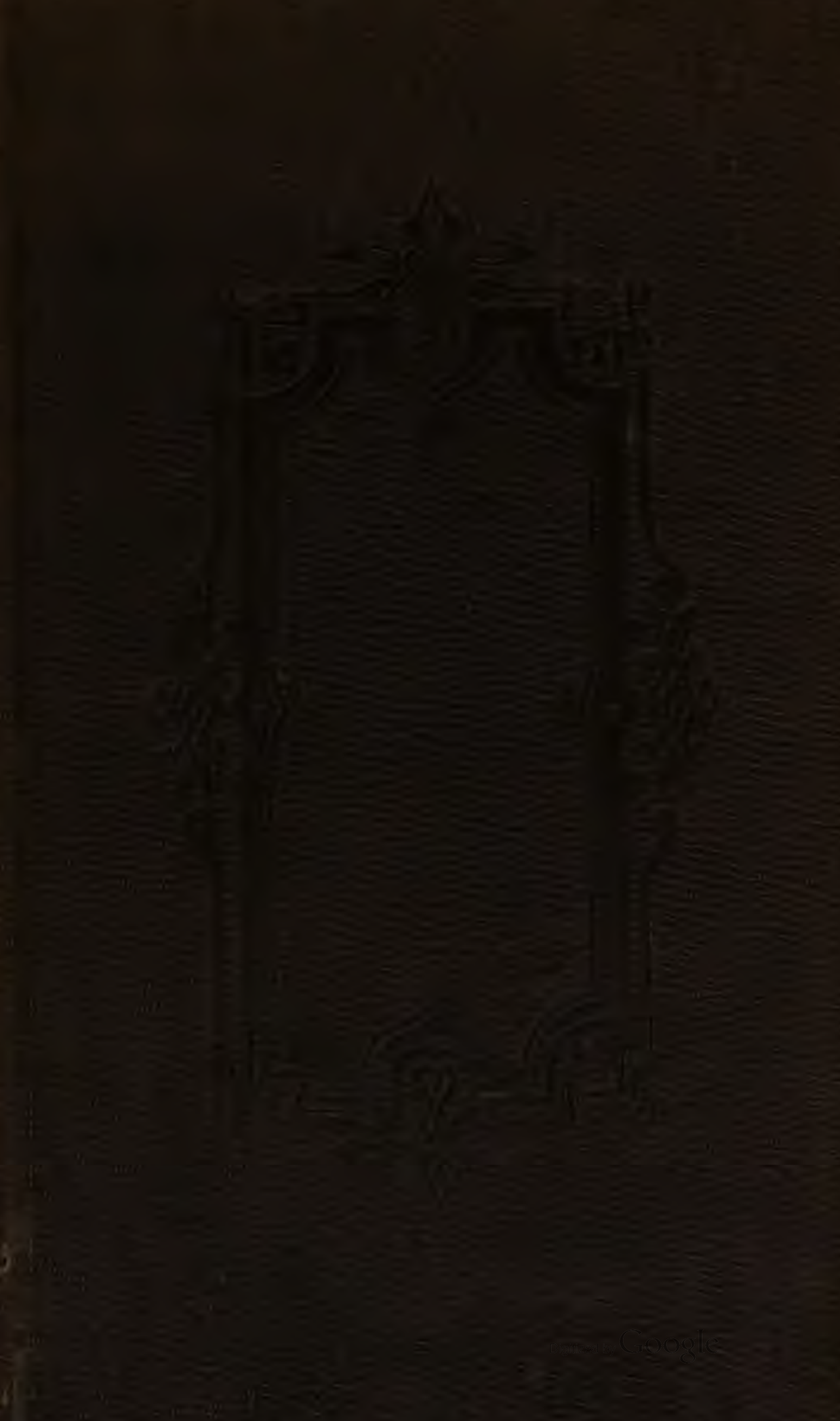



Digitized by Google

Das alte Indien,

mit

besonderer Rücksicht auf Aegypten.

Das alte Indien,

mit besonderer Rücksicht

auf

Aegypten,

dargestellt von

Dr. P. von Bohlen,

Professor der morgenländischen Sprachen und Literatur an der Universität zu Königsberg, correspondirendem Mitgliede der Königl. Asiatischen Gesellschaft von Großbritannien und Irland, ordentlichem Mitgliede der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg.

Zweiter Theil.

Königsberg,

im Verlage der Gebrüder Bornträger

1830.

Gedruckt bei Conrad Paschke,
zu Königsberg in Preußen.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Capitel.

Verfaßung und Rechtsverhältniße.

Viertes Capitel.

Bürgerliche und häusliche Alterthümer.

Fünftes Capitel.

Literatur und Kunst.

Bei den Verlegern dieses Werkes ist u. a. erschienen:

Abhandlungen, historische und literarische, der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Herausgegeben vom Prof. D. F. W. Schubert. 1ste Samml.. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gGr.

Albrecht, W. E., die Gewere, als Grundlage des ältern deutschen Sachenrechts dargestellt. gr. 8. 1828. 1 Rthlr. 16 gGr.

v. Baer, D. K. E., Vorlesungen über Anthropologie, für den Selbstunterricht bearbeitet. 1ster Bd. (Physiologie.) Mit 11 Kupfertafeln. gr. 8. 1824. 5 Rthlr. 8 gGr.

— — über Entwickelungsgeschichte der Thiere. Beobachtung und Reflexion. 1ster Theil. Mit 3 col. Kupfern. gr. 4. 1828. 4 Rthlr.

Barthold, D. F. W., der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt. 2 Theile. gr. 8. 5 Rthlr. 20 gGr. (Dieses Werk schließt sich unmittelbar an »Raumers Geschichte der Hohenstaufen.«)

Bessel, Prof. F. W., Tabulae Regiomontanae reductionum observationum astronomicarum ab anno 1750 usque ad annum 1850. 8 maj. 1830. 6 Rthlr. 16 gGr.

Cauchy, A. L., Lehrbuch der algebraischen Analysis, aus dem Französischen übersetzt v. C. L. B. Hutzler. gr. 8. 1828. 2 Rthlr.

Ciceronis, M. T., de claris Oratoribus liber qui dicitur Brutus. Cum notis I. A. Ernesti aliorumque interpretum selectis edidit suasque adiecit Frid. Ellendt. Præfixa est succincta eloquentiæ romanæ usque ad Cæsares historia. 8 maj. 1825. 2 Rthlr.
Ausgabe auf holländ. Papier 2 Rthlr. 18 gGr.
Ausgabe auf Velinpapier 3 Rthlr. 18 gGr.

Ebert, J. F., *ΣΙΚΕΛΙΩΝ* sive Commentariorum de Siciliæ veteris Geographia, Historia, Mythologia, Lingua, Antiquitatibus Sylloge. Accedunt præter Inscriptionum aliquot enarrationem, Scriptorum ut ratione Siculorum, ita horum, qui de rebus Siculis egerunt, vitæ cum reliquis Op. illustr. Vol. I. p. 1. 8 maj. 1830. 20 gGr.

Ellendt, D. Fr., Lehrbuch der Geschichte für die obern Klassen der Gymnasien. gr. 8. 1827. 1 Rthlr. 12 gGr.

Fragmenta Vaticana juris civilis antejustinianei e Cod. rescripto ab A. Majo edita recognov. commentario tum critico tum exegetico nec non quadruplici appendice instruxit Dr. A. Aug. de Buchholtz. 8 maj. 1828. 2 Rthlr.

Graff, E. G., die althochdeutschen Präpositionen. Ein Beitrag zur deutschen Sprachkunde und Vorläufer eines althochdeutschen Sprachschatzes nach den Quellen des 8ten bis 11ten Jahrhunderts. Für Lehrer der deutschen Sprache und Herausgeber altdeutscher Werke. gr. 8. 1824. 1 Rthlr. 12 gGr.

Jacobi, Dr. C. G. J., Fundamenta nova theoriæ functionum ellipticarum. 4 maj. 1829. 3 Thlr.

Lobeck, Chr. A., Aglaophamus sive de theologiæ mysticæ Græcorum causis libri III. Accedunt Pœtarum Orphicorum reliquæ. Tom. I. et II. 8 maj. 1829. 10 Thlr.
Velinpapier 13 Thlr. 8 gGr.

Motherby, R., Pocket-Dictionary of the Scottish Idiom, the signification of the words in english and german chiefly calculated to promote the understand of the works of Scott, Rob. Burns, Allan Ramsay etc. with an appendix containing notes explicative of Scottish customs, manners, traditions etc. (Taschenwörterbuch des schottischen Dialekts, mit der Erklärung der Wörter in englischer u. deutscher Sprache rc.) Zweite mit Nachträgen vermehrte Auflage. gr. 12. 1828. cartonirt. 1 Thlr. 16 gGr.

— — Die Nachträge besonders gr. 12. 1828. geh. 8 gGr.

Nösselt, Fr., Handb. der Geographie für Töchterschulen u. die Gebildeten des weibl. Geschlechts. 3 Bände. 1829 = 30. 5 Thlr. 8 gGr.

Ohlert, D. A. L., die Schule. Elementarschule, Bürgerschule und Gymnasium in ihrer höhern Einheit und nothwendigen Trennung. 8. 1826. 18 gGr.

Otfried, Krist. Das älteste im 9ten Jahrhundert verfaßte hochdeutsche Gedicht, nach den drei gleichzeitigen zu Wien, München u. Heidelberg befindlichen Handschriften kritisch herausgegeben von E. G. Graff. Mit einem Facsimile. gr. 4. 1830. 5 Thlr.

Schubert, Dr. F. W., de Romanorum Aedilibus libri IV. quibus præmittitur de similibus magistratibus apud potentiores populos antiquos Diss. duæ. 8 maj. 1828. 3 Thlr.

Strehlke, F., Aufgaben über das gradelinigte Dreieck, geometrisch und analytisch gelöset. Nebst einem Anhange und 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1826. 16 gGr.

Struve, K. L., über die lateinische Declination u. Conjugation, eine grammatische Untersuchung. gr. 8. 1823. geh. 1 Thlr. 20 gGr.

Voigt, Joh., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens. 4 Bände. gr. 8. 1827 = 30. 12 Thlr. 12 gGr.

— — Geschichte Marienburgs, der Stadt u. des Haupthauses des deutschen Ritter-Ordens in Preußen. Mit einer Ansicht des Ordenshauses, gest. von Rosmäsler, gr. 8. 1824. 3 Thlr.

Wutzke, J. C., Bemerkungen über die Gewässer, die Ostseeküste u. die Beschaffenheit des Bodens im Königreich Preußen. Mit einer Gewässerkarte von Preußen. 4. 1829. 2 Thlr. 8 gGr.

Drittes Capitel.

Verfaßung und Rechtsverhältniße.

§. 1. Gründeten sich, wie wir im obigen zweiten Capitel gesehen, die sämmtlichen religiösen Einrichtungen des alten Inders auf seine geheiligten Religionsbücher, oder wurde zum wenigsten von den Commentatoren, selbst für die spätesten Ceremonien und Gebräuche, ein Haltpunkt in den Vedas gesucht und größtentheils auch gefunden, so stützen sich dagegen seine politisch-bürgerlichen Verhältniße auf das alte Gesetzbuch (Dharmasâstra), welches wieder die Veden als Richtschnur seiner Verordnungen anerkennt. Die Grundlage des Gesetzcorpus führt den Namen Smriti (Ueberlieferung), im Gegensatze der Religionsoffenbarung (Sruti) [1], und wird, weil die Theokratie es erheischt, alle Institutionen auf die Gottheit, oder deren Geweihte zurückzuführen, dem ersten Sterblichen, Manus, dem Enkel des Brahman, zugeschrieben, d. h. der Inder erkennt diese Gesetze als göttlich, aber auch zugleich als mythisch an, und hat es kein Hehl, daß er ihre Abfaßungszeit nicht wiße, und daß sie dadurch nur

1) Manu 2, 10.

in eine hohe Urzeit sollen zurückgeschoben werden, wie es mit andern Schriften geschehen sey, die einem alten Weisen beigelegt worden, um ihnen Eingang und Ansehen zu verschaffen [2]). Das Ganze zerfällt in zwölf Bücher, welche das öffentliche und Privatrecht in allen Beziehungen umfassen: mit einer Schöpfungssage beginnend, handelt das Werk über die Erziehung, geht dann über zu den Heirathsgesetzen, den häuslichen Pflichten, den Fasten und Reinigungen, der Gottesverehrung, der Regierung und Gesetzgebung, zur Handhabung der Gesetze; sodann zum Handel, zu den gemischten Casten, zur Buße und Sühnung, und schließt endlich mit der Seelenwanderung und dem Leben nach dem Tode. — Ein reichhaltiges Thema, dessen Ausführung nicht das Werk Einer Zeit und Abfaßung seyn konnte, denn manches Gewohnheitsgesetz mußte lange als Herkommen sich fortgepflanzt, und die vielen Ceremonien besonders konnten erst im Laufe der Zeit sich ausgebildet haben, bevor sie das Gesetz zu einer festen Norm für die Zukunft vorzeichnen und feststellen durfte; auch ist es dem scharfsinnigen Rhode nicht entgangen, wie eigentlich in diesem Codex die theokratischen Gesetze mit den civilen gemischt seyen, und ein Streben sichtbar werde, die Monarchie mit dem Priesterthume zu vereinen und, wo möglich demselben unterzuordnen [3]). Betrachtet man die Gesetzsammlung von dieser Seite, als den Code einer überwiegenden Priesterschaft, so gewinnt man einen richtigen Maaßstab um die grausame Härte desselben zu würdigen; denn der Brahmanenstand tritt hier in seiner furchtbaren Größe auf, und vor ihm, dem allgebietenden Stellvertreter der Gottheit,

---

2) S. Asiat. Res. VIII. p. 203. 412. — Man hat mit dem Manus nicht uneben den Gesetzgeber Minos auf Kreta, den Manis der alten Phrygier (Plutarch Isis p. 360), den aegyptischen Menes (Herodot 2, 4), und den Mannus der alten Germanen verglichen (Tacit. German. 2: Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, Thuistonem Deum, terra editum, et filium Mannum, originem gentis conditoresque). Daß nur im Sanskrit der Name eine hohe Bedeutung zulasse, sahen wir Theil I. S. 219.

3) Rhode über religiöse Bildung u. s. w. der Hindus II. S. 588. ff.

muß die Menschlichkeit verschwinden: Recht ist hier nur, was mit der Theologie übereinstimmt, jedes Verbrechen ist gegen den Himmel begangen, und die Begriffe von Recht, Tugend und Frömmigkeit (dharma) fließen, wie in jeder Theokratie, völlig zusammen, gehen aber meist auf eine harte Askesis hinaus, um das ganze Volk dem Stolze der Priester zu unterwerfen. Der Brahmane darf dieselbe Verehrung, wie die Gottheit erwarten; Alles wird zu seinen Gunsten gewendet; wer gegen ihn sich vergeht, oder die heiligen Veden verräth, wird mit dem Ausschneiden der Zunge und andern grausamen Strafen gezüchtigt, und wären diese Gesetze jemals in ihrer ganzen Strenge in das Leben getreten, so würde schwerlich das Indische Volk sich zu derjenigen Bildung erhoben haben, die wir unläugbar antreffen; denn wo viele Gesetze und Anordnungen sind, sagt Platon, bei denen ist das Leben beschwerlich: in Indien wäre es vollends unerträglich geworden. Allein von der einen Seite mögen selbst die harten Gesetze einige Entschuldigung finden, wenn sie für den rohen Zustand der Indischen Urvölker, oder selbst für die eigene unmündige Nation, als deren Erzieher die Brahmanen sich aufwarfen, gegeben wurden, und es konnte allerdings weise seyn, zu einer religiösen Thätigkeit aufzumuntern, wenn das Volk, von den blutigen Fehden gegen Nachbarstämme heimkehrend, die Stunden der Indolenz mit Hazardspielen ausfüllte und berauschenden Getränken sich hingab. Gegen beide Laster sind die Indischen Gesetze unerbittlich, und fast mögen wir dabei den Culturzustand der halbwilden Nordamerikaner voraussetzen, oder an die harten Strafen der sonst so sanften Peruaner uns erinnern [4]). Von der andern Seite aber kann man diese Gesetzsammlung als Ideal betrachten, wie herrschsüchtige Priester den hierokratischen Staat eingerichtet wißen wollen, ihn jedoch eben so wenig durch das ganze Indien verwirklichen konnten, als es die levitische Theokratie in Palästina vermogte; denn schon die milden monarchischen Ge-

4) S. Robertson Gesch. von Amerika I. S. 460. ff. II. S. 358.

setze [5]) bildeten eine kräftige und, wie weiterhin erhellen wird, in der Wirklichkeit bestehende Reaction gegen die Priesterlichen, und so verschmolzen beide Legislationen in ein für das Gemeinwohl ersprießliches Ganze. Schon die alten Commentare können dieses bezeugen, da sie Manches milder auffassen, überall das Zweckmäßigste herausheben, und ganze Gesetze aus diesem Codex abrogiren, weil sie nur für ein früheres Zeitalter passend gefunden worden [6]); die barbarischen Strafen kommen vollends nicht in Anwendung, weil sie größtentheils auf Verbrechen gesetzt sind, zu denen der sanfte Inder wenig Veranlassung und Beweggründe hat, zumal da ihn schon sein religiöser Glaube in Schranken hält. Endlich noch hat man übersehen, daß bei vielen dieser Strafen keinesweges Ernst obwalten kann, da sie einzig und allein von der Sprache und durch Wortspiele bedingt werden, und daß sie da, wo sie etwa ernstlich gemeint seyn mögen, wie die altdeutschen Rechtsformeln mit ihren Alliterationen [7]), am häufigsten überirdisch sind und um so leichter anzudrohen waren. So soll derjenige bei der Seelenwanderung zur Eidechse (godhâ) werden, der eine Kuh (gó) gestohlen [8]); derjenige zum Vogel Vaka, der Feuer (pavaka) entwandte [9]); derjenige Schönheit (rûpya) erhalten, wer Silber (rûpya) gespendet [10]). Manches Ungereimte fällt demnach auf Rechnung der Paronomasie, während andere Vorschriften durch alte Vorurtheile und Gewohnheiten gerechtfertigt werden, oder mit Indischen Vorstellungen so zusammenhängen, daß sie nothwendige Folgen von religiösen Ideen seyn mußten: übersieht man jedoch das Ganze, so muß wol, wie es ebenfalls ein beson-

---

5) Sie stehen bei Manu, Buch VII bis IX.

6) S. Jones general note am Schluße des Gesetzbuches.

7) S. Grimm Deutsche Rechtsalterthümer. Gött. 1828.

8) Manu 12, 64.

9) Manu 12, 66.

10) Manu 4, 230. vergl. 11, 49. 94. 134.

nener Historiker bemerkt [11]), zugegeben werden, daß diese Gesetzgebung im Allgemeinen der Indischen Vorzeit, aber einem bereits civilisirten Volke angehöre.

Eine durchgeführte Vergleichung der brahmanischen Gesetze mit denen anderer Nationen des Alterthums kann nur von einem gelehrten Sachkenner angestellt werden: schon Priestley nahm bey der levitischen Legislation auf die gleichartigen Rechtsbestimmungen des Manu Rücksicht, und die anziehenden Vergleichungen, welche Bunsen und Gans für das Erbrecht der Hindus, und Kalthoff für die Ehegesetze derselben gewinnen, lassen überall dieselben Prinzipien erkennen. Am meisten stimmen, wie es bei gleicher Verfaßung nicht anders erwartet werden darf, die altindischen Gesetze mit denen, welche uns von den Griechen als aegyptische überliefert worden, nur daß die Legislation im Nilthale eine größere Bildung zu verrathen scheint: indessen ist hier erst Diodor von Sicilien weitläuftiger, und seine Zeit gegen die des Manu doch gewiß eine junge zu nennen, welche in so vielen Fällen mit ausländischer, besonders hellenischer, Sittigung geschmückt uns entgegen tritt [12]). Hier möge nur eine summarische Zusammenstellung genügen, da wir bei den speciellen bürgerlichen Verhältnißen stets auf das Gesetzbuch zurückblicken müßen. Manu sowohl als die Aegypter dringen auf Ehrfurcht gegen die Eltern so sehr, daß bei Letzteren sogar der Leichnam des Vaters als das sicherste Pfand eines Schuldners angesehen wurde [13]), dagegen wurden hier die Fremdlinge vormals den Göttern geopfert, während Manus eine Reihe von Vorschriften zur Beförderung der Gastfreundschaft gegen jeden Menschen aufstellt [14]). Wer in Aegypten das Leben eines Andern hätte retten können, wurde hart bestraft, und jede Ortschaft mußte zur allgemeinen Sicherheit diejenige Leiche

11) Schlosser Universalhistorie. I. S. 122.

12) Diodor. Sicul. 1, 77. seq.

13) Herodot 2, 80.

14) Manu 2, 124. vergl. Theil I. S. 60.

königlich bestatten lassen, welche etwa in ihren Grenzen gefunden wurde [15]); auf den Mord sowohl des Freien als des Sclaven stand der Tod, während im Indischen Gesetze das Leben eines Sudras, und noch mehr des Paria, dem eines Insektes gleich steht, aber keine Todesstrafe erfolgt hier auf die Tödtung eines heiligen Thieres, wie es wieder im Nilthale der Fall war, wenn nicht Sühnopfer durch Priester eintraten [16]). Hart war es auch, den Aegypter mit dem Tode zu strafen, der nicht angeben konnte, wovon er sich nähre [17]), jedoch erklärt sich diese Bestimmung aus dem Castenwesen hinlänglich, da das Vergehen doch eigentlich in dem Verlassen der Caste bestehen mußte. Das aegyptische Gesetz von den privilegirten Dieben ist von Einigen geläugnet, oder dahin modificirt worden, daß man räuberische Beduinen möge geduldet und mit ihren Anführern contrahirt haben [18]): in der That aber weiset noch Ives im südlichen Indien Etwas Aehnliches nach, und den Poligars auf Koromandel ist der Raub eine ehrenvolle Beschäftigung [19]). Es gab ein eigenes Handbuch für Spitzbuben, und der Gott Kartikeya war Schutzpatron des Handwerks [20]), aber das alte Gesetzbuch kennt darüber keine Vorschriften und bestraft im Gegentheil den Diebstahl mit Härte. Zu den Hauptverbrechen zählen die Indischen Gesetze den Mord, Ehebruch, den Genuß berauschender Getränke, das Hazardspiel, das Verlassen der Caste, das Zerstören der öffentlichen Gebäude und Anlagen, die Münzverfälschung, Bedrückung von Seiten der Fürsten und Gebietiger, Gewaltthaten gegen Priester, gegen Büßende, gegen Ackerbauer

---

15) Herodot. 2, 90. Diodor a. a. O.

16) Herodot 2, 65.

17) Ebendas. 2, 177.

18) Diodor. 1, 79. 80. Gellius Noct. Attic. 11. 18. S. Roos über das privilegirte Spitzbubenhandwerk. Gießen 1811. und Voß Allgemeine Staatswirthschaft. V. S. 282.

19) Ritter im Berl. Kalender 1830. S. 108.

20) S. Theater der Hindus I, S. 142.

und Frauen, dem Arbeiter seinen Lohn vorzuenthalten, und einen Tempel oder heiligen Ort zu betreten, ohne vorher sich gereinigt zu haben [21]). Diese Verbrechen steigen nach Verhältniß der Caste und mit dem Werthe der Personen; sie sind daher um so größer, wenn sie von höheren Ständen, oder gegen diese verübt werden, und ein Brahmanenmord, oder der verbrecherische Umgang mit der Frau eines Lehrers ohne alle Sühne; der Gattenmord kommt diesem gleich, und ist er von einem Priester begangen, so soll er zwar nicht sterben, aber verbannt werden, und zwölf Jahre lang den Schädel des Verstorbenen mit sich führen [22]). Bey den Strafen liegt im Ganzen eine Art von Vergeltungsrecht, oder die talio, besonders gegen das verbrecherische Glied zum Grunde: einem Taschendiebe sollen die Finger abgeschnitten, bei dem Einbruche die Hand abgehauen werden [23]); wer eine Schleuse bricht, wird ersäuft; der Ehebrecher verschnitten, oder er soll auf glühendem Eisenbette umkommen und noch in der Hölle von einer glühendheißen eisernen Jungfrau umarmt werden [24]). Gleiche Bestimmungen fanden sich in Aegypten, wo dem Hochverräther die Zunge ausgeschnitten [25]) und dem Münzverfälscher die Hand abgehackt wurde; auf Schändung stand hier Castration [26]), ein ehebrecherisches Weib verlor die Nase, und überhaupt ist die grausame Leibesverstümmelung oder die Dichotomie im ganzen Alterthume gewöhnlich, denn selbst in der Odyssee werden dem Melanthios Nase und Ohren abgeschnitten [27]). Bei den Lebensstrafen findet schon bei Manu das morgenländische Zertreten durch Elephanten

21) S. Paulinus Reise S. 286. ff. Die Stellen des alten Gesetzbuches werden am gehörigen Orte berücksichtigt.

22) Râmây. II, 57, 32. 59, 43. Ein solcher hieß **Kapâlapanis.**

23) Manu 9, 276. 277.

24) Manu 8, 372. Ward a. a. O. I. p. 78.

25) Diodor. Sic. I, 77.

26) Diodor I, 78.

27) Odyss. 22, 475.

Statt [28]); sodann das Enthaupten und nachherige Aufspießen, wobei der Verbrecher den Pfahl selbst tragen muß [29]). Zu Bütteln wurden die verachteten Chandalas genommen; jedoch findet sich auch hier das Eigenthümliche, daß der Verbrecher sich selbst tödten darf, wenn es König und Priester ihm heißen, oder daß er von der Hand des Fürsten fallen mag [30]), wie sich zu Meroe auf Befehl des Despoten die Verbrecher richteten, wenn ihnen der Lictor die Todesart angezeigt [31]). Der Verurtheilte ward wie ein Opferthier geschmückt und unter Begleitung des Volkes nach dem öffentlichen Begräbniß- oder Verbrennungsplatze hinausgeführt, wobei man das Urtheil an verschiedenen Stationen austrommelte [32]). Oeffentliche Zucht- und Gefangenhäuser zur etwaigen Besserung, die sonst im Oriente selten sind, fanden sich sowohl in Aegypten als in Indien, und Manu will sie zur Warnung an den Heerstraßen angelegt wißen [33]). Körperliche Züchtigung kann meist mit Geld abgekauft werden, und die Summen sind um so größer, je höher die Caste steht, gegen welche das Vergehen verübt wurde, um so geringer, wenn die höchsten Casten selbst sie begingen [34]). Am härtesten ist das Ausstoßen aus der Caste, gewöhnlich mit Landesverweisung und einem Zeichen vor der Stirne in Gestalt eines Hundefußes

28) **Manu 8, 34.**

29) Theater der Hindus S. 254. 260. 269.

30) **Manu 8, 314.**

31) **Diodor. 2, 5, Alexander ab Alex. Gen. dies 3, 5.**

32) Theater der Hindus S. 257. 266.

33) **Manu 9, 288. Genesis 19, 40.**

34) Wie sich auch hier jede Hierarchie gleich bleibe, lehren die Strafen, welche noch im 16ten Jahrhunderte in den **taxis cancellariis apostolicis Venedig 1584.** für Priestervergehen festgesetzt werden: Hatte der Geistliche einen Mord begangen, so durfte er nur den Apostolischen Stuhl besuchen; er zahlte, wenn er ein falsches Zeugniß geschrieben, 7 Groschen; hatte er in der Kirche Beischlaf verübt, 6 Groschen; ebensoviel, wenn er eine Jungfrau geschändet, und nur 5 Groschen, wenn er Blutschande getrieben. Vergl. Berliner Monatschrift 1806. S. 470.

verbunden [35]). Die Strafe steht bei den Priestern auf Ehebruch, oder auf Entwendung des heiligen Schatzes; sie schließt, gleich dem Cherem oder Anathema der alten Hebräer, wenn man Gottgeweihetes angetastet, von allem Verkehr mit Menschen aus, und der Inder sinkt dadurch zu den Parias hinab: indessen ist hier das alte Gesetzbuch gelinder, als die spätere Hierarchie, denn die Ausgestoßenen sollen, wenn ihr Vermögen von den Verwandten eingezogen, dennoch von diesen unterhalten werden [36]). Zu den entehrenden Strafen, besonders bei Kriegsgefangenen gehört, endlich noch das Haarabschneiden, dessen schon Nikolaus von Damaskus und Andere bei den Indern erwähnen [37]). Eine Menge barbarischer Strafen war, ohne auf den Codex gegründet zu seyn, seit der Patanenzeit in Indien üblich geworden, sie wurden aber von den Britten nach den altindischen Gesetzen wieder gemildert, jedoch konnten bereits die meisten, wie aus einer späteren Gesetzsammlung ersichtlich wird, ebenfalls mit Geld abgekauft werden [38]).

Von dem Alter des Gesetzbuches, welches den Namen des Manu führt, kann ich nur Einiges anführen, denn die chronologische Bestimmung des Werkes ist bis jetzt unmöglich. William Jones setzte es nach sehr unsichern, meist aus der Sprache entnommenen Gründen, in das zwölfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinauf. Allerdings ist die Sprache alterthümlich einfach und schließt sich, wie das ganze Buch, zunächst an die Vedas an; die Mythologie ist noch nicht ausgebildet; die Wittwenverbrennungen sind unbekannt, und viele Gesetze passen durchaus nur für die einfachen Sitten eines kindlichen Volkes; allein eine jüngere Redaction scheint ange-

35) Manu 9, 237. Paulinus Reise S. 273. Rhode a. a. O. II. S. 571. Raspe (zum Gesetzbuche der Gentoos S. 302) erinnert dabei an das deutsche Hundsfot.

36) Manu 9, 201.

37) Alexand. ab Alex. 3, 5. p. 595.

38) S. Code of Gentoo Law S. 446. Papi Briefe über Ind. S. 452.

nommen werden zu müßen, da Manches wieder einen policirten Staat vorausſetzt, und häufig ältere Heroen oder Fürsten als Muster aufgestellt werden [39]). Zudem sind die Geſetze rhythmisch, weil sie, wie die aller alten Völker, gesungen wurden [40]), so daß die Form allerdings Zusätze und Einschiebsel von einzelnen Distichen begünstigt: indeßen machen die älteren Commentare über dieses Buch, die stete Berücksichtigung desselben in den epischen Gedichten, und die Unbekanntschaft des Werkes mit den wichtigsten Momenten des Indischen Lebens, namentlich mit dem Buddhismus, dessen Keime hier erst erscheinen, während philosophische Schulen und häretische Schriften berücksichtigt werden [41]): alle diese Erscheinungen machen es fast gewiß, daß die Sammlung der schriftlichen oder herkömmlichen Geſetze in ein System bis über das fünfte Jahrhundert vor Chr. hinaufreiche, wahrscheinlich aber bis an das zehnte hin zu rücken sey, nach Gründen, die sich weiterhin erst ergeben. Eine geraume Zeit hatte an sich schon dazu gehören müßen, bevor dieses Werk mit seinen vielen Commentaren (**Vyâkhyâna**), Digesten und Ueberarbeitungen (**Nibandhana-grantha**) zu einer so verwickelten Pandektensammlung heranwachsen konnte, als man sie in Indien antraf. Die erste Bekanntschaft mit dem Manu verdanken wir dem W. Jones, dessen Uebersetzung [42]) abermals von Haughton herausgegeben worden ist, da sie sowohl durch eine würdige Einfachheit als durch Treue sich auszeichnet [43]). Eine andere Sammlung

---

39) **Manu 2, 151. 7, 41. 9, 66. 10, 105. seq.**

40) Vergl. **Wolf prolegg. ad Homerum p. LXVII.**

41) **Manu 2, 11. 12, 109. 111.**

42) Jones Uebersetzung erschien zuerst 1794, dann Lond. 1796, woraus die deutsche von Hüttner, Weimar 1797. 8. Das Original mit dem Commentare des Kalluka Bhatta wurde in Calcutt. 1813. edirt.

43) Haughton ließ gleichfalls das Sanskritoriginal, aber ohne Scholien wieder abdrucken, Lond. 1822. 4. Da jedoch die Ausgabe auf dem Continente selten ist, so wird gegenwärtig eine neue besorgt von **Loiseleur Delongchamps: Manavadharmasàstrá, lois de Manou, publiées en Sanskrit, avec une traduction francaise et des notes. Strasb. 1830.**

von Gesetzen, die nächst denen des Manus am besten in Europa bekannt geworden, ist der Gentu-Code, ein kurzes Compendium aus den alten Pandekten, und erst unter Hastings zum Behufe der Ostindischen Compagnie von gelehrten Brahmanen ausgezogen [44]). Mehre juridische Werke im Sanskrit, wie von Yajnavalkya [45]), Mitramisra [46]), das Erbrecht von Jimutavahana [47]) und ähnliche Traktate erschienen zwar zu Kalkutta, sind aber wenig bekannt geworden, und könnten es wünschenswerth machen, daß ein Sachkenner diesen Gegenstand des Indischen Alterthums einer besondern Prüfung unterwürfe.

§. 2. Die Grundlage der Indischen Verfaßung bildet, wie im alten Aegypten, die sogenannte Casteneintheilung, vom portugiesischen casta, im Sanskrit aber jâtayas, Stände, oder varnâni, Farben, benannt, und zwar nach dem überdachtesten Systeme priesterlicher Legislation mit solcher Consequenz bestimmt und mit so unauflöslichen Banden umstrickt, wie bei keinem andern Volke des Alterthums. Zwar können bei rohen Nationen ähnliche Anlagen sich finden, wenn sie gewiße Beschäftigungen, wie Fischfang und Jagd, auf Familien beschränken und darin erblich machen [48]); zwar können ganze Nationen, wie die alten Araber und Hebräer, sich in

---

44) Herausgegeben von Halhed: Code of Gentoo Law, deutsch von Raspe. Hamburg 1778. 8.

45) Mitâksharâ or Commentary on the legal work of Yajnavalkya, together with the original text. Calc. 1812. 4.

46) Vîramitrodâya, the legal work of Mitramisra, Khizurpur 1815. 4.

47) Dâyabhâga, or law of inheritance of Yîmûtavahana, Calc. 1814. 4. — Hieher gehören noch: Dattaka Mîmânsâ and Dattaka Chandrika, two esteemed treatises in Sanscrit, Calc. 1817. 8. Dâyakramasangraha, a treatise on the Hindoo Law of inheritance, with engl. translation by Wynch. Calcutta 1818. 4.

48) C. Meiners de caussis ordinum s. castarum in veteri Aegypto atque tam in antiqua, quam in recentiori India (in Comment. Soc. Goett. X. p. 184 seq.). Es werden hier p. 198. Analogien angeführt, welche die Casten erklären sollen.

Stämme theilen, aber diese Erscheinungen klären das aegyptische und Indische Castenwesen keineswegs auf, denn im erstern Falle waren es die Handthierungen selbst, welche mit ihren bestimmten Privilegien die Erblichkeit herbeiführten, ohne alle Unterordnung und ohne ein bindendes Oberhaupt; bei andern aber ging die Stammverfaßung aus dem patriarchalischen Beduinenleben hervor. Die Familien wuchsen heran und sahen mit Eifersucht auf die Nachbarstämme, welche sie zu bekriegen und zu verdrängen suchten; aber auch hier fehlt das Band, welches Alle zusammenhält, es fehlt der erbliche Priesterstamm, der eine Unterordnung durch Religion sanctionirt, und die Schranken stellt, worüber die andern Stämme nicht hinaus dürfen. Der Priesterstand auf Otaheiti und bei den Israeliten war insofern ganz anderer Art, als er keine Unterwerfung der übrigen Stämme forderte, und sich erst später so weit organisirte, daß er ein entschiedenes Uebergewicht erlangen konnte, denn so weit sehen wir erst die Leviten zur Zeit der Abfaßung des Pentateuchs durchgedrungen, während sie noch in der beglaubigten Geschichte unter den ersten Königen ohne alles Ansehen auftreten. Uebrigens aber ist die Zahl zwölf bei der jüdischen Stammeintheilung eben so bedeutend, wie die zwölf Stämme der alten Araber und alle Dodekarchien es sind, und wie die vier Casten der Inder auf religiöse Ansichten sich gründen. Die Indische Mythe führt diese Eintheilung in das Dunkel der Zeit zurück und weiß den Ursprung nicht mehr anzugeben, aber selbst die ältesten Schriften stimmen in Namen, Zahl und Pflichten der Casten überein, die wir zuvörderst vereinzelt betrachten müßen.

Die erste Caste bildet die der Brahmanen (**Brâhmanas**), d. i. Abkömmlinge und Verehrer von Brahma, von den Griechen richtig *Βραχμᾶνες*, von Portugiesen und Britten zuerst ungenau B r a h m e n ausgesprochen, woher sich das falsche B r a h m i n e n eingeschlichen hat. Der Brahmanenstand macht gleichsam das Haupt des ganzen Staatskörpers aus, ist heilig und unverletzlich, eine Beleidigung gegen ihn ohne Sühne, und den Brahmanen auch nur mit einem Grashalme schla-

gen, würde die Verdammniß der Hölle nach sich ziehen [49]), den Priester aber kann bei den größten Verbrechen nur Geldstrafe oder höchstens Verbannung treffen. Die Brahmanen sollen Lehrer und Weise der Nation seyn, sollen Künste und Wissenschaften fördern, als Richter die Gesetze handhaben [50]), als Minister den Königen zur Seite stehen, als Aerzte heilen, da Krankheiten nach der Ansicht des Alterthums positive Strafen der Götter sind: und dieses Alles sollen sie thun als Muster der Gerechtigkeit, als wären sie eine Verkörperung des himmlischen Richters Dharmas, und weil sie, wie es schon das Gesetzbuch ausspricht, mächtige Götter auf Erden sind [51]). Sie können daher, obwohl selbst unter dem weltlichen Gesetze, durch ihr Anathema, durch Opfer, Flüche und Segnungen die größten Wunder in der Natur verrichten [52]), und das jetzige Volk führt deshalb folgenden Syllogismus im Munde: »die Welt kann ohne Götter nicht bestehen, die Götter lieben Gebete, diese werden gesprochen von Brahmanen, und so sind mir die Brahmanen Götter [53]).« Vor Allem liegt den Brahmanen ob, die Religion zu bewahren, die Vedas eifrig zu lesen und zu erklären [54]), und die Opferceremonien zu verrichten; ihr Leben muß strenge und tadellos, gleichsam eine Wanderung seyn ohne Heimath und Eigenthum, und ohne Schätze zu sammeln [55]); Reinigkeit, durch ein peinliches Ritual mit Opfern und Waschungen bestimmt, sey ihr Hauptstreben; sie sollen oft fasten und beten, nichts Lebendes tödten

49) Manu 4, 165. 169.

50) Manu 8, 1.

51) Manu 1, 98. 4, 40. 9, 317.

52) Manu 11, 31. ff.

53) Dubois meurs etc. de Indiens I. p. 186:
Devadînam jagat sarvam,
Mantradînam tà devatàs,
Tam mantram brâhmanadînam:
Brâhmanâ mama devatâs.

54) Manu 1, 88.

55) Ebendas. 4, 4.

oder genießen, höchstens nur geweihtes Opferfleisch [56]). Selbst vor der Geburt eines Brahmanen beginnen gewiße Feierlichkeiten, die sich mehren, sobald er in das Daseyn getreten: es werden Opfer gebracht bei seiner Geburt (jatakarma), sodann zehn oder zwölf Tage nachher bei dem Namengeben (namakarma), der beständig auf seinen heiligen Stand sich beziehen muß, da der Inder mit den Eigennamen sehr peinlich ist und eine Vorbedeutung an dieselben knüpft [57]); ferner bey der ersten Tonsur im zweiten Lebensjahre [58]), und wieder bei der Anlegung der heiligen Schnur. Früh schon tritt er als Brahmacharin in die Classe der Lernenden und erhält einen Lehrer (gurus, wörtlich gravis), der in den Vedas ihn unterrichtet und den er zeitlebens wie einen Vater ehren muß [59]). Vom 8ten bis 15ten Jahre kann die Brahmanenweihe ertheilt werden, wobei der Jüngling den geheiligten Gürtel erhält, den der Vater gleichwohl auf den minderjährigen Sohn bei seinem Tode vererben kann [60]). Es ist dieses eine Schnur, von der linken Schulter herab quer über der Brust getragen, bei den Priestern von Baumwolle, bei der zweiten Caste, welche im 22sten Jahre sie erhalten kann, von Kusagras und bei der dritten, die erst im 24sten Jahre mündig wird, von Wolle. Die Anlegung derselben, womit die Investitur der Parsen mit dem heiligen Gürtel, oder entfernter auch die Weihe des griechischen Jünglings zum Ephebos verglichen werden mag, wird als eine zweite Geburt betrachtet, und daher führen die drei höheren Casten den Namen dvijâs oder Zweigeborne, denn vor dieser Weihe stehen sie sämmtlich mit den Sudras, als Einmalgeborne (ekajâs), auf Einer Stufe [61]). Der Brahmane hat nun mit den Jahren der

56) Manu 5, 32.
57) Ebendas. 2, 30.
58) Ebendas. 2, 65.
59) Ebendas. 2, 145. 225.
60) Theater der Hindus S. 259. Manu 2, 36 bis 63.
61) Manu 2, 169. seq.

Reife die Verpflichtung, zu heirathen [62]), und als Hausbewohner (grihasthas) der Frömmigkeit und dem Lesen der Vedas obzuliegen, Gutes zu thun, und über die Gottheit zu meditiren; oder er tritt in bestimmte Aemter ein und entsagt dem ausübenden Priesterstande, weil es den Brahmanen erlaubt ist, durch jedes nur irgend ehrbare Geschäft sich den Unterhalt zu erwerben [63]). Man findet in einigen Gegenden Indiens Brahmanen, welche sich selbst als Packträger den Reisenden verdingen, ungefähr Dreiviertel der ganzen Caste sind in weltlichen Aemtern, und haben von ihrem Stande nur den Vortheil voraus, daß sie durch eine beßere Erziehung sich auszeichnen, daß ihre Ländereien frei von Abgaben seyn sollen, und daß sie die Erlaubniß haben, von milden Gaben sich nähren zu dürfen, wenn sie völlig verarmen. Im Alter kann der Brahmane den höchsten Grad der Heiligkeit erlangen, wenn er als Einsiedler (vanaprastha) sich zurückzieht, oder als Sannyasi Büßungen sich unterwirft. Bei dem Amte des ausübenden Priesters giebt es ebenfalls verschiedene Grade, die sich auf eine mehr oder minder tiefe Gelehrsamkeit in den Veden beziehen; am höchsten stehen die Gurus, am niedrigsten die Assistenten bei Opfern, Festen und Proceßionen. Der Guru mag gewißermaßen mit einem Bischofe verglichen werden, weil er die Rechte aller Priester eines größeren Sprengels vertritt und von den Contributionen der Gemeinden lebt, oder von den Fürsten eigends besoldet wird; der Guru am Hofe von Tanzore erhielt, als Buchanan das Land bereisete, täglich 250 Pagoden oder 91 Pfund Reis von dem dortigen Raja, besonders wenn er den Fürsten mit seinem Besuche beehrte [64]). Die Gurus reisen durch das Land mit großem Gefolge von Elephanten, Roßen, Palankins und Priesterlehrlingen, deren Geringster schon einen bedeutenden Grad von Heiligkeit hat; gegenwärtig geschieht dieses meist zur Nacht-

62) Manu 3, 1.

63) Ebendas. 10, 80. ff.

64) Buchanan travels in the Mysore 1, 22. seq.

zeit, um Europäer und Mohammedaner zu vermeiden und von ihrem Ansehen nicht einzubüßen, weil jeder Hindu sich vor ihnen niederwirft, um einen Segen sich zu erbitten. — Dieses ist das Ideal des Brahmanenstandes, wie es das priesterliche Gesetzbuch uns schildert, und wie es sicherlich einst in das Leben trat, da die Griechen im Allgemeinen mit dieser Schilderung stimmen. Die Sophisten oder Philosophen des Megasthenes nämlich sind die ausübenden Priester, unter allen am geehrtesten, wenn gleich an Zahl den übrigen Ständen nachstehend; sie verrichteten Opfer, wahrsagten, gingen einfach einher, denn *γυμνός* ist keinesweges von der völligen Blöße zu verstehen, oder sie kleideten sich in Leinwand und Baumwolle, verweilten unter heiligen Bäumen und nährten sich größtentheils von Früchten [65]). Andere, wie Strabo hinzufügt, enthielten sich der Weiber und schliefen auf Matten und Thierfellen (*ἐν ϛιβάσι καὶ δοραῖς*), worin man die eigentlichen Sivabüßer erkennt, welche noch jetzt ein Tiegerfell zu ihrem Sitze wählen [66]). Bekannt waren dem Megasthenes ebenfalls die heiligen Weihen des Brahmanen im Mutterleibe und die verschiedenen Stufen des Unterrichts, denn es wurden Priester zu einer schwangern Brahmanenfrau geschickt und dem Kinde verschiedene Lehrer gegeben. Zur Brahmanencaste gehörten ferner die meisten Magistratspersonen, die Landespräfecten und Zollbeamte, vielleicht selbst die Offiziere und Admiräle (*ναυάρχοι*), überhaupt das Hofpersonale des Fürsten (*οἱ ὑπὲρ τῶν κοινῶν βȣλευόμενοι ὁμȣ̃ τῷ βασιλεῖ*), welche Megasthenes deshalb vereinzelt aufführt, weil sie mit den amtlichen Priestern nichts mehr gemein haben, sondern nur der Abkunft nach zu ihnen gehören müßen: er stellt sie sämmtlich dar als Muster der Weisheit und Gerechtigkeit, welche die Wahrheit sich zum Hauptgesetze gemacht hätten [67]). Bei dem Verfalle des Inderthums aber mogten gerade diese am meisten

65) Arrian Indica 11.

66) Asiat Res. V. p. 37.

67) Arrian Indic. 12.

entarten und mit den Vedabrahmanen zu der furchtbaren Hierarchie sich vereinigen, welche später so grell hervorsticht, und daher mag es kommen, daß die Schriften der silbernen Zeit nicht immer mit gebührender Achtung von den Brahmanen reden. Im Drama wird fast immer ein Brahmane als Hofnarr eingeführt; von einem Papagaien heißt es dort: er krächze wie ein Brahmane, der einen Hymnus aus den Vedas absinge [68]; der König kann selbst schon bei Manu den Mord eines Priesters mit Geld abkaufen [69], und der Hitopadesa sagt geradezu: daß der Brahmanenmörder geachtet bleibe, wenn er reich sey [70]. Von dem unmoralischen Lebenswandel der Priester, wie er jetzt hie und da gerügt wird [71], findet sich indeß im Alterthume auch nicht die leiseste Andeutung: im Gegentheil ist Keuschheit die erste Bedingung, sich Ehre und Ansehen zu erwerben, und die gesammte Literatur weiß einen Priester oder Helden nicht besser zu erheben, als wenn er den Anlockungen zur Unkeuschheit widerstanden habe. Beispiele kennt jeder, der mit dieser Literatur einigermaßen vertraut ist; was aber den Wandel der priesterlichen Brahmanen, nicht der ganzen Caste, betrifft, so möge hier ein Augenzeuge reden, der seine Schilderung von solchen Gegenden entlehnt, wo noch jetzt der Priesterstand nicht so entartet ist, als in Bengalen und im Süden der Koromandelküste: »Diese Männer, die Priester, werden von Europäern niemals gesehen, wenn man nicht zu ihnen sendet; sie wissen nichts von dem, was in der Welt vorgeht, studiren die alte Geschichte, Metaphysik und Logik — und die Laien wenden sich nur an sie in religiösen Angelegenheiten. In der That, wir rufen alle diejenigen zu Zeugen auf, deren persönliche Bekanntschaft mit diesen verläum-

68) Theater der Hindus S. 169.

69) Manu 11, 75.

70) Hitopad. p. 40. Edit. Lond.: Brâhmahâ 'pi pûjyo yasy âsti vipulan dhanam.

71) Wallace Denkwürdigkeiten S. 301. Papi a. a. O. S. 269.

deten Männern sie in den Stand setzt, zu entscheiden: ob sie nicht überall diese Classe von Brahmanen, als die unbescholtensten (most candid), harmlosesten (artless) und einfachsten des Menschengeschlechts gefunden haben [72])?« — Anders ist es freilich in Bengalen, wo allein Benares 1500 liederliche Weiber, ohne die öffentlichen, zählt, und anders an der Südspitze von Dekkan; allein es ist eben so ungerecht, dieses auf das ganze Land auszudehnen, als die Sitten von Portugal und Spanien in ganz Europa vorauszusetzen. Endlich muß noch erwähnt werden, daß die Gesetze es als unmöglich darstellen, daß jemals ein Nichtbrahmane in den Priesterstand aufgenommen werde, jedoch kennt das Alterthum ein Beispiel am Visvamitra, der sich durch furchtbare Büßungen zu diesem Stande erhoben, und in neueren Zeiten soll dieses einem Fürsten durch unermeßliche Geschenke möglich geworden seyn [73]); jedoch sind es die einzigen Fälle, welche zur Kunde gekommen.

Dürfen wir nun noch einen vergleichenden Blick auf den Aegyptischen Priesterstand werfen, so bietet dieser bis in die kleinsten Bestimmungen herab, eine gleiche Ausbildung dar, besonders in der übertriebenen Heiligkeit des Standes und dessen strengem Leben [74]). Ausgenommen bei Festen und Processionen, auf welche die Priester sich lange vorbereiteten, lebten sie von dem Volke getrennt, und gewöhnlich in den Vorhallen und Zellen der Tempel [75]). Hier schliefen sie auf Palmzweigen, oder, wie die tibetanischen Lamen, auf hölzernen Kopfkissen, schoren sich kahl, durften nur in Linnen, aber niemals in Schaafwolle sich kleiden; enthielten sich häufig der Weiber, immer aber des Fleisches und des Weines, und

---

72) S. den Bericht eines Britten im Edinbourgh review 1808. № 25. p. 92.

73) Niebuhr's Reise II. S. 17. ff.

74) Herodot 2, 37. Schmidt de sacerdotio Aegypt. p. 56. seq.

75) Chaeremon bei Porphyrius de abst. 4, 6, Hieronym. adv. Jovin. T. I. p. 55.

Blumenbach mögte aus den stumpfen Vorderzähnen der Mumien den Schluß machen, daß die vegetabilische Nahrung der Aegypter endlich auf die Nationalbildung selbst Einfluß gehabt habe [76]). Die Priester nahmen, wie in Indien, täglich drei= bis viermalige Waschungen und selbst innerliche Reinigungen vor, indem sie durch Brechmittel die genommene Speise hinwegschaften, wie sich auf gleiche Weise die Indischen Devoten abquälen, bestimmte Reinigungstermine halten, und, wenn sie auch nichts als Milch genoßen, sich durch verschluckte Baumwollenfäden zum Erbrechen zwingen, welche Praxis schon Ktesias von den Indern berichtet [77]). Fremdlinge erhielten zu den Aegyptischen Priestern nur mühsam und nach vielen Lustrationen Zutritt, besonders wenn sie von animalischer Nahrung lebten [78]). Der ganze Stand war in Rangordnungen (ταξεις) getheilt, unter denen man drei höhere unterscheidet [79]), den drei Indischen Classen der Brahmanen vergleichbar, die sich ebenfalls bei den chaldäischen Magern nachweisen laßen [80]). Sie unterschieden sich allenthalben durch eine höhere Gravität und an ihren Stäben, die auch bei Manu das äußere Kennzeichen des Ranges sind [81]). Jede Ordnung hatte einen Oberpriester, Prophetes oder Archiereus geheißen, gleichsam einen Guru, an der Spitze [82]), und wer sich im Geringsten gegen die Gesetze verging, wurde ausgestoßen [83]). Den höchstn Rang bekleideten die Hierogrammateis, aller Wahrscheinlichkeit nach, die eigentlichen

76) Göttinger Magazin I. S. 109. II. S. 32f.

77) Ktesias Indic. 24: πίνεσι δὲ τὰ γάλα — εἰς ἑσπέραν ἔμετὸν ποιεῦνται καὶ ἐξεμεσιν ἅπαντα εὐκόλως. Vergl. Asiat. Res. IX. p. 69. Baldäus Beschreibung van Malabar S. 163.

78) Herodot 2, 41. Genesis 43, 32.

79) Genesis 41, 8. Exodus 7, 11. Schmidt a. a. O. S. 23.

80) Porphyr. de abstin. 4, 16.

81) Manu 2, 45.

82) Herodot 2, 37. 143.

83) Porphyrius 4, 8.

Lehrer, welche als Auszeichnung am Haupte Federn trugen, nach Art des Merkur, weil einst ein Habicht die heiligen Bücher gebracht habe [84]). Sie hießen daher Pterophoren, und ihre Pflicht war es, die Religionsschriften zu erklären, deren der Oberpriester wenigstens zehn mußte studirt haben; wie sich in Indien der Claßenunterschied darnach richtete, ob der Priester nur einen, oder alle vier Vedas inne hatte. Die Letztern genoßen weit mehr Ansehen, und suchten dieses durch äußeres Betragen geltend zu machen, etwa wie die Aegyptischen Priester jede Bewegung bestimmt hatten, mit ernstem Gesichte einhergingen, kaum lächelten, und ihre Hände falteten, oder unter den Gewändern verborgen hielten [85]). Die Priester des zweiten Ranges waren hier die Pastophoren, welche in den Tempelhallen wohnten, die heiligen Geräthe unter Aufsicht hatten, und bei feierlichen Umgängen die Pagoden oder Schiffchen mit ihren Götterbildern umhertrugen und auf vierrädrigen Wagen zogen [86]), während der Oberpriester mit dem Nilwaßer in der Hydria voranging, und Andere mit Opfergaben, Oblaten und Schaubröten folgten [87]). Diese Aufzüge kommen auf Aegyptischen Bildwerken häufig vor, und sind von den Indischen kaum zu unterscheiden. Zur dritten Ordnung gehörten die Tempeldiener (νεοκόροι), denen niedere Dienstverrichtungen oblagen. Von activen Priesterinnen finden sich hier, wie in Indien, keine sicheren Nachweisungen, und mit Unrecht hat man auf Denkmälern die Göttinnen, Tempeljungfrauen, oder Opfernden dafür angesehen: erst in den jüngsten Zeiten erscheinen sie in priesterlicher Kleidung, wie die Isispriesterinnen zu Rom.

§. 3. Die zweite Caste, die der Kshatriyas, hat nach der Ableitung der Inder ihren Namen von kshi, zer-

84) Diodor. Sic. 1, 87. Schmidt a. a. O. S. 135. 140.
85) Porphyrius a. a. O. 4, 6. Schmidt S. 20.
86) Herodot. 2, 63. Schmidt S. 199.
87) Plutarch Isis p. 365. Clemens Alex. p. 633. Schmidt a. a. O. p. 124.

stören, und trâ, befreien: von der Verheerung befreiend, richtiger aber wol vom Schützen (kshat), weil es ihre Pflicht ist, den Staat zu bewachen, zu regieren und im Kriege die Waffen zu führen. Es sind die πολεμιςαί des Megasthenes, nach den Ackerbauern die zahlreichsten, und eine freie und fröhliche Caste, wie der Grieche hinzufügt, die reichlichen Sold aus dem öffentlichen Schatze erhielt. Der Name selbst, der auf die angegebene Weise allein richtig ist, hat sich bei den Alten häufig noch erhalten: unstreitig sind die Ξάθροι bei Arrian mit Schlegel auf die Kriegercaste zu beziehen [88]), so wie die ketriboni sylvestres bei Plinius auf die schöne Waldgegend (kshatriyavana) im südlichen Indien, als Hauptsitz der Kshatriyas [89]). Ob die tapfern und kampferfahrnen καθαροί [90]), und die καθαῖοι im Penjab [91]) ebenfalls auf die Krieger zu beziehen seyen, ist bezweifelt worden, es mögte aber dafür sprechen, daß ihre Wittwen ausschließlich sich verbrannten, welches bekanntlich der zweiten Caste am meisten eigen ist. Uebrigens ging bei den Persern, deren Verfaßung ursprünglich dem Castenwesen der Inder nachgebildet war, der Name kshatriyapas (Herr der Krieger) auf einen Gouverneur und Statthalter über, daher Satrap [92]); von dem umgekehrten patikshatriya leitet sich hier, durch die bloße Composition sich unterscheidend, Padischah und Pascha, Fürst ab. — Aus dem friedliebenden Character der Indischen Nation und den wenigen Veranlassungen zum Kriege mit Auswärtigen läßt sich schon im Voraus schließen, daß die Kriegercaste nicht lange als eine streng

---

88) Arrian Expedit. Alex. 6, 15. Schlegel Indische Biblioth. I S. 249.

89) Asiat. Res. IX, p. 53.

90) Diodor. Sic. 17, 92. vergl. Lassen de Pentapotamia p. 23.

91) Arrian de Exped. Alex. 5, 22. Strabo p. 699. vergl. Vincent voyage de Nearque p. 77. übers. von Billecoq.

92) Mit Σατράπης ist nicht zu verwechseln Ζατράπης und Ἀζαραπάτεις bei Hesychius: οἱ εἰσαγγελεῖς παρὰ Πέρσαις, denn dieses ist unstreitig das sanskrit. acharapatis, Gesandter.

abgesonderte bestehen konnte: am ersten mogte sie noch dadurch sich erhalten und auf ihre Rechte bestehen, weil der König ausschließlich aus ihrer Mitte gewählt werden mußte; allein schon aus alten Schriften und deren Aussprüchen: daß die Kshatriyas am angesehensten seyen, wenn sie als actives Militär auftreten [93]), wird ersichtlich, daß sie in andere Beschäftigungen hinübergriffen. Und so finden wir in der That die jetzigen Ueberreste dieser Caste, die Rajaputras und Nairs auf Malabar, als Handelsleute wieder, während sie noch zur Portugiesenzeit unter ihrem alten Namen (Zetires) das Militär ausmachten, zugleich aber mit Seide, Perlen, Gold und Silber handelten [94]). Noch Juan de Barros beschreibt die Nairs als die streitbarste Menschenclaße auf Malabar, welche gleichsam den Adel des Landes ausmache. Vom siebenten Jahre an würden sie in den Waffen geübt, und ihre kriegerischen Angriffe pflegten mit vieler Kühnheit ausgeführt zu werden. Von den Rasbuten behauptet derselbe, daß sie die stärksten und tapfersten Menschen seyen, welche vormals ganz Guzerate, jetzt aber die Gebirge besäßen. Sie seyen groß, wohl gewachsen und streitbar, und halten sich nicht an die pythagoräischen Grundsätze der Banyanen. Ihr Staat bilde eine Art von Gemeinwesen, und werde von den Aeltesten regiert [95]). Die Einzigen, welche noch jetzt ihrem Berufe völlig getreu geblieben sind und den Krieg für die angenehmste Beschäftigung halten, sind die merkwürdigen Mahratten, die sich erst in neueren Zeiten wichtig gemacht, aber durch eine zügellose Anarchie und Wildheit gezeigt haben, wie gefährlich es dem Indischen Staatskörper werden konnte, wenn der Kriegerstamm entartete und von ihm sich losriß. Dieser Entartung der Caste gedenkt bereits Manus, wenn er von ihr eine Menge barbarischer Stämme

93) S. Colebrooke in Asiat. Res. V. p. 63.

94) Maffei hist. Indic. p. 25. Alvarez bei Ramusio I. p. 126.

95) Juão de Barros bei Soltau: Geschichte der Eroberungen der Portugiesen I. S. 269. IV. S. 259.

ableitet, die zum Theil bekannte Namen tragen, wie **Chinas**, **Pahlavas**, **Sakas**, **Yavanas**, **Kambojas**, **Barbaras**, **Hâritâs**, **Kirâtakas** und **Mlechhas** [96]). In einer jüngern Episode des Ramayana werden sie ebenfalls aufgeführt, aber noch kämpfend für die Brahmanen, und dieses wol in der Absicht, um es geltend zu machen, daß selbst ausgestoßene Barbaren die Rechte der Priester dereinst vertreten hätten, zumal da diese Namen alle die, dem Inder bekannten, auswärtigen Völker umfassen sollen. Hieran ist wol eben so wenig zu zweifeln, als daß der Vers selbst erst später in das Gesetzbuch eingeschoben worden, daher wenigstens die historischen Thatsachen, die man daraus hat ziehen wollen, sämmtlich dahinfallen, und wir erlauben uns hier nur einem Jeden, der noch aus dieser Stelle mit Jones die Abstammung der Chinesen von den Indern behaupten wollte, die Worte Klaproths, ohne gerade deren Polemik zu theilen, entgegen zu stellen: »Er bedenke den völligen physischen und moralischen Unterschied beider Nationen; er stelle den Chinesen mit seinen Schweinsaugen, vorstehenden Backenknochen, plattgedrückter Nase und flachem Gesichte gegen den, bis auf die Farbe, europäisch schön gebildeten Hindu. Er ergründe das unendliche Religionssystem der Brahmanen, und halte es gegen den einfachen, auf Furcht gegründeten Glauben der alten Bewohner China's, den man kaum Religion nennen kann. Er betrachte die strenge Abtheilung der Hindus in Casten, Abtheilungen und Unterschiede, für die der Bewohner des Reichs der Mitte selbst kein Wort hat. Er vergleiche das trockne, prosaische Gemüth des Chinesen mit dem hohen poetischen Geiste des Anwohners des Ganges und Jumna. Er höre das unter Saraswati's Schirm zur höchsten Blüthe gediehene Sanskrit neben der unharmonischen Sprache der Chinesen. Er beachte schließlich die Literatur der Letztern, voller Thatsachen und wißenswürdiger Dinge, und wäge sie gegen das gehaltlose, philosophisch-ascetische Geschreibsel der

---

96) **Manu 1, 37. 2, 23. 10, 12. 43 bis 45.**

Inder, welche selbst die höchste Poesie durch Unaufhörlichkeit zur Langenweile abgestimmt haben [97]).“

Das Erlöschen des Indischen Kriegerstammes scheint durch die immer wachsende Hierarchie nicht wenig gefördert zu seyn, etwa wie in Aegypten, wo ebenfalls unter den Lagiden keine Militaircaste mehr vorhanden war [98]). In älteren Zeiten mogte jedoch der Stand bedeutende Vergünstigungen genießen; die Krieger durften selbst Opfer verrichten, und das Studium der Veden ward den Fürsten und Helden zur heiligsten Pflicht gemacht [99]): immer ein Beweis, daß die Priester sie von ihrer Bildung nicht ausschließen konnten oder mogten, wenn sie gleich eine Menge von Clauseln erfanden, damit der Kshatriya sich niemals den Rang eines Brahmanen anmaßen könne [100]). Schon Philostratus hatte von den Indischen Königen gehört, oder in seinen Quellen gefunden, daß ihnen jedwede animalische Speise, besonders Wild, Geflügel und Fische, das Rind allein ausgenommen, unverwehrt sey [101]), und dasselbe ist noch gegenwärtig bei den Nachkommen der alten Kriegercaste der Fall [102]).

Die edlere, gewerbtreibende Claße überhaupt, die sich vom Ackerbaue an bis zum Handel in die vielseitigsten Gewerbsverzweigungen theilt, bildet die dritte Caste, nämlich die der Visâs, oder mit abgeleiteter Form Vâisyâs, gleichsam Anwohner (von vis, wohnen, woher auch vesa, Gewerbe). Zu den Vornehmsten unter ihnen rechnet das Indische Alterthum die Kaufleute und Ackerbauer, und selbst der Brahmane darf, ohne sein Ansehen zu schmälern, zu diesen

97) Klaproth Beleuchtung und Widerlegung der Forschungen des Herrn Schmidt S. 94.

98) Drumann rosett. Inschrift S. 161.

99) Manu 2, 154. 7, 43, 12, 85. Nalus 1, 3. 12, 50. u. öfter. Daß sie einen eigenen Veda gehabt, wie vorgegeben worden, läßt sich durch kein directes Zeugniß erweisen.

100) Manu 10, 95.

101) Philostratus vit. Apollon. 2, 12.

102) Papi Briefe über Indien S. 271.

Beschäftigungen herabsteigen, weil die alte Verfaßung ihr Hauptaugenmerk auf Population und Industrie gerichtet hatte und daher jene beiden Gewerbszweige ausnehmend begünstigte. Die Handelsleute werden in den ältesten Schriften rühmlichst hervorgehoben, und das Gesetz giebt, in Beziehung auf sie, eine Menge Vorschriften, die den Wohlstand des Landes bezwecken sollen, und auf welche wir noch zurückkommen müßen [103]). Die jetzigen Banyanen, d. h. **Banijas**, Handelsleute, sind nur schwache Schatten der früheren Großhändler, indeß haben sie auch gegenwärtig noch den Handel in Händen, und beweisen sich hierin, wie Barros versichert, mit Ausnahme der Chinesen, als die Gewandtesten unter allen Nationen, welche sie durch ihre Handarbeiten sämmtlich übertreffen [104]). Mit ausgezeichneten Vergünstigungen, tritt unter den Visas ebenfalls der ackerbauende Stand hervor, und es giebt Andeutungen, nach denen man glauben mögte, daß der Name Vaisyas einst ausschließlich diesem Stande eigen gewesen [105]). Selbst die Fürsten sollen sich im Landbaue unterrichten lassen [106]), und **Visampatis**, Beschützer des dritten Standes, ist der ehrenvolle Beiname eines Königs, unter andern des Nalas, über deßen Heimkehr sich die Visas ausschließlich freuen [107]). Vom Kriegesdienste war der Landmann völlig befreit und seine Felder unantastbar, wie es hier wieder der getreue Megasthenes mit den Indischen Schriften einstimmig berichtet: die Caste der Ackerbauer sey sehr zahlreich, führe keine Waffen, sondern beschäftige sich, gegen einen Tribut an die Könige und freien Städte, gänzlich mit dem Feldbaue; auch könne er zur Zeit des Krieges ruhig seinen Acker bestellen,

---

103) **Manu 9, 329.**

104) **Soltau a. a. O. Bd. IV. S. 239.**

105) **Manu 1, 59. 9, 327.**

106) **Manu 7, 43.**

107) **Nalus 1, 31** und öfter.

denn es sey den Soldaten nicht erlaubt, diesen zu verwüsten [108]). Zu dieser Claße scheinen auch die von ihm erwähnten Hirten und Jäger (ποιμένες, βουκόλοι καὶ θηρευταί) zu gehören, weil sie die Caste der Vaisyas allerdings mit einschließt, wenn nicht der Grieche einige tributbare Stämme von vagirenden Parias unter dieser Rubrik begreift. Die dritte Caste hat ebenfalls Theil an Opfern und Vedas, und aus ihrem Ansehen wird die Cultur des alten Indiens einigermaßen begreiflich, die selbst im Indusgebiete den Macedoniern auffallen konnte, da sie den allgemeinen Wohlstand und die Volksmenge einmündig hervorheben. Auch jetzt noch, wo der Agriculturzustand in Indien so unendlich gesunken, hat sich der Erfolg der alten Verfaßung nicht ganz verwischen können, denn im Allgemeinen zeigt sich die Betriebsamkeit und Industrie weit größer unter den Eingebornen, als unter den Mohammedanern [109]); und besonders sind es Handel, Ackerbau und Viehzucht, zu denen vorherrschende Neigung den Inder hinzieht, wenn seine Lage nur irgend sie begünstigt, wie unter andern auf Yava, wo nur ein kleiner Theil der Hindus anderen Gewerben obliegt [110]). Mit Sicherheit wenigstens darf behauptet werden, und die Beweise dafür dürften im Verfolge sich verstärken, daß der Landbau bei den alten Indern in weit größerem Flore gewesen, als bei den Anwohnern des Nils; der Pflug auf Aegyptischen Denkmälern kommt ganz dem Indischen gleich [111]), ist aber wahrscheinlich ein Geschenk der Griechen; man machte von demselben nur in Ober-Aegypten Gebrauch, und begnügte sich in den Niederungen des Landes damit, die Saat durch Schweine in den Schlamm treten zu lassen [112]).

108) Arrian Indica 11.

109) S. Transactions of the Roy. As. Soc. I. p. 483.

110) Raffles history of Yava I. cap. 3.

111) S. Description de l'Egypte I. Planche 68.

112) Herodot 2, 14. vergl. Aelian Hist. Anim. 10, 16. Es ist bekannt, daß Wesseling, Larcher u. A. ὗς entweder von einer Furche

Der Name der Sûdras, oder der **vierten Caste** ist dunkel, und würde, der Ableitung nach, wie es auch die Inder annehmen, **Flüchtlinge** bedeuten (von sud, fliehen); mit kshudra, **unrein**, darf man denselben nicht in Verbindung bringen, etwa weil Dionysius Periegetes die Σκόδροι als einen besondern Völkerstamm in den Indusgegenden namhaft macht, denn hier hat die Variante Σόδροι das Uebergewicht [113]: sicherlich aber beziehen sich diese auf die vierte Caste, sowohl wie die Sudrakae bei Plinius, besonders weil sie als rohe Sivaiten sich darstellen [114]). Von dem Gesetze werden die Sudras auf kein bestimmtes Gewerbe hingewiesen, denn die zahlreiche Caste bildet das eigentliche Volk, wesentlich verschieden von den drei höhern Ständen, ohne deshalb gerade als unrein zu gelten. Die Caste darf sich mit allen Gewerben, Handwerken und Künsten befassen, sogar dem Handel obliegen [115]); zu den höchsten unter ihnen werden jedoch diejenigen gerechnet, welche aus eigenem Antriebe Diener der Brahmanen werden. Von dem Lesen und Hören der Vedas ist sie gänzlich ausgeschloßen [116]), und dieses mogte ein Vortheil für ihre religiöse und sittliche Bildung werden, da sie andere und weit anziehendere Schriften und Religionsbücher in Händen hat. Die Sudras sind in Zünfte getheilt, die unter ihrem Altmeister eines jeglichen Gewerbes stehen, und insoweit ein Gericht für sich bilden, als sie jedwede Streitigkeit in ihrer Zunft auszugleichen, für die Ausstattung der Mädchen, und andere Gegenstände dieser Art zu sorgen haben. Es wird aus dieser Einrichtung der Caste begreiflich, einmal, wie die Griechen sie nicht genau absondern konnten, da ohnehin, wie wei-

---

verstehen, weil Plinius (18, 18) von diesen porcellas gebraucht, oder dafür βõς lesen wollen. Beides kann nach dem Contexte bei Herodot nicht stattfinden.

113) **Dionys. Perieg.** vs. 1142. vergl. **Diodor. Sic.** 17. 102.

114) **Plinius** 12, 12. S. **Lassen** de Pentapot. Indic. p. 28.

115) **Manu** 10, 120. **Asiat. Res.** V. p. 63.

116) **Manu** 9, 334. Brâhmanavilâpa 2, 16: **begierig — wie Sudras nach dem Hören der Vedas.**

ter unten erhellen wird, die ganze Abtheilung eine willkürliche ist, denn sie umfaßt sowohl die Künstler (ἐργαζόμενοι τὰς τέχνας) bei Strabo, als die Kaufleute bei Plinius und das δημιουργικὸν καὶ καπηλικὸν γένος bei Arrian, wozu auch die Schiffbauer und Flußschiffer gehörten. Sodann läßt sich aus den Verpflichtungen der vierten Caste, Diener der drei höhern Stände abzugeben, erklären, wie die Alten zu dem einstimmigen Urtheile kamen, daß es bei den Indern keine Sclaven gebe [117]), denn als solche werden die Sudras, dem Gesetze nach, nicht betrachtet, sondern eigentliche Leibeigene müßen erst durch Gefangenschaft oder Kauf erworben werden [118]). Die Parias scheint Megasthenes nicht gesehen zu haben, wenn er an die spartanischen Heloten denkt und ausdrücklich versichert, daß solche Sclaven bei den Indern durchaus nicht angetroffen würden.

Dem Indischen Alterthume sind durchaus nur diese vier Hauptstände bekannt, und sie werden unzählige Male zusammen aufgeführt, besonders mit dem Zusatze, daß die erste Caste die beste und geehrteste sey, der Kshatriya Macht besitze, der Vaisya Reichthum sammele und der Sudra zum Dienste der Zweimalgebornen sich bestimme [119]). Unter den Alten ist vielleicht Plinius der Einzige, der diese Zahl einigermaßen bestimmt angiebt, nämlich Staatsverwalter, Soldaten, Kaufleute und Landbauer [120]), während Megasthenes und alle, die ihm folgen, sieben oder mehre Stände nachweisen wollen: Sophisten, Ackerbauer, Hirten und Jäger, Künstler und Handwerker, Krieger, Aufseher und Beamte, und endlich die Räthe des Königs [121]). Allein es erhellt

117) Arrian Indic. 10. Diodor. 2, 39.

118) Manu 9, 414. Vergl. Rhode a. a. O. II. S. 570.

119) Râmây. 1, 12, 19. Hitopades. p. 105. Edit. Lond: Varnasreshto dvijas pûjyas, Kshatriyo balavân api, Dhanadhânyâdiko Vaisyas, Sûdrastu dvijasevayâ.

120) Plinius. 6, 19.

121) Arrian Ind. 11. Diodor. Sic. 2, 40. Strabo p. 484. (1029).

aus dieser Abtheilung, daß man untergeordnete oder abgeleitete Mittelstufen für besondere Casten gehalten und somit Sophisten und Räthe als Brahmanen, Ackerbauer und Hirten als Visas, Krieger und Aufseher als Kshatriyas zusammenfallen, jedoch so, daß die meisten Beamten dem Priesterstande gleichfalls angehören. Auf die Zahl Sieben mogte die Heiligkeit derselben einwirken, denn gerade dieselbe Anzahl von Casten wollen die Alten bei den Persern nachweisen, da doch die Zendavesta ebenfalls nur vier anerkennt, welche, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Wahl des Standes frei gelassen ist, noch jetzt bei den Guebern sich finden [122]). Auf eine gleiche Zahl führen auch, trotz aller Abweichungen bei den Alten [123]), die Aegyptischen Casten zurück, denn immer lassen sich Priester, Soldaten, Künstler und Ackerbauer als die Vorzüglichsten nachweisen, welche unabänderlich an ihren Beruf gebunden waren und von dem Vater auf den Sohn ihre Handthierung vererbten. Das Mißverständniß war allenthalben bei den vielen Unterabtheilungen wol zu entschuldigen, da es noch gegenwärtig von Reisenden fortgepflanzt wird, welche häufig sogar ganze Völkerschaften als abgeschloßene Casten aufführen [124]). Was nun das Abtheilen eines gesammten Volkes in vier Claßen betrifft, so konnte es an sich nur eine Chimäre seyn, und mehr noch würde es das Festhalten einer jeglichen Caste werden, wenn wir die dahin bezogenen Aussprüche des Gesetzes als positiv zu fassen hätten. Zwar steht hier nicht, wie in Aegypten, die Todesstrafe auf das Verlaßen der Caste, aber doch ein allmähliges Sinken in der Achtung; die drei ersten Stände dürfen zwar unbedingt unter einander heirathen, allein es wird von dem priesterlichen Gesetze angenommen, daß durch eine solche Castenmischung (varnasankara) die Geschlechter immer mehr von der Urvollkom-

122) S. Anquetil Duperron Reise S. 700.

123) Herodot 2, 109. 141. 163. 167. Diodor 1, 74. Strabo p. 1135.

124) Z. B. Ives Reise I. S. 52.

menheit abfallen, und Megasthenes hatte demnach völlig Recht: daß es dem Inder nicht erlaubt sey, von einem Geschlecht in das andere zu heirathen, sein Geschäft zu verlassen, oder mehre zu übernehmen [125]). So stammen bei Manu die Astronomen, Tonkünstler und Andere unmittelbar von den drei obern Casten ab [126]); die Aerzte (vaidyâs) von einem Brahmanen und einer Vaisya; die Pächter von einem Kshatriyas und einer Sudri, und der Stand sinkt immer mehr herab, je weiter sich die niedrigen oder bereits gemischten Casten verzweigen. Da aber das Gewerbe von dem Vater auf den Sohn forterbt, und nur in den höchsten Ständen die Linie der Mutter einige Geltung hat, so folgt hieraus, daß Vornehme, wie die Priester und Krieger, sich mit geringerem Nachtheile Weiber aus niederen Ständen wählen dürfen, dahingegen Männer der vierten Caste mit Frauen der höheren nur verachtete Geschlechter, wie Schuhmacher, Fischer, und andere erzeugen. Die erblichen Oberhäupter sollen als Zunftmeister für die Reinheit ihres Gewerbes haften und das Eindringen eines anderen Standes verhüten [127]), aber schon bei Manu giebt es der Mittelclassen und Handwerke eine unzählige Menge, welche die Willkür recht augenfällig machen und überdieß Zeugen einer fortgeschrittenen Betriebsamkeit sind [128]). Aus jeder Caste ohne Unterschied kann sich der Inder dem Einsiedlerstande hingeben, wie es gleichfalls schon der Gesandte des Seleucus berichtet [129]), und dadurch gewißermaßen die Heiligkeit eines Brahmanen erlangen; außerdem sind Alle dem Gesetze unterworfen und, bei aller Freiheit in religiösen Meinungen [130]), zu den Hauptgeboten der Brahmanischen Religion verpflichtet. Wie aber von der einen Seite die

125) Arrian. Indica 12. Diodor 2, 41. Strabo p. 486.

126) Manu 10, 6.

127) Theater der Hindus S. 88.

128) Manu 10, 6. ff.

129) Arrian Indica 12. Strabo p. 486.

130) S. Papi Briefe S. 47. und Theil I. S. 376.

Brahmanen an die Götter selbst reichen, so verschmelzen dagegen die untersten Mischlinge der Sudras fast gänzlich mit den Parias, zu deren Gemeinschaft ebenfalls die Ausgestoßenen hinabsinken. Der Sohn eines Sudras mit einer Brahmanin ist, nach einstimmigen Zeugnißen, der geächtete Chandâla [131]), dem Paria völlig gleich geachtet, und im Ramayana beschrieben als scheußlich entstellt, mit schmutzigem Gewande, oder in ein Bärenfell sich hüllend, kupferfarbig oder affenbraun, mit entflammten, rothen Augen [132]), weshalb auch die Sudras von den Europäern so oft mit den Parias verwechselt worden sind. Fast eben so verachtet erscheint die alte Jägernation der Naishadas, die als Söhne der Brahmanen mit einer Sudri betrachtet werden [133]) und vielleicht schon bei Ktesias unter dem Namen *καλύςριοι* gemeint sind, als ein schmutziges Hirtenvolk, welchem hohe Gebirge und Höhlen zum Aufenthalte dienten [134]). Der Name würde im Sanskrit (kalasiras) Schwarzköpfe bedeuten, wie ja auch die Verachteten unter den Kalmücken heißen [135]), womit sodann Palladius stimmen und eine angefochtene Lesart gerettet würde [136]).

§. 4. Wir dürfen die Indische Einrichtung der Casten nicht verlassen, ohne noch einige Betrachtungen über dieselbe hinzugefügt zu haben. Das Alter derselben verliert sich, wie bemerkt, in die frühesten Zeiten und das Institut wird, wie alles Mythische, auf den Brahman zurückgeführt [137]); es

---

131) **Manu** 4, 79. 8, 373. 10, 12. 16. 51. **Asiat. Res.** V. p. 60.

132) **Râmâyana** 1, 45, 10. seq.

133) **Manu** 4, 215. 10, 8. 18. 46. bis 50.

134) **Ktesias** Indic. 20. seq.

135) **Bergmann** Nomadische Streifereien II. S. 36.

136) **Palladius** de Brachm. p. 6: *Εἰσὶ δὲ καὶ οἱ Βιθσάδες* (Nishadas!) *ἀνθρωπάρια κόλοβα, μελανοκέφαλα* (wofür **Schneider** zu **Aristot.** Hist. Anim. 8, 27. nach Handschriften *μεγαλοκέφαλα* liefet), *ἄκαρτα καὶ ἁπλότριχα.*

137) **Manu** 1, 31. 88.

knüpft sich an das Zeitalter der Veden an, ohne welche der Brahmanenstand nicht bestehen konnte, ja diese Bücher selbst haben theilweise die Einrichtung vor Augen, denn der Samaveda erwähnt der Chandalas, der Yajurveda der Brahmanen und Kshatriyas [138]). Dabei waren, so weit unsere Geschichte reicht, die Casten über ganz Indien verbreitet: aus den Geschichtschreibern Alexanders lassen sich viele Beweisgründe gewinnen, daß selbst in den Indusprovinzen, welche von den Indischen Schriften nicht zu dem reinen Indien gezählt werden, brahmanische Verfaßung und Disciplin geherrscht habe, wie es auch der Ramayana voraussetzt, und Megasthenes bedient sich geradezu des Ausdruckes: das Indische Volk (τῶν Ἰνδῶν πλῆθος) zerfalle in mehre Stände. Wir nehmen hier als gewiß an, daß der Buddhacultus, welcher die Casteneintheilung aufhob, nicht nach dem sechsten Jahrhunderte vor Chr. entstand, und daß die Gesetze des Manu noch früher vorhanden gewesen: Sätze, die zum Theil schon ihre Begründung fanden und in der Folge noch eine festere gewinnen werden; und so haben wir in diesem Gesetzbuche selbst, welches sich gänzlich auf die Casten stützt, einen Verbürg für deren hohes Alter, zugleich aber einen Beweis von einer schon damals in der Civilisation weit vorgeschrittenen Gesellschaft. Erst wenn die Bedürfniße der Menschen sich mehren, können die Erzeugniße der Künste so complicirt werden, daß Uebung und Unterricht dazu gehören, dieselben zu erlangen [139]), und diese Theilung der Professionen geht schon bei Manu, wie das zehnte Buch beweist, in die kleinsten Subdivisionen über [140]). Unstreitig wol sind die genauern Bestimmungen der Untercasten und das beständige Zurückführen auf diesen und jenen Vater mehr Spitzfindigkeit des Gesetzbuches, als des Lebens, und selbst die Strenge, womit ein Jeder an sein bestimmtes

---

138) S. Bopp Conjugationssystem S. 283. 300.

139) S. Robertson Geschichte von Amerika II. S. 320.

140) Man vergl. die gründliche Abhandlung über die Untercasten von **Colebrooke** in Asias. Res. V. p. 53. seq.

Fach sich bindet, wodurch sein Schicksal unabänderlich durch Religion vorgeschrieben, von Geschlecht zu Geschlecht fortdauert, scheint verhältnißmäßig neuer zu seyn, eben weil mit jener ursprünglichen Strenge die unzähligen Mittelclassen nicht hätten entstehen können, und die fortgehende Cultur gänzlich hätte stocken müßen, wenn einst für die kleinsten Verrichtungen bestimmte Casten abgesteckt waren: allein daß sie gerade bei Manus als vorhanden gedacht werden, ist für den damaligen Culturzustand Indiens von der größten Wichtigkeit.

Von jeher haben sich gegen die Indische Castenverfaßung ungünstige Stimmen vernehmen lassen, weil man sie entweder nur nach dem Gesetzbuche, oder nach dem Zustande, wie sie in Bengalen sich darstellen, beurtheilte. Man hat die Caste als eine Schranke betrachtet, über welche die Bildung nicht hinausdürfe; sie sey eines erleuchteten Gesetzgebers durchaus unwürdig, und mache Sittlichkeit und wahre Cultur ewig unmöglich. Wenige nur, wie etwa Robertson in seiner vortrefflichen Untersuchung über das alte Indien, haben sie aus einem andern Standpunkte angesehen; Keiner aber hat, wie es scheint, die alten Schriften des Volkes, im Vergleiche mit dem ideellen Gesetze und dem Leben des Inders vereint, so gewürdigt, als es hätte billigerweise geschehen sollen. Nehmen wir einmal die strengste Sonderung der Casten, wie es Manu verlangt und der jetzige Priesterstand sie als Pflicht fordert, im wirklichen Leben als bestehend an: sollten auch dann nicht einige Vortheile daraus zu gewinnen seyn für ein Volk, welches anfänglich durch beschränkende Formen gezügelt seyn wollte? Unläugbar wenigstens hat der Hindu seinen Ruhm der Gewerbvollkommenheit der Caste zu danken, denn da er von Jugend an seine Stellung kennt, so ist natürlich, daß er all sein Streben darauf richtet, das ihm angeerbte Geschäft zur höchsten Vollendung zu bringen, und daher sind manche Gewerbe bei ihm seit den ältesten Zeiten und mit den einfachsten Instrumenten so gediehen, daß die verfeinertsten Nationen sie nicht erreichen konnten. Bekannt sind in dieser Hinsicht die Indischen Webereien: die feinsten Moußeline,

welche die Römer **ventum textilem** und **nebulam linteam** zu nennen pflegten, von denen zwanzig und mehre Ellen in eine kleine Dose gehen, werden auf einem Webstuhle von vier in die Erde gerammten Pfählen mit einer großen Gewandheit verfertigt und von keiner Nation nachgemacht [141]). Aurengsaheb tadelte einst seine Tochter, daß sie ein zu feines Gewand angezogen und sich keuscher kleiden müße, worauf sie nachwies, daß sie nicht weniger als sieben Gewänder von diesem Moußeline trage, und der Hindu weiß ein zerrißenes Stück Neßeltuch, welches, auf Gras gelegt, nur wie ein flüchtiger Nebel erscheint, so geschickt zusammen zu fügen, daß auch das schärfste Auge nicht die Spur entdeckt. Die Werkstätte der Goldarbeiter besteht aus einer Scherbe, statt des Ofens, einer Röhre, statt des Blasebalges, und einer schlechten Zange, aber dennoch hat Niemand ihre feinen Filigranarbeiten und ihr zartes Laubwerk auf Chrystall und andern spröden Körpern übertroffen [142]), obgleich sie bei dieser statarischen Kunstfertigkeit selten Etwas ohne Muster verfertigen. Durch das Castenthum ferner hatte die Nation den Vortheil, sich rein in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten zu können, da keine Fremdlinge sich in einem Lande niederlassen mogten, wo sie, bei aller religiösen Duldung, als Geächtete jedwedes Umgangs entbehren mußten, denn sowohl Mohammedaner als Christen werden zu den Chandalas gerechnet: aber eben dadurch entstand auch der Nachtheil, daß die Bildung isolirt blieb, daß fremde Kunst und Sitte keinen Eingang gewannen. Durch die Casten konnte in Indien der monarchische Despotismus niemals recht die Oberhand gewinnen, da alle Privilegien und Statuten der Stände unverbrüchlich festgesetzt waren, und der König in seiner Claße denselben Pflichten unterworfen ward, welche der ganze Kriegerstand vor Augen haben mußte, und von der andern Seite die Brahmanen den Fürsten im Zaume hielten: die Priester

---

141) Vergl. Stephan. Byzant. s. v. Darsania. Papi Briefe S. 399, 400.

142) Orme a. a. O. I. p. 89. Thevenot Voyage p. 113.

aber können nach ihren strengen Instituten auf Gewalt und Herrschaft keinen Anspruch machen, und die despotische Hierarchie der spätern Zeit ist erst Entartung des alten Inderthumes. Anfänglich war diese Einrichtung gewiß gut und milde, weil sie im entgegengesetzten Falle keine Anerkennung, feste Dauer und Umfang würde erlangt haben; die Gesetzgeber suchten die Cultur des Volkes in Religiosität, guten Sitten und nützlichen Künsten, sie gingen auf Sanftmuth, Mäßigkeit und Keuschheit aus, und schon als Erzieher der Jugend haben die Brahmanen ein Verdienst wie kein Stand bei irgend einem Volke der alten Welt, da sie selbst einfacher Sitten sich beflissen und kein Streben nach irdischen Gütern sie beseelen sollte. Erst als die Gerechtigkeit handhabende Caste der Brahmanen den Sinn für das Gute und Heilige verloren und sich in stolzer Anmaßung für die Herren der Schöpfung erklärt hatte, als sie das Volk mit den Banden der Caste immer enger zu umstricken trachtete, erst dann wirkte diese Institution auf die Volksbildung verderblich ein. Indeßen hätte bei Betrachtung der Casten vor allen Dingen berücksichtigt werden sollen, daß Manus Gesetz niemals in seiner ganzen Strenge ausgeübt worden, und daß es fast denselben Gang genommen, wie die Levitischen Anordnungen, die zuerst eine Zeitlang im Volke lebend, durch immer wachsende Priestergewalt befestigt, endlich mit ihren kleinlichen Vorschriften der jüngsten Zeit aufgeschrieben, und zum Theil befolgt wurden, als der jüdische Staat bereits seinem Untergange sich nahte. Die priesterliche Geschichte hat es auch hier genugsam gerügt, wie oft die Gesetze umgangen worden und wie unwillig der Geist den Feßeln sich gefügt habe, gerade wie es in Indien der Fall ist, wo selbst in der jüngeren Zeit, nachdem die Hierarchie die höchste Stufe der Tyrannei erreichte, so manche Schranke durchbrochen worden. Wir sehen dieses bereits zu den Zeiten der Macedonier im Penjab, welches von jeher in freieren Kreisen sich bewegte, wie eine ganze Stadt der Brahmanen sich in kriegerische Verhältniße einläßt, und wo nach dem Mahabharata das Land

der Caste so locker gewoben ist, daß es fast unbeachtet scheint. Die dortigen Inder waren so weit davon entfernt, ihrem Gewerbe fest anzuhängen, daß sie augenblicklich von Haaren die Schwämme nachmachten, welche sie bei den Griechen erblickten [143]), wozu also keine eigene Mittelcaste bis dahin sich gebildet hatte. Und wie vertrüge es sich mit den Casten, wenn die Trennung so scharf wäre, als einige Berichterstatter es uns einreden wollen, daß der Inder nach europäischen Mustern arbeitet, um sich den Abnehmern gefällig zu machen [144])? wie mögte wol diejenige Caste entstehen oder Fortgang haben, welche gegenwärtig mit der Englischen Sprache und Literatur sich beschäftigt, oder die, welche Pistolen und Schnupftabaksdosen mit französischen Devisen verfertigt [145])? Von jeher gab es in Indien eine zahlreiche Menge von Anhängern derjenigen Religionsphilosophie, welche den Namen jnâna führt, und diese wenigstens achten keinen Castenunterschied, sondern eßen mit jedem Menschen, und werden deshalb im Geringsten nicht als Ketzer, vielmehr noch als Weise betrachtet [146]). Von jeher treiben die Kshatriyas Handel und Gewerbe, selbst Sudras haben, wie der tapfere Mahrattenanführer Mararow, Fürstenthümer an sich gerißen [147]), und im Alterthume schwang sich bekanntlich Sandrakottus aus niederem Stande zum Alleinherrscher auf, wie nicht sowohl die Geschichte verbürgt, als selbst sein Name andeutet, der nur einem Vaisya zukommt. Und so dürfen wir wol mit dem gründlichsten Kenner des alten Inderthums und des jetzigen Volkslebens schließen, daß aus den unzähligen Mischungen hervorgehe, wie eigentlich kein Stand abgeschloßen sey, als das Brahmanenthum [148]), oder

143) Strabo p. 493.

144) Munro bei Sprengel: Neue Beiträge zur Völkerkunde. VII S. 80.

145) Heber Journal II. p. 366. 382.

146) Sacrze[illegible] Indischer Kirchenstaat S. 435.

147) Papi Briefe S. 142.

148) Colebrooke in Asiat. Res. V. p. 64.

mit einem neuern Werke einstimmen, wenn es zu zeigen sich bemüht, daß die ganze Casteneintheilung in Indien null und nichtig sey [149]). In der That greifen selbst da, wo eine strenge Absonderung angenommen wird, die Stände so unmerklich in einander, wie in jedem andern Staate, und zwar in dem Maaße, daß sie dem Unkundigen fast verborgen bleibt. Besonders ist dieses außerhalb der Städte der Fall, und wir erlauben uns in dieser Hinsicht die Schilderung eines Indischen Dorfes nach Mark Wilks mitzutheilen, welche ebenfalls von Heeren und Rhode angezogen wurde: »Jedes Indische Dorf ist, und scheint es immer gewesen zu seyn, eine abgesonderte Gemeinde oder Republik, und giebt ein lebendiges Bild von dem Zustande der Dinge, wie ihn Theoretiker sich auf der ersten Stufe der Sittigung vorstellen, wenn Menschen in Gemeinden sich sammeln und gegenseitig einer den andern unterstützt. Folgende zwölf Personen findet man in jedem Dorfe: den Richter (Potail), den Registrator oder Einnehmer, zwei Wächter, einen für das Dorf, den andern für die Felder, den Vorsteher des Waßers, der dieses aus Flüßen und Behältern auf die verschiedenen Felder gleichmäßig vertheilt, den Astrologen, der die Zeit der Aussaat und Ernte ankündigt, und die glücklichen und unglücklichen Stunden für alle Wirthschaftsangelegenheiten bestimmt. Ferner findet man den Schmid und den Zimmermann, welche die rohen Hausgeräthe und die noch rohern Wohnungen der Wirthe verfertigen, den Töpfer, welcher den Bedarf des Dorfes liefert, den Wäscher, der die wenigen Kleider reinigt, die in den Familien selbst gesponnen, gewebt und verfertigt, oder auf dem nächsten Markte gekauft sind, den Barbier und den Silberschmid, welcher die einfachen Zierrathen verfertigt, die Frauen und Mädchen schmücken. Diese zwölf, in jeder Gemeinde angestellten, Mitglieder erhalten den Lohn für ihre

149) **Rickards** India, or facts submitted to illustrate the character and condition of the native inhabitants. Lond. 1828. Ich habe mir dieses Werk nicht verschaffen können, sondern kenne es nur aus Anzeigen.

Dienste entweder in einem Antheil an den Gemeindeäckern, oder einen Gehalt, der in einem bestimmten Theil der Ernte jedes Wirths im Dorfe besteht. Zuweilen werden die Felder des Dorfes gemeinschaftlich bearbeitet, gewöhnlich aber bestellt jeder seinen eigenen Acker [150]).« Wilks fügt noch hinzu, daß Indien eine Masse solcher Republiken bilde, daß die Gemeinden mit großer Ergebenheit an ihrem Potail hangen, und es ihnen gleichgültig sey, wer Oberherr des Landes werde, wenn nur die durch Grenzsteine abgemarkte Ortschaft ganz bleibe.

Eine Hypothese über die Entstehung der Casten hat Heeren aufgestellt [151]), die bei der anscheinenden Einfachheit dennoch ihre Schwierigkeiten hat: die Rangordnungen nämlich seyen wol durch wechselseitige Besiegung herbeigeführt und zwar so, daß man die Sudras als die primitiven Einwohner Indiens anzusehen habe, wohin besonders die Kämpfe zwischen Brahmanen und Kshatriyas deuten mögten. Allein Herder bemerkt sehr richtig, daß eine ähnliche Abtheilung der Stände zu den einfachsten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, auch bei andern Völkern gehöre; die Brahmanen seyen ja nicht kriegerisch, aber sie hätten alle Weisheit in Händen, und Weisheit gehe vor Stärke. Auf gleiche Weise sucht auch Schlosser die natürliche Entstehung einer denkenden, wehrhaften, verwaltenden und arbeitenden Volksclasse zu entwickeln [152]), und wahrlich, gerade in Indien konnte nach religiösen Ideen diese Entwickelung sich am ehesten so gestalten, wie wir sie entfaltet finden, da nach der Emanationstheorie sich Alles verschlechtert, und wie der Brahmanenstand das göttliche Weltalter auf Erden repräsentiren soll, so stellt dagegen der Sudra die gegenwärtige, schlechte Zeit dar. Zudem hat die physische Bildung

---

150) M. Wilks sketches I. p. 117. Heeren hist. Werke XII. S. 307. Rhode a. a. O. II. S. 565.

151) Heeren a. a. O. S. 251. ff.

152) Schlosser Universalhist. I. S. 66. Vergl. auch Edinburgh review XLVIII. p. 33. seq.

des gesammten Indischen Volks längst gezeigt, daß auch die vierte Caste zu demselben brahmanischen Stamme gehöre, und daß man als bezwungene Urbewohner des Landes nur die Parias und ähnliche verwilderte Stämme anzusehen habe, die aber nicht zu den Casten gerechnet werden. Die Bemerkung von Malcolm, welche man etwa hier noch in Anwendung bringen könnte, daß manche Gewerbe, wie unter andern das der Goldarbeiter, den untersten Abcasten überlassen sind, die also wol zurückgedrängt seyn mögten, als die brahmanische Castenverfaßung eintrat [153]), entscheidet hier fast gar nichts, da jene doch immer zum Indischen Stamme gehören, und die Gesetze des Manus eine zu willkürliche Entartung der Casten annehmen, als daß sie irgend für historische Thatsache gelten dürfe; noch weniger aber ist auf die Ansprüche der Bhills zu geben, daß sie einst eine cultivirte Nation gewesen, denn sie haben sich, wie es aus den brahmanischen Göttern, denen sie huldigen, und aus andern Einrichtungen ersichtlich wird, nur den Brahmanen anbequemt, und gehören ohnedieß nicht zum Indischen Stamme. Das Argument der gegenseitigen Unterjochung müßte man doch auch bei mehren alten Nationen mit gleicher Verfaßung geltend machen können, indeßen ist bei der altpersischen Casteneintheilung keine Spur von dem Waffenglücke der Magier; der Stamm Levi erwarb sich nicht durch Uebermacht den Vorrang in der jüdischen Hierarchie; in Aegypten läßt sich keine solche Entstehung der Casten nachweisen, eben so wenig wie in Iberien, wo Strabo eine völlig Indische Verfaßung von vier Ständen: Priestern, Kriegern, Ackerbauern und Sclaven namhaft macht [154]), ja selbst in Mexico hatte sich neben dem Priesterstande eine Art Adel von selbst gebildet, während die unterdrückten Mayeques die Sudras der Azteken vorstellen konnten [155]). Die Kämpfe der

153) Transactions I. p. 65.

154) Strabo p. 501.

155) Robertson Geschichte von Amerika II. S. 332.

Brahmanen und Kshatriyas ferner sind Lieblingsgegenstände der priesterlichen Epopäen, denn wirklich scheint mehr als einmal eine Opposition gegen die Hierarchie eingetreten zu seyn, wie wenn der Fürst Venas schon bei Manu den Castenunterschied tilgen will, und darob von den Priestermythen geschmäht wird [156]); mit sichtbarem Wohlgefallen verweilt die Sage bei dem Parasu Rama, der gegen die Krieger ein Blutvergießen anrichtet; mit augenscheinlichem Haß ist die Legende vom Brahmanen Vasishtas ausgesponnen, mit welchem der Kshatriya Visvamitras um die Aufnahme in den Priesterorden kämpfte: allein immer wird dabei vorausgesetzt, daß schon damals die vier Casten vorhanden waren, nicht aber, daß sie durch solche Kämpfe erst entstanden. Was endlich noch zu Gunsten einer natürlichen Entstehung der Casten sprechen mögte ist, daß alle Stände ohne Unterschied sich jährlich zu Jagannatha in Orissa versammeln, und jede Trennung aufgehoben, ist [157]): diese auffallende Erscheinung ist mit dem Dienste des alten Tempels verknüpft und rührt wahrscheinlich noch aus einer Zeit her, als in jenen Gegenden keine Absonderung stattfand.

Sehen wir nunmehr auf die Indische Castenverfaßung, welche über die Periode der Macedonier in Indien und über das alte Gesetzbuch hinausgeht, zurück, daneben aber auf den blühenden Zustand des Landes, wie die Griechen sowohl als die altindischen Schriften ihn schildern, und wie er von den ersten Europäern, nach einem Zwischenraume von vielen Jahrhunderten, ebenfalls angetroffen wurde, so ergiebt sich die merkwürdige Thatsache, daß Industrie und Betriebsamkeit troß aller Spaltung in Stände und Abcasten keine Einbuße gelitten, und schon hieraus dürfte gefolgert werden, daß die Bestimmungen des hierarchischen Gesetzes nicht streng konnten gehalten

156) Manu 9, 66. seq.

157) S. Bernier voyage II. p. 102. Tavernier Reise II. p. 9. Paterson in Asiat. Res. VIII. p. 61. Papi Briefe S. 289. widerspricht zwar, aber nur nach dem Gerüchte.

seyn, wozu auch die epischen Gedichte allenthalben den Commentar liefern. Daher sind wir genöthigt, dem Colebrooke und Rickards beizupflichten, daß bei der freien Entwicklung des Indischen Lebens die trennende Casteneintheilung kein Hinderniß gewesen, um neue Künste und Gewerbe einzuführen, und es war die Pflicht der historischen Kritik, dieses anzuerkennen, ja selbst dasjenige hervorzuheben, welches etwa zu Gunsten dieser Verfaßung sprechen konnte. Jedoch würde man uns ungemein verkennen und mißverstehen, als ob durch eine gewißenhafte Erforschung des Alterthums derjenigen empörenden und scheußlichen Trennung das Wort geredet werden sollte, welche mit starren Fesseln nur an gewiße Familien das Talent binden will, die den Menschen vom Menschen so entfrembet, daß sie sogar durch die gemeinschaftliche Speise sich verunreinigt glauben, und die jedes Fortschreiten der Menschheit im Keime erstickt. Die Natur, welche überall im Reiche der physischen und moralischen Kräfte nach ihren weisen Gesetzen nur ein Weiterschreiten befördert, hat sich hier schon durch die menschlichen Eingriffe in ihre Rechte bitter gerächt, und eine Menge von politischen Revolutionen als ein Ferment in die Masse geworfen, damit den folgenden Generationen neues Leben und Gedeihen daraus entstehe. Schon befehligt hie und da ein talentvoller Paria eine Compagnie von Brahmanen, und die Zeit scheint nicht fern, wo jede Hemmkette sich brechen wird, welche die stolze Priesterschaft hier geschmiedet hatte. Doch wir kehren zu den alten Indern zurück.

§. 5. Wenn die vier Casten gleichsam die Grundpfeiler der Indischen Verfaßung bilden, so sind es doch insbesondere die beiden ersten, welche durch Weisheit und Stärke das Staatsgebäude aufrecht erhalten sollen, und es wurde bereits angemerkt, wie eben daher bei Manu zwei legislative Kräfte wirksam sind, wie die priesterlichen Gesetze mit den monarchischen sich gegenseitig umschlingen und ergänzen, jedoch so, daß die ersteren, vermöge ihrer Natur, nach der Oberhand stre-

ben, und dieselbe größtentheils erlangt haben. Indessen liegen die monarchischen Gesetze, so weit die Literatur des Volkes zurückgeht, und selbst gegenwärtig noch da, wo das Indische Leben sich frei entfalten darf, allenthalben zum Grunde, und die Verfaßung ist im Wesentlichen folgende; wenn wir die Beschränkungen aus den Augen lassen, welche eben das Gesetzbuch hinzufügt, und aus den epischen Gedichten die Belege entnehmen, weil sie mehr die Wirklichkeit copiren. Die Regierung ist monarchisch, und zwar so streng, daß die Modificationen der Staatseinrichtung in den Indusländern, wo wir im Alterthume freie Staaten (αὐτονόμοι) und Democratien (Aratten d. i. arashtrâs, ohne König) finden, zu den Ausnahmen gehören, welche die Sanskritbücher nicht kennen, oder zu ignoriren scheinen. Dieses erhellt wenigstens aus der Bemerkung des Manu: daß die Welt ohne König nur elend sey [158]), oder aus der lebendigen Schilderung des Ramayana, welche ein Reich ohne fürstliches Oberhaupt als eine völlige Anarchie darstellt [159]). Nach den Rechten der Erstgeburt war die Thronfolge erblich, und der Sohn konnte selbst noch bei Lebzeiten des Vaters als Mitregent auftreten [160]). So sey es, fügt das Epos hinzu, von jeher in der Ikshvakulinie, im Hauptreiche des Landes, nämlich Ayodhya, gebräuchlich gewesen, und wir haben keine Zeugniße, aus denen eine andere Regierungsform hervorginge, denn wenn Plinius vom Volke der Pander berichtet, daß es allein von Weibern regiert werde [161]), so scheint dabei ein Irthum obzuwalten, weil allerdings die Königin Mutter oft mächtig in Regierungsangelegenheiten eingriff, und unter dem weiblichen Personale des Hofes nur zu häufig Intriguen ausgesponnen wurden. Daß sich in Indien, wie bei den Hebräern und andern Nationen des alten Asiens, die Ver-

158) **Manu** 7, 3.

159) **Râmây.** II, 52, 8. seq.

160) **Râmây.** I. p. 652. II, 57, 20. 77, 18.

161) **Plinius** 6, 20.

faßung sofort zu einer Hierokratie gestaltet habe, als die einfache patriarchalische Zeit, welche die erbliche Monarchie entwickelte, verschwunden war, wird oft und deutlich ausgesprochen: der Monarch soll gleichsam ein Ebenbild Gottes auf Erden seyn, und, wär' er auch ein Kind, von den Menschen verehrt werden, weil eine große Gottheit in ihm, unter Menschengestalt, wohne [162]. Er ist nach dem Manu sowohl das Bild der vier Weltalter, im Schlafe das Kaliyuga, im Wachen die dritte Weltperiode, in Thätigkeit das zweite, kräftige Heldenzeitalter und wenn tugendhaft, das göttliche Satyayuga darstellend [163]), als auch eine Verkörperung der acht Welthüter. Er soll wie Indras die Regenschauer der Wohlthaten gewähren, soll wie Suryas erleuchten, und seine Einkünfte einziehen, wie der Sonnenstrahl das Wasser; dem Pavanas gleich, soll er mit Scharfblick die Angelegenheiten der Unterthanen durchdringen, wie Yamas und Varunas die Bösewichter feßeln und strafen, wie Chandras die Menschen durch sein Erscheinen erfreuen: soll an Glanz dem Agnis gleichen und wie Prithivi die Unterthanen nähren und erquicken [164]). Der Hof und Thron des Fürsten wird geradezu als sein Himmel betrachtet, wie ja auch die Perser das Königsgezelt nannten [165]), und daher heißt er in Anreden, wie bei den Hebräern, schlechthin Deva, Gott [166]). Schon hieraus erhellt ungefähr, wie unumschränkt der Indische Monarch regieren mogte, denn wo nur die theokratische Constitution, nach welcher er durch Gottes Gnade gesalbt wurde, von ihm aufrecht erhalten und besonders Opfer und religiöse Pflichten erfüllt werden [167]), da mag

162) Hitopades. p. 52. Edit. Lond.:
Balo 'pi nâvamantavyo manushya iti bhùmipas:
Mahâti devatâ hyeshâ nararùpena tishthati.

163) Manu 9, 301.

164) Manu 7, 4. 5, 96. 9. 303.

165) Hesychius 5. v. ὀρανός

166) Hitopadesa p. 50. 51. Edit. Lond.

167) Manu 7, 75. 145. 215. seq.

die Despotie am besten in Theokratien bestehen, weil die irdische Gottheit sogar die Gemüther beherrscht. Wie bei den Israeliten Jehova der Gemahl des Volkes und des Landes ist, so findet dieses Verhältniß noch specieller in Indien Statt: das Land ist die Jungfrau, welche der Fürst als Stellvertreter der Gottheit ehlichet; daher heißt es so oft im Epos, das Land werde durch den Tod des Königs zur Wittwe werden, oder bei der Krönung einen neuen Gemahl erhalten [168]), und darum ist es dem Reiche ein Fluch, daß es Gattin von Vielen (bahubhâryâ) werde [169]). Das Land der Priester dagegen wird als des Königes Schwester angesehen, die er nicht ehlichen, noch auch, wie es eine schlaue Priesterinschrift durch ein doppelsinniges Wort ausdrückt, mit Abgaben belegen dürfe (Karagrahyâ, bedeutet Ehe und Abgabe) [170]). Weil es endlich noch in den Vedas von der Gottheit heißt, sie lenke die Welt, wie der Steuermann das Schiff [171]), so findet sich auch wol das Bild, daß ein Land bei dem Tode des Regenten ohne Steuermann sey (akarnadhârâ prithivî) [172]), und nach allen diesen Principien läßt sich die Frage beantworten, wie der König, nach den Berichten der Griechen, Alleinbesitzer des Grundeigenthums genannt werden könne [173]). Keineswegs ist dieses, wie Einige behauptet haben, ein Mißverständniß der griechischen Beobachter, sondern selbst im Gesetze begründet, und Jaimini, der in der Purva Mimansa auf Landeigenthum zu reden kommt, modificirt die gesetzliche Bestimmung: der Fürst sey Herr des Bodens, ausgenommen der priesterlichen Ländereien, dahin, daß dieser Besitz, der durch Sieg oder Erbschaft erlangt worden, nur die Macht zu

---

168) Râmây. II. 65, 27. 78, 11: bhavatu avidhavâ bhûmis samogrâ patinâ tvayâ.

169) Râmây. I, 31, 26. Vergl. Theil I. S. 252.

170) Asiat. Res. IX. p. 423.

171) S. die Stelle in Carey Sanscrit Grammar p. 893.

172) Râmây. II, 66, 17. Hitopades. p. 71. Edit. Lond.
Yadi na syânnarapatis samyannetâ tatas prajâs
Akarnadhâro jaladhau viplaveteha naur iva.

strafen und zu belohnen mit sich bringe, denn die Erde sey Allen gemeinschaftlich [174]): eine willkürliche Auslegung des despotischen Gesetzes, welches zu Zeiten in seiner ganzen Strenge urgirt seyn mag. Der Fürst konnte einen Jeden mit Land belehnen, oder das Lehen aufheben, die Ländereien aber, welche die Priester statt des Geldes erhielten, wurden, wie in Aegypten sofort unantastbar und durften mit keinen Steuern belegt werden [175]); im Nilthal befand sich auf diese Weise etwa der dritte Theil des ganzen Landes in den Händen der Priestercaste, während der König Alleinbesitzer des Uebrigen blieb, und die Einrichtung war späterhin den freiern Israeliten so auffallend, daß sie nur durch eine allgemeine Hungersnoth die Thatsache sich erklären konnten [176]). Der Indische Monarch setzte, dieser Einrichtung gemäß, über größere Provinzen Viceregenten ein, die wieder kleinere Districte an Unterstatthalter und Pächter, pattakila, woraus das neuere Potail entstanden, die sogenannten Zemindars bei den Mongholen, gegen eine gewiße Summe hingaben, und gegen die Verpflichtung, eine Anzahl waffenfähiger Jünglinge aus dem Kriegerstamme zur Zeit des Krieges in das Feld zu stellen [177]), wodurch eben jede Indische Ortschaft ein abgeschloßenes Ganze für sich bildete. Die königlichen Pächter, oder vielmehr eigene Schreiber und Rechnungsführer, koshtapâlâs, Schatzwächter genannt, woher das neuere Kotwal, mußten die Steuern eincassiren, und stehen deshalb schon zur Zeit des Drama in übelm Rufe [178]). Die Abgaben selbst waren nach Zeit und Umständen sehr verschieden; gewöhnlich sollte der achte Theil

173) Strabo p. 484. (1030); ἔςι δὲ ἡ χώρα βασιλικὴ πᾶσα. μισθῦ δὲ αὐτὴν ἐπὶ τετάρταις ἐργάζονται τῶν καρπῶν.

174) S. Transactions of the roy. As. Soc. p. 457.

175) Manu 9, 313. Vergl. Drumann rosett. Inschr. S. 157.

176) Diodor. Sicul. 1, 63. Genesis 47.

177) Manu 7, 115. seq. Transactions p. 232.

178) Theater der Hindus. S. 177.

des Ertrages [179]), oder, nach einer Stelle des Ramayana, der sechste eingezogen werden [180]); bei schwerem Boden gab man nur den zwölften, in bedrängten Zeiten aber wurde der Tribut bis auf den Vierten gesteigert, wie es die Griechen wol zu allgemein als gewöhnlich angeben [181]), welches jedoch gegen den fünften der Aegypter [182]) nicht drückend würde gewesen seyn in einem Lande, wo der Boden fast von selbst den reichsten Ertrag liefert. Härter mogten dagegen die freiwilligen Abgaben und Geschenke an die Brahmanen werden, denn zum Lobe der Stadt Ayodhya wird es hervorgehoben, daß Niemand daselbst den Priestern weniger als tausend Rupien schenkte [183]). Von Abgaben gänzlich frei waren dagegen die Brahmanen, weil sie, wie Kalidasa sagt, ihren Sechstheil in Fürbitten entrichten; ferner die Handwerker und Arbeiter, und überhaupt, nach einer schönen Bestimmung, Alle, welche keine liegenden Gründe in Pacht besaßen [184]). Außer jenen Einkünften hatte der Fürst Antheil am Zoll und Handel, von welchem gewisse Prozente in seine Caße floßen, besonders von den halbfreien Bergbewohnern und andern nicht Indischen Stämmen: dahin gehören die halbchinesischen Kiratas, welche aus der Gebirgsgegend am Brahmaputra die beste Sorte des Betel verhandelten und den Transitozoll in rohem Flußgolde einlieferten [185]). Wahrscheinlich erhielt endlich noch der Monarch eines größeren Staates einen gewißen Tribut von geringeren Fürsten, die mit ihm verbündet, oder in Lehensverhältnißen standen; denn auf diese Art scheint Rama mit dem Oberhaupte der Chandalas, Guha zu Srin-

179) Manu 10, 120.

180) Râmây. II, 59, 28. Sakuntala p. 411.

181) Diodor. Sic. 2, 40. vergl. Rhode a. a. O. II. S. 577.

182) Genesis 47, 24.

183) Râmâyana I. p. 102. Edit Sriramap.

184) Manu 7, 133. 10, 120.

185) Theater der Hindus S. 368. Ptolemaeus 7, 2. Periplus mar. Euryth. p. 176. 178. Edit. Blanc. vergl. Strabo p. 1038.

gavera befreundet [186]), und an Dasarathas Hofe finden sich viele kleine Könige ein, unter andern von Sindhu (aus den Indusprovinzen) und Surashtra oder Surate [187]). Aus allen diesen Einkünften und den Domänengütern der Krone wurde sowohl der Hofstaat als auch die Besoldung der Beamten bestritten, und erst die mohammedanische Regierung hatte zum Ruin des Landes die Einrichtung getroffen, daß die amtlichen Gehalte auf die Pachtungen selbst angewiesen waren, wie es noch Raffles auf Java fand, wodurch dann die Pächter ausnehmend gedrückt wurden, der öffentliche Schatz aber verarmte und nur durch Erpreßungen sich halten konnte. Ueberhaupt wird die Zweckmäßigkeit der altindischen Verfaßung, nach der strengsten Gerechtigkeit und Billigkeit eingerichtet, wol am besten aus ihren Folgen erkannt. Das Volk hing mit Liebe an seinem Fürsten, wie jede Commune an ihrem Potail, und wohin auch früher die Griechen kamen, allenthalben war das Land trefflich angebaut, die Städte blühten durch Handel und Gewerbe, und heitere Dörfer waren mit fröhlichen Einwohnern angefüllt. Das Reich des Musikanus war zu Alexanders Zeit ganz brahmanisch eingerichtet, und die Macedonier hielten es für das glücklichste, welches sie bis dahin angetroffen [188]), ja selbst noch in der neuesten Zeit wurde ein unabhängiger District im westlichen Bengalen angetroffen, von dem man ein Gleiches behaupten könnte. Es ist dieses Vishnupura, von etwa 35 deutschen Meilen im Umfange, welches so lange seine Indische Verwaltung und die alten Gesetze in Kraft hielt, weil es durch Gebirge abgeschnitten ist und durch Schleusen völlig unter Waßer gesetzt werden kann, und Holwell, der das Gebiet bereiste, schildert das dortige Volk als eines der liebenswürdigsten und glücklichsten in In-

186) Râmây. II. 64, 17.

187) Râmây. I, 11, 53. vergl. Schlegel Indische Biblioth. I. S. 432.

188) Strabo p. 1026. vergl. Robertson historic. disq. p. 312.

dien, wo nicht, fügt er hinzu, der ganzen Welt [189]. Ein Reisender, er sey wer er wolle, erthält unentgeldlich einen Führer von einem Orte zum andern, und schon Kalidasas erklärt es als heilige Regel, daß ein wohlwollender Mann den Wanderer wenigstens bis zu einer Wasserquelle begleite [190]. Der Führer hat für des Pilgers Bedürfniße zu sorgen, welche, so lange er in der Provinz sich befindet, auf öffentliche Kosten ihm gereicht werden, wenn er nicht länger als drei Tage an einem Orte verweilt, wobei jedoch Krankheit eine Ausnahme macht. In diesem Falle wird er verpflegt, mit ärztlicher Hülfe versehen, und sein Vermögen nach erfolgtem Tode und ehrenvollem Begräbniße den Verwandten zugestellt. Das Letztere setzen Diodor von Sicilien und Strabo hinzu; die hier mit dem jüngern Zeugen völlig stimmen [191]; aus ihnen hat es vielleicht der römische Jurist Alexander, der noch als Grund, warum man den Gast nur drei Tage verpflege, angiebt, daß dadurch die Sitten vor fremdem Einfluße bewahrt werden sollten [192]. Jedes einzelne Dorf hat in dieser Provinz seinen eigenen Tempel; Verbrechen sollen fast gänzlich unbekannt seyn, vor Allem aber wird die Ehrlichkeit der Nation hervorgehoben und bemerkt, daß alles Gefundene an den nächsten Baum gehangen und unter Trommelschlag ausgerufen werde: was aber die frühere Verbreitung aller dieser Einrichtungen einigermaßen bestätigen dürfte, ist der Umstand, daß sie größtentheils noch unter denjenigen Gebirgsvölkern von Dekkan leben, zu denen die Indische Verfaßung gedrungen war, wie unter den Stämmen von Kurg und sogar unter den wilden Goands zwischen Nerbuda und Godaveri [193]. Eine andere abgeschloßene Landschaft bei Firuzabad mit alterthümli-

189) Holwell merkwürdige Nachrichten S. 165. Uebers. von Kleucker.

190) Sakuntala p. 455.

191) Strabo p. 1034. und das. Casaubon. vergl. Philostratus vit. Apoll. 2, 11.

192) Alex. ab Alexandro 4, 10.

193) Ritter im Berl. Kalend. 1830. S. 85.

chen Sitten traf noch Hodges an, und sie war, da die alt-indische Regierung den Ackerbau vorzüglich begünstigt, einem Garten gleich angebaut [194]).

§. 6. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Verwaltung und deren Zweckmäßigkeit für das Indische Volk, werden wir noch einige Punkte specieller hervorheben und insbesondere den Hof des Fürsten und seine nächste Umgebung, seine Wirksamkeit im Forum und seine Thätigkeit nach außen bei Kriegsverhältnißen genauer betrachten müßen. Der König (râjan) muß, wie bemerkt, aus der zweiten Caste entsproßen seyn, und der Brahmane darf keine Geschenke von einem Fürsten annehmen, folglich demselben keine Ehrfurcht bezeugen, wenn er diesem Stande nicht angehörte [195]). An einer andern Stelle verbietet das Gesetz dem Priester, in einer Stadt zu wohnen, welche von einem Sudrakönige beherrscht werde [196]), und in diesen Bestimmungen liegt es genugsam angedeutet, daß damals bereits die Herrscherwürde von keiner Caste sich beschränken ließ, wenn es gleich aus keinem einzigen Zeugniße sich erweiset, daß der Priesterstand so mächtig gewesen, um den Fürsten aus seiner eigenen Mitte zu wählen. In dem kleinen Aegypten war dieses häufiger der Fall [197]), wie unter andern bei dem Priesterkönige Sethos, oder der Regent wurde zum wenigsten durch Ceremonien (Anakleterien) zum Mitgliede der ersten Caste geweiht, um in deren Politik eingehen zu können; und wenn hier die Nachrichten der Alten nur irgend eine Gültigkeit haben, so konnten, wie Meiners mit Recht bemerkt, keine Gesetze mit mehr Priesterdespotie über Bürger und König bestimmen, als in Aegypten [198]).

---

194) Hodges Reise S. 131.

195) Manu 4, 84.

196) Manu 4, 61. 8, 21.

197) Plutarch Isis et Osir. p. 354.

198) Meiners Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker S. 134.

Der indische Monarch soll alle erforderlichen Regententugenden sich zu erwerben suchen, insbesondere der strengsten Gerechtigkeit sich befleißigen, denn der Himmel, heißt es, werde von einem Fürsten nicht so sicher durch Opfer erreicht, als durch gerechten Schutz, den er den Unterthanen angedeihen lasse [199]), und der Kampf für dieses theuerste Gut der Menschen sey so gewaltig, daß ein König, der die Gerechtigkeit überschreite, dem Löwen vergleichbar sey, der den Elephanten erlege [200]). Auch lobt schon Ktesias nicht sowohl die Redlichkeit der Inder im Allgemeinen, als besonders das Wohlwollen, die εὔνοια ihrer Fürsten [201]); und die Popularität des Monarchen, so ganz abweichend von der sonstigen Zurückgezogenheit morgenländischer Despoten, ist es vorzüglich, welche das Epos hervorhebt, und weshalb Ramas einstimmig vom Volke gewünscht wird, weil er sich stets um das Wohl eines Jeden bekümmert, nach dessen Hauswesen sich erkundigt habe und vor Allem das Alter zu ehren pflegte (vriddhasevin) [202]). Indeßen darf es nicht verhehlt werden, daß sich auch hier, wie in den sonstigen Schriften des Orients, häufige Klagen über despotische Willkühr und die Unbeständigkeit der Fürstengunst finden, freilich größtentheils in einem Werke, dessen Aussprüche nicht eben der ältesten Zeit angehören; dem Hitopadesa: Blitz und Fürstenwillkühr, heißt es hier, seyen zwei Gegenstände der plötzlichen Furcht, jedoch falle der erste nur an Einen Ort, die andere aber allenthalben hin [203]). Wer sich für eines Königs Freund halte, sey unverständig [204]); der Fürst

---

199) Râmâyana I, 15, 6: yajnair na avâyapte svargo, rakshanât prâpyate yathâ.

200) Hitopad. p. 70: Dharmàtikramato ràjà sinho hastivadhâdiva.

201) Ktesias Indic. 14.

202) Ràmây. I, 64, 49.

203) Hitopades. p. 69:
Vajram cha râjatejascha dvayamevà tibhîshanam:
Ekamekatra patati, patatyanyat samantatas.

204) Hitopad. p. 47: Atmânam manyate prîtam bhûpâlasya, sa purmatis.

begünstige wol einen Menschen, der ihm nahe stehe, obwohl ohne Gelehrsamkeit, Geschlecht oder Verdienst, denn im Ganzen klammern sich die Großen, die Frauen und Schlingpflanzen an denjenigen an, der ihnen zur Seite stehe [205]). Zu der wißenschaftlichen Ausbildung eines Prinzen gehören besonders Schreiben und Zeichnen [206]), so wie die Kenntniß der Religionsschriften, und Nalas wie Ramas sind in allen Sastras erfahren (vadavedângavidas); endlich wird erfordert, daß er mit Elephanten, Roß und Wagen, da sie die steten Begleiter der Helden sind, vorzüglich aber mit den Waffen wohl umzugehen wiße [207]). Wenn nicht ein Usurpator (râjyâpahârakas) den Thron in Besitz genommen [208]), welches zu den Zeiten des Drama häufiger geschehen seyn muß, weil es oft zu der Intrigue desselben dient, oder wenn nicht das Volk einen verdienten Feldherrn zum Herrscher sich wählt, wie es, den Alten zufolge, bei den Kathäern und Cingalesen Sitte war [209]), so trat der Kronprinz sogleich nach dem Ableben des Vaters die Regierung an, nachdem er durch besondere Ceremonien geweiht worden. Vor Alters war diese Weihe sehr einfach: er durfte nur das heilige Feuer, oder ein Gefäß mit geweihtem Waßer drei- oder siebenmal umwandern [210]), wobei der Oberpriester etwas gerösteten Reis auf das Diadem (kirita) des Fürsten streute, und so wurde sie noch im Jahre 1778 auf der Küste Malabar mit den alten Ceremonien begangen [211]). Von Wahlen ist nicht die Rede, und sie mögen etwa den Aegyptischen gleichge-

---

205) Ebendas. p. 48: Asanam eva nripatirbhajate manushyam
Vidyàvihînam akulînam asangatam và:
Prayena bhûmipatayas pramadà latàscha
Yas pârsvato vasati, tam pariveshtayanti.

206) Râmây. I, 64, 29: lekhya und àlekhya.

207) Nalus 2, 11.

208) Râmây. II, 63, 47.

209) Plinius 6, 22.

210) Râmây. I, 14, 28. Es ist dieses das pradakshinam, von welchem Theil I. S. 273 die Rede gewesen.

211) S. Schlegel Ind. Biblioth. I. S. 431.

kommen seyn, woselbst die Stimme Eines Priesters hundert Militairstimmen aufwog.

Ueber den Hof des Monarchen darf man nicht allein die Bestimmungen und Vorschriften des Gesetzes befragen, die den Regenten gänzlich von den Priestern abhängig darstellen [212]; denn so strenge selbst der König in den epischen Gedichten, der Theokratie gemäß, auftritt, so verräth doch der Ramayana seinen freieren Wirkungskreis, wenn er über die Brahmanen gestellt wird und deren Opfer anordnet [213]). Die Priester umgeben ihn jedoch allenthalben, ohne daß recht klar würde, wie vielen Antheil sie an der Regierung gehabt, wie sich denn in dieser Hinsicht die Griechen bei der Aegyptischen Verfaßung ebenfalls widersprechen [214]). Das Gesetz will, und Nearchos bei Strabo stimmt bei, daß der König seine treuesten Minister, vornämlich sieben, mit einem Oberpriester an der Spitze, aus dem Brahmanenstande wählen [215]) und wahrscheinlich nach Gefallen entlaßen könne, denn einen schadhaften Zahn, sagt ein alter Vers des Hitopadesas, einen leidenschaftlichen Zeloten und einen schlechten Minister müße man mit der Wurzel ausrotten [216]). An einer andern Stelle werden achtzehn Personen (tîrthâni genannt) als nächste Hofbeamte und Staatsmänner aufgezählt [217]), ihre Aemter jedoch nicht genau angegeben, weshalb wir, nach Inschriften und beiläufigen Erwähnungen, als die ersten Männer des Staates etwa folgende aufführen: Es findet sich zunächst

---

212) Manu 7, 75. seq.

213) Râmây. II. 52, 8.

214) S. Welker über die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe, S. 309.

215) Manu 7, 54. Râmây. I. p. 107. Strabo p. 484: τὸς μὲν Βραχμᾶνας πολιτεύεσθαι καὶ παρακολουθεῖν τοῖς βασιλεῦσι συμβόλους.

216) Hitopades. p. 63:
Viraktasya cha bhaktasya, dantasya gâlitasya cha
Amâtyasya cha dushtasya mulâduddharanam varam.

217) Râmây. II, 72, 69. vergl. Transactions p. 174.

ein Vicekönig oder Mitregent, welchen der Fürst sich wählen darf, und der als erster Minister in seiner Abwesenheit alle Staatsgeschäfte verwaltet [218]). Sodann ein Majordomus (**mahâkartâ kritikas**); ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der mit den Nachbarstaaten unterhandelt, und dessen Klugheit und Treue, Geduld, Thätigkeit und Milde erprobt seyn muß [219]); ferner ein Kriegsminister; ein Polizeiverwalter (**dandapâlakas**) [220]); ein Director der öffentlichen Anstalten; ein Oberbürgermeister der Residenz; ein Oberrichter, unter welchem alle im Gesetze wohlbewanderten Advocaten stehen; ein Oberpriester, der das Collegium der Geistlichen unter sich hat; ein von dem Kriegsminister noch, wie es scheint, verschiedener Obergeneral der Armeen, der die sämmtlichen Officire (**ganavallabhâs**) beordert [221]), und endlich Räthe (**âmâtyâs**), so wie Aufseher über die Festungen, Forsten, Ströme und dergleichen. Die Räthe besonders, welche immer aus betagten Greisen bestehen sollen, haben mächtigen Einfluß am Hofe, und nehmen selbst am Familienglücke des Fürsten Theil, daher sie auch die Prinzessinnen auf Reisen begleiten [222]); der König soll sich stets mit ihnen berathen, zuletzt aber selbst einen Beschluß faßen, wie er ihm am zweckmäßigsten scheint [223]): abermals ein Vorzug vor Aegypten, dessen Fürsten selbst im Foro und bei Ausübung der ehelichen Pflichten von den Priestern beschränkt waren [224]). Die Obliegenheiten des Monarchen werden, religiöse Uebungen abgerechnet, nicht genau angegeben, sondern gewöhnlich mit einer bestimmten Zahl, welche auf eben so viele Vorschriften sich bezieht, eingeschärft. Auf drei Dinge

218) **Sakuntala p. 489.**

219) **Manu 7, 63. Hitopadesa p. 75.**

220) **Manu 7, 114.**

221) **Râmây. II, 63, 82.**

222) **Savitri 1, 34. 36. 3, 2.**

223) **Manu 7, 54. seq.**

224) **Diodor. 1, 70.** vergl. Gesenius zu Jesaias 19, 3—11.

oder das sogenannte trivarga soll er ganz besonders achten, nämlich auf die religiösen Pflichten (dharma), auf seine Begierden (kâmà), und auf den Wohlstand (artha) [225]), eine Dreiheit, welche, vielleicht mit Rücksicht auf das bekannte Traigunya, die Seele des Menschen gleichsam auf eben so viele Wege hinlenkt: zum Handeln, Begehren und zum Genuße des Erlangten. Zehn Dinge, welche jedoch eben so wenig, als die acht Tugenden eines Regenten (ashtagûna) [226]) genauer bestimmt worden, soll der Fürst vermeiden [227]); mit Sicherheit gehören wol dahin: Ausschweifung, Würfelspiel und unmäßiges Jagdvergnügen; denn es heißt an einem andern Orte, daß Wein, Weiber, Jagd, Geldanleihen, das Hören auf falsche Anklage und übereilte Strenge im Bestrafen das Verderben eines Königs nach sich ziehen [228]). Des Morgens wurde der König von eigenen Sängern (vaitalikâs) geweckt, worauf man ihm in goldnen Gefäßen Wasser, mit Sandelholz gemischt, zum Bade darreichte [229]); alsdann zeigte sich der Herrscher in vollem Schmucke dem Volke [230]), während die Sänger sein Lob verkündeten und ihre Lieder mit der Vina begleiteten, ja es finden sich eigene Personen angestellt, welche dabei durch Händeklatschen den Takt anzugeben hatten (pânivadâs) [231]). Eben die gegenannten Hofbarden mußten an bestimmten Stunden des Tages dem Könige seine Pflichten vorhalten [232]); sie waren zugleich die Annalisten und Chronikenschreiber des Reichs, wie

225) Râmây. I, 6, 5. Brâhmanavilâpa 1, 15.

226) Indralokâgam. 4, 9.

227) Râmâyana II, 72, 99. ff.

228) Hitopades. p. 92:
Pânam strî mrigayà dyûtam arthadûshanam eva cha,
Vàgdandayoscha pàrushyam dûshamàni mahìbhujàm.

229) Râmây. II, 50, 7.

230) Râmây. II, 72, 82.

231) Râmây. II, 50, 4. Sakuntalà p. 462.

232) Theater der Hindus S. 311.

es noch am Hofe des Fürsten von Calicut zur Zeit der Portugiesen üblich war [233]), und gingen bei dem Begräbniße des Monarchen der Leiche voran, um seine Thaten und Verdienste in Trauertönen zu besingen [234]). Obwohl im Allgemeinen Monogamie Statt findet, und mehre Indische Fürsten mit Einer Gattin sich begnügen, so ist es doch eben so früh Sache des Luxus, daß der König mit einer großen Menge von Hoffrauen sich umgebe, die als seine Dienerinnen zu betrachten sind, und ihn, wie es Curtius richtig angibt, mit Gesängen einschläfern müßen [235]). Dasarathas hat nicht allein mehre rechtmäßige Gattinnen, von denen die Mutter des Bharatas alle möglichen Mittel in Bewegung setzt, damit ihr Sohn zur Regierung gelange, sondern wir finden noch 350 Hofdamen, welche sämmtlich mit aufgelöstem Haare seiner Leiche folgen. Es durften nur Mädchen niederer Stände, oder Kriegsgefangene seyn; indeßen scheint die Behandlung derselben, selbst wo sie Sclavinnen waren, mild und freundlich gewesen, denn sie gehen frei und zwanglos, wohin sie wollen, und das Einsperren in einen Harem ist völlig unbekannt. Letzteres erscheint erst unter den Mongholen [236]), und in der spätern Zeit verbrennen sich sogar alle Weiber des Hofes mit der Leiche des Königs, welche Barbarei noch das Epos nicht kennt [237]).

§. 7. Als die wichtigste Verpflichtung des Monarchen stellt das Gesetz dar, daß er als personificirte Gerechtigkeit die executive Gewalt unpartheiisch handhabe, und, so viel er immer könne, in seinem Lande das Gute befördere, weil

---

233) Barbosa bey Ramusio I. p. 305.

234) Râmây. II, 60, 98.

235) Sakuntala p. 427. 456. Theater der Hindus S. 331. Curtius 8, 9.

236) Dow Geschichte von Hindostan. II. S. 195.

237) Alvarez bey Ramusio I. p. 125. seq. S. Theil I. S. 295. ff.

der sechste Theil aller tugendhaften Handlungen seiner Unterthanen sowohl als der lasterhaften ihm selbst von dem himmlischen Richter dereinst zugerechnet werde [238]). Er soll daher in jeder Provinz einen Gerichtshof (Yoga) anordnen, bestehend aus zehn bejahrten Brahmanen, die in den Vedas, den Gesetzen und den philosophischen Schriften so bewandert sind, daß sie jeden Streit schlichten können [239]); das Obertribunal aber soll er an seinen Hof verlegen, und in allen Fällen selbst das letzte Votum haben, daher der Verurtheilte an ihn appelliren kann. Criminalsachen gehören gänzlich vor sein Forum, und hier scheint der Fürst freier, als in Aegypten [240]), ohne das Urtheil der Priester abzuwarten, entschieden zu haben. Im Nilthale bestand das Collegium der Richter aus dreißig Männern unter einem Präsidenten, der das Bild der Wahrheit an der Brust trug [241]), und es findet hier die Uebereinstimmung mit Indien Statt, daß aus jeder der drei Hauptstädte zehn Priester als Richter erwählt wurden, welche jedoch, da das Land keinen bedeutenden Umfang hatte, am Hofe des Fürsten selbst Recht sprachen. Ueber die practische Verwaltung der Indischen Gesetze und die Anordnung des Gerichtes findet sich eine treffliche Schilderung in einem Drama des ersten nachchristlichen Jahrhunderts [242]), bis jetzt die einzige dieser Art, aber schon dadurch von Manus abweichend, daß die Richter nicht mehr ausschließlich dem Priesterstande angehören. Die Gerichtsmitglieder zerfallen hier in sieben Classen: den Vorsitz führt der Richter, der nunmehr auch der Kshatriya-ja sogar der Sudracaste angehören kann; er hat einen Beisitzer (sreshti), aus einem Brahmanen, oder angesehenen Kaufmann bestehend. Sodann

---

238) Manu 8, 304.

239) Manu 12, 110

240) Herodot 2, 65. Diodor. 1, 75. Vergl. jedoch Herodot 129. 139. Diodor. 1, 70. Genesis 45.

241) Diodorus Sic. 1, 77. Aelian. Var. Hist. 14. 34.

242) Theater der Hindus S. 235. ff.

folgen die Advocaten oder Räthe (mantri), die Bevollmächtigten (dûta), die Schreiber und Notare (kâyastha) aus gemischten Casten; ferner die Läufer und Boten (chara), und endlich die Zeugen (nânavâtaka). Sie saßen in einer öffentlichen Halle, wo Bänke und Tische angeordnet waren, an gewißen Tagen versammelt; ein Herold mußte mit lauter Stimme dieses verkünden, bis etwa ein Kläger aufstand, seine Sache einzeichnen ließ, die Zeugen nannte und auf Untersuchung des corpus delicti drang; wurde die Klage nicht angenommen, so konnte er sofort an den König sich wenden. Mit dem Einzeichnen des Klagepunktes hörte das schriftliche Verfahren auf, denn die Richter mußten die Rechtsentscheidungen studirt haben, und leiteten fortan die Untersuchung durch Dialektik und Zeugenverhör. Unter den Personen, welche niemals als Zeugen gestellt werden dürfen, gehören merkwürdigerweise, aber ausdrücklich, die Brahmanen, weil sie um irdische Dinge sich nicht kümmern sollen; ferner die Seefahrer, da ihr Leben in steter Gefahr schwebe; die Schauspieler, weil sie für leichtsinnig gehalten werden, und endlich der König, da er als oberster Richter nicht unpartheiisch zeugen könne. Ueber die Zahl der Zeugen findet sich keine bestimmte Angabe, jedoch ist höchst wahrscheinlich, daß in der ältesten Zeit sieben erforderlich gewesen, wie der Hebräer sieben Opferthiere als Zeugen bei einem feierlichen Bunde schlachtete [243]), und im altgermanischen Rechte die Siebenzahl ebenfalls bei Zeugnißen, und zwar nach astrologischen Rücksichten vorherrschte, weshalb sich auch der Richter nach Osten wandte [244]). Ich schließe auf dasselbe im alten Indien, weil es noch in der Sprache zu liegen scheint, denn sapta heißt sieben, und leitet sich von sap, schwören, her, wie der Hebräer den Eid der Zeugen, schebua, von scheba, sieben, geformt, und noch im Altdeutschen Siebenen soviel als eidlich zeugen bedeutet. Konnte der Indische Richter die Wahrheit

243) Genesis 21, 28.

244) Grimm deutsche Rechtsalterthümer. S. 807. 858. Michaelis Mosaisches Recht VI. S. 147.

nicht durch Zeugen ermitteln, so fand der Eid Statt, wobei man entweder heiliges Feuer oder Wasser berührte [245]), oder sich vor den Tempel des rächenden Siva stellte, wie der alte Deutsche bei dem Donnergotte schwur [246]). Der Meineid wurde nicht, wie in Aegypten, mit Todesstrafe belegt [247]), sondern jeder Schwur dem eigenen Gewißen überlassen; in dieser Beziehung heißt es bei Manus: des Menschen Seele ist sein eigener Zeuge und eigene Zuflucht; verletze nicht dein Gewißen, des Menschen Zeuge! Die Sünder sprechen in ihrem Herzen: Keiner sieht uns! Aber Gott siehet sie und das Innere in ihrer eigenen Brust [248]), und noch in dem Drama Mrichhakati haben diese Worte ihre volle Gültigkeit, denn hier wird es ebenfalls ausgesprochen:

> Das All, des Raumes weites Reich ringsum,
> Die Geister dieses Hains, der Mond, die Sonne,
> Des Himmels Wölbung und die feste Erde,
> Die Winde und der Hölle grimmer Herrscher,
> Vor Allem aber sieht es mein Gewissen:
> Sie alle zeugen für das Gut' und Böse,
> Das Menschen thun; sie alle seh'n die That [249]). —

Mit diesem ganzen Rechtsverfahren stimmt die Nachricht des Megasthenes ziemlich überein: daß die Inder ihre Gesetze im Gedächtniße hätten und darnach entschieden, und daß sie die wenigen Streitigkeiten ohne Zeugniß und Siegel, allein durch den Glauben, zu schlichten pflegten [250]). Letzteres scheint sich speciell auf die bekannten Gottesurtheile zu beziehen, denn bei wichtigen Zweifeln, bei Verletzung ehelicher Treue, und ähnlichen Vergehen trat die Feuer- oder Wasserprobe ein [251]). Beide waren bei vielen alten Völkern im

---

245) S. Scholiast zum Ghatakarparam vs. 22.

246) Manu 8, 110. 113. Grimm a. a. O. S. 894.

247) Diodor. Sic. 1, 77.

248) Manu 8, 84.

249) Theater der Hindus S. 222.

250) Strabo p. 487. 488.

251) Manu 8, 82. 144. Hitopadesa p. 53.

Gebrauche, besonders bei den Germanen [252]), und von der Feuerprobe findet sich selbst ein Beispiel bei Sophokles, wo sich die Wächter, zum Beweise ihrer Unschuld, wie es der Scholiast erläutert, glühendes Eisen zu tragen und durch das Feuer zu gehen, erbieten [253]). Nicht zu verwechseln aber sind diese Ordalien mit dem Wandeln über glühende Kohlen, wie es noch zuweilen in Indien zu Ehren den Kali vorkommt [254]) und es Plinius von den Hirpinern bei Rom erzählt, die darob sogar von dem Senate besondere Vergünstigung genoßen [255]). In Indien kennt man in beiden Fällen eben die Mittel, um die Haut unempfindlich zu machen, wie es einst Albertus Magnus nachwies, als im Westen die Ordalien abkamen, und die Verbrecher unterziehen sich der Probe mit Gleichmuth. Die Wasserprobe soll in einigen Gegenden Hindostans noch jetzt gebraucht werden: ein Priester leitet den Verbrecher in das Wasser, und läßt ihn so lange untertauchen, bis jemand einen abgeschoßenen Pfeil zurückbringt [256]), und so kannte sie schon Bardesanas, der die Todesstrafe in Indien selten seyn läßt, weil Keiner zu läugnen, sondern es willig auf diese Probe ankommen zu lassen pflege [257]). Sie wird gewöhnlich an heiligen Quellen, den sogenannten Schuldbrunnen, oder an Orten vorgenommen, wo Naphtaflammen aus der Erde hervorbrechen, und von diesen Sühnungsfeuern reden sowohl Philostratus als jüngere Reisende [258]). Aehnliche Proceduren sind wahrscheinlich ebenfalls in Aegypten zu verstehen, wenn Herodot durch Orakel die Urtheile bestimmen läßt [259]): es leuchtet indeßen ein, wie viel hier bei

252) Grimm a. a. O. S. 908. ff.

253) Sophocles Antigon. 270. Vergl. Valckenaer opuscul. I. p. 64

254) Papi Briefe über Ind. S. 249.

255) Plinius 7, 11. vergl. Virgil. Aen. 11, 785.

256) Asiat. Res. I. p. 390.

257) Porphyrius de styge p. 283. Edit. Luc. Holst.

258) Philostrat. vit. Appollon. 3, 3. Hanway Reise I. S. 279.

359) Herodot. 1, 84.

beiden Nationen von der Willkühr der Richter abhangen mußte, und welchen großen Schritt die Aegypter zur Verbeßerung ihrer Justizpflege gethan hatten, als sie das genaue schriftliche Verfahren einführten, dessen Diodor erwähnt [260]). Die Inder suchten durch erprobte Greise der Partheilichkeit entgegen zu wirken, und drangen ganz besonders auf die Wahrheitsliebe derselben: Ein wahres Wort, spricht im Ramayana die Gottheit selbst, vermöge tausend glänzende Roßopfer aufzuwiegen [261]), und der Hitopadesa meint: das sey keine wahre Versammlung, wo keine Greise seyen; das keine Greise, die nicht Recht sprächen, und Recht sey nicht, wenn es die Wahrheit nicht leite [262]), und in der That ist es die unpartheiische Gerechtigkeitsliebe, welche die Griechen am meisten von den Indern hervorheben [263]). War das Urtheil von dem Gerichtshofe gefällt worden, so mußte es bei Criminalverbrechen von dem Könige bestätigt werden, und wurde sodann durch Trommelschlag publicirt [264]); der Fürst aber pflegte häufig zu begnadigen, und immer war dieses der Fall, wenn ihm ein Sohn geboren worden, oder er eben gekrönt war. Darauf zielt der mitleidige Büttel, der im Drama den Charudatta hinrichten soll: als mein Vater im Sterben lag, da sagte er zu mir: Sohn, wenn du jemals einen Verbrecher richten sollst, so verfahre mit Ueberlegung und vollziehe dein Werk niemals mit Eile [265])!

Von den Strafen selbst ist, soweit es unserem Zwecke genügt, schon die Rede gewesen, und so möge auch hier der Umriß hinreichen, um das Rechtsverfahren der Inder zu beurtheilen, aus welchem wir, ohne in die kleinlichen Discus-

260) Diodor. I, 75.

261) Râmâyana II. 47, 31.

262) Hitopades. p. 84. vergl. p. 116: einen Weisen gewinne man nur mit Wahrheit, yâthâtathyena panditam grihnîyât.

263) Diodor. 2, 42. Aelian. Var. hist. 4, 1.

264) Theater der Hindus S. 254.

265) Ebendas. S. 267.

sionen bei Manus einzugehen, nur die Hauptmomente hervorheben wollten, um zugleich die Stellung des Fürsten zu der gesetzgebenden Hierokratie zu zeigen. Daß dabei seine eigne legislative Gewalt nicht beschränkt worden, geht aus mehren Stellen hervor: er hatte, wenn er zuvor mit seinen Ministern sich berathen, völlig freie Hand, zum Wohle des Staates neue Anordnungen zu treffen, und konnte sein königliches Recht, ja die Regierung selbst nach eigener Wahl einem Andern übertragen; letzteres geschah durch eine symbolische Handlung, indem er dem Bevollmächtigten seine Schuhe (pâduke) übersandte [266]). Bei sonstigen Verordnungen waren schriftliche Edicte nöthig, und diese zu verfälschen wird bei Manu mit der Todesstrafe [267]), bei den Aegyptern mit dem Abhauen der rechten Hand belegt [268]).

§. 8. Ueber die Verhältniße des Volkes in Kriegszeiten fehlen genauere Angaben, und es mag demnach nur angeführt werden, was sich einigermaßen mit Bestimmtheit ermitteln läßt. Im Ganzen war die Nation zu friedlich, um viele Kämpfe zu führen, und bei Suidas heißt es sogar: es sey eine Maxime der Inder, diejenigen gar nicht zu bekriegen, denen Unrecht geschehe. Ueberhaupt wißen wir durch die Zeugniße der Alten, daß selbst der Krieg die glückliche Lage des Landmanns nicht beeinträchtigte, denn die Griechen erzählen mit einer Art von Bewunderung, wie dieser ruhig sein Feld pflüge, während in seiner Nähe zwei Armeen im Kampfe begriffen seyen. Vom Plündern hatte der Landmann wenig zu befürchten, da man sogar auf feindlichem Gebiete keine Tempel, keine Wohnungen und Bäume versehrte, und wenn hier eine einzige Stelle im Manu strenger verfahren will, so rührt solches eben von den heterogenen Gesetzen die-

266) Râmây. I, 1, 44. II, 78, 16.
267) Manu 9, 232.
268) Diodorus Sic. 1, 78.

ses Buches her, die sich in der Wirklichkeit ausglichen [269]). Das Heer hatte eigene Ländereien, wie in Aegypten, und in Friedenszeiten mußte jeder Soldat für seinen Unterhalt aufkommen, im Kriege aber deshalb mit einem geringeren Solde sich begnügen. Die Waffen wurden aus den königlichen Rüstkammern, und Pferde für die Reiterei aus den Marställen geliefert, wohin Alles nach beendigtem Feldzuge zurückging [270]), und eigenen Waffenschmieden eingehändigt wurde, die, wie die Schiffsbauer, aus dem königlichen Schatze ihre Besoldung erhielten.

Die Hauptwaffe des Indischen Alterthums ist der Bogen, daher für Kriegswißenschaft überhaupt **Dhanurvidya**, die Kunst mit Bogen und Pfeil umzugehen, gebraucht wird [271]); vergiftete Pfeile trafen die Macedonier im Penjab an [272]), und man schützte sich gegen sie durch den Harnisch (**kankana**, **kavacha**). Am häufigsten werden ferner erwähnt: Streitkolben, Keule, Wurfdiscusse, Speere, Lanzen und Schwerter mit breiten Klingen, die man mit beiden Händen führte, um den Hieb desto kräftiger zu machen [273]), wozu noch in einigen Stellen des Epos eine Menge von Angriffswaffen kommt, deren Beiwörter jedoch keine deutliche Beschreibung gewähren [274]). Es erscheint unter ihnen am häufigsten der **pâsa**, eine Schlinge, die man dem fliehenden Feinde um den Nacken schleuderte, und mittelst welcher man auf Ceylon noch gegenwärtig die wilden Roße einfängt; auf Indischen Bildwerken tragen mehre Götter dieselbe in Händen; die Skandinavier kannten sie ebenfalls, und sowohl die persischen Helden bei Ferdusi bedienen sich derselben (**kemend** genannt),

---

269) Manu 7, 195. Diodor. 2, 36. 40. Heeren histor. Werke XII. S. 312. Vergl. dagegen Manu 7, 85. seq.

270) Strabo p. 1033. 1035. Arrian. Indic. 12.

271) Theater der Hindus S. 372.

272) Diodor. 17, 103.

273) Arrian Indic. 16.

274) Râmây. I, 26, 5. seq. Indralok. 1, 3.

als die altarabischen bei den Dichtern vor Mohammed (vahakon) [275]. Auffallend sind aber noch im Indischen Alterthume die Andeutungen, welche fast auf Schießpulver und Feuergewehre schließen lassen, weshalb wir sie einer genauern Betrachtung unterwerfen müßen. Zuerst sagen es die Portugiesen aus, daß sie in Indien das Geschütz in größerer Vollkommenheit angetroffen, als sie selbst es hatten [276], und als Baber im Jahre 1525 in Indien einfiel, war Bengalen seiner Artillerie wegen berühmt [277]. Selbst auf Sumatra fand man Stückgießer und einen großen Vorrath von metallenen Kanonen, aber ohne Lavetten, deren sich dessenungeachtet die Insulaner geschickt bedienten [278]; ebenso waren die Einwohner auf den Malediven, bei der ersten Bekanntschaft mit ihnen, treffliche Schützen, und schon Bernier spricht es bestimmt aus, daß Pulver und Feuergeschütz den Indern und Chinesen lange vor Tamerlan bekannt seyn mußten, da die meisten Stücke älter seyen, als man sie in Europa antreffe [279]. Allerdings wird es merkwürdig, daß kurz nach der Zurückkunft des Marco Polo aus Asien, Schießpulver und Kanonen in Italien in Gebrauch kommen; Bomben finden sich hier zuerst um 1495, bei den Chinesen jedoch schon im 13ten Jahrhunderte unter dem Nachfolger des Djengischan [280]. Die Araber gebrauchen in Spanien im Jahre 1312 wirkliche Kanonen, die bald darauf, 1345, in Frankreich erscheinen, und Roger Bacon, der 1294 starb,

275) Râmây. I. 29, 5. Edit. Schleg. M'Kenzie in Asiat. Res XIII. p. 278. seq.

276) Maffei hist. Indic. p. 25. jamque Indici sclopi, seu ferreae fistulae et sulphureus pulvis longo intervallo Lusitanicis antecellunt. Hayus de reb. Indicis p. 698: rex magnum numerum secum trahit tormentorum aeneorum in proelium, quae solet collocare in fronte exercitus.

277) Baber's Denkwürdigkeiten S. 617.

278) S. Sammlung aller Reisebeschr. I. S. 443.

279) Ebendas. XI. S. 248.

280) Memoires de l'Academie XXVII. p. 206. Pauw Unters. über China ꝛc. I. S. 411.

giebt bereits das Recept zum Pulver, welches man aus Salpeter und Schwefel bereiten und zu Luftfeuern gebrauchen könne, um Donner und Blitz zu machen [281]), wie er es vermuthlich aus arabischen Schriftstellern kennen lernte. Aus diesen Ursachen nennt Koch die Geschichte von Barthold Schwarz geradezu eine Fabel und entscheidet sich für orientalische Erfindung [282]), die um so leichter in China, oder Indien gemacht werden konnte, als sich hier der Salpeter, dessen die Alten niemals erwähnen, in natürlichem Zustande vorfindet. Gehen wir der Zeit nach weiter rückwärts, so kennt schon der arabische Dichter Motenabbi im 10ten Jahrhunderte kleine Kugeln mit persischem Namen, nämlich Bendekeh [283]), welches Wort Herr von Hammer durch venetianische erklärt, allein es würde, seinem Sprachstamme gemäß, die tödtliche (im Sanskr. bandhaka) bedeuten. In den Puranas der Inder macht Visvakarman eine Art von Kanonen, welche im Kampfe der guten und bösen Geister gebraucht werden, etwa wie Vergilius und Milton die Erfindung des Schießpulvers dem Satan zuschreiben. In dem sanskritischen Wörterbuche Amarakosha heißen die Feuergewehre agnyastra, Feuerwerfer, und der Zusatz eines einzelnen Wortes ist nicht wohl denkbar, da das Buch rhythmisch ist; außerdem werden diese Waffen von einem späteren Gesetzbuche wieder verboten [284]): nur kann hier immer noch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht die Modification der Feuerröhre gemeint sey, welche schon Livius bei den Aetoliern namhaft macht [285]), nämlich Brandpfeile, πυροβόλοι, mit Kalophonium, Schwefel und andern brennbaren Materialien, bei den Indern gegenwärtig mit wirklichem Pulver, gefüllt, welche

---

281) Heilbronner histor. Mathes. p. 471.

282) Koch Gemälde der Revolutionen in Europa II. S. 31.

283) Hammer Uebersetz. des Motenabbi S. 291. Die Wörterbücher geben bendek durch sclopetum, bendekeh durch globulus.

284) Halhed Gesetzbuch der Gento's S. 122.

285) Livius 38, 6.

wie Lanzen geworfen wurden und bei dem Fallen zerplatzten [286]), etwa wie die Röhre (sarbacane), womit die Südamerikaner ihre vergifteten Pfeile abschleuderten [287]), oder ob nicht das sogenannte griechische Feuer angewandt worden sey. Daß die Inder das letztere gekannt und bei Belagerungen gebraucht haben mögen, dürfen wir fast aus einer Nachricht des Ktesias schließen [288]): es war eine Art Naphta, die im Wasser fortbrannte; erscheint im Westen nach Constantin unter den byzantinischen Griechen, denen es Kallinikos von Heliopolis in Syrien um 678 zugeführt hatte, und führt bei Byzantinern die Namen πῦρ ὑγρὸν, πεμπόμενον oder ῥωμαϊκόν, weil fortan die Griechen sich desselben bedienten [289]). Das bengalische Feuer, welches schon bei Kalidasa zu Leuchtkugeln und Feuerwerken gebraucht wird [290]), besteht aus ähnlichen Ingredienzen, allein man kann bei diesen Untersuchungen nicht vorsichtig genug verfahren, denn häufig ist Pulver bei dem alten Bergbaue, bei dem Sprengen der Alpen durch Hanibal, oder der Mauern eines Schloßes bei Tyrus durch Heinrich den Löwen (1200) vermuthet worden, wo nur von dem sogenannten Feuersetzen die Rede war, wie Veltheim gezeigt hat [291]). Bei den alten Indern aber lassen sich vielleicht zu Gunsten des wirklichen Schießpulvers noch folgende Umstände hinzufügen: im Ramayana heißen diese Feuerwerfer (âgneyastrâni, mit dem Beiworte sikhara, flammend) wenn sie von größerem Kaliber sind, sataghnî, Hunderttödter, und werden von den Indischen Commentatoren für Feuergewehr und Kanonen im europäischen Sinne gehalten [292]); im Mahabharata lesen

286) Halhed a. a. O. S. 46. Haafner Reise I. S. 133.

287) Robertson Gesch. von Amerika I. S. 566.

288) Ktesias bey Aelian Histor. Anim. 5, 3. Plinius 9, 17.

289) Hanow vom griechischen Feuer, in dessen Disquisit. argumenti potissimum metaphys. Danz. 1750. p. 65. seq.

290) Forster Anmerk. zu Sakontala S. 201.

291) Veltheim im Gött. Magazin II. S. 658. Antiquar. Aufsätze I. S. 1. ff.

292) Râmây. I, 5, 14. 26, 13. Arjunas Rückkehr 6, 16.

wir von fliegenden Bällen, die den Ton einer Donnerwolke mit sich führten [293]), und nun würden die beiden Stellen bei Philostratus Licht erhalten, daß die Satyren des Dionysus von den Indern weggedonnert seyen und daß zwischen Hyphasis und Ganges eine Stadt sich befinde, deren Einwohner den belagernden Feind mit Donner und Blitz von oben herab zurückgetrieben [294]). Soviel jedoch wird aus der Anordnung des Indischen Heeres gewiß, daß die Kanonen nicht mit in das Feld rückten, sondern, wenn sie wirklich vorhanden, auf Festungen allein beschränkt wären.

Die Streitkräfte Indiens müßen zur Zeit der Blüthe ungeheuer gewesen seyn, wenn man auch willig annehmen darf, daß das Epos hier unendlich vergrößere, zum Beispiel wenn Bharata seinen Bruder aufsucht, von einem Heere begleitet, welches 9000 Elephanten (navanâgasahasrâni kalpitâni), 60,000 Wagen mit ihren Helden, 100,000 Rosse mit ihren Reitern (samârûdhâni) und eine Million (prayuta) Fußtruppen zählt [295]). Aber auch die Griechen reden von den bedeutenden Armeen der Indischen Fürsten: das kleine Reich des Pandion (Pandionis regio) im südlichen Theile des Dekkan, mit der Hauptstadt Madura, stellte 150,000 Mann nebst 500 Elephanten, und Porus, eigentlich nur ein untergeordneter Fürst zwischen Hydaspes und Akesines, wie es im Penjab mehre gab, hatte 34,000, sein Sohn 40 bis 50000 Mann zu befehligen [296]). Das geordnete Heer führt im Sanskrit den Namen Akshauhinî, Wagenburg (von

293) Indralok. 1, 3. Bopp denkt zwar an Luftmeteore, aber der Scholiast erklärt es durch Gefäßbälle, welches ausdrücklich auf Geschütz sich bezieht.

294) Philostr. vit. Apoll. 3, 3. ἐμβροντηθέντας αὐτὸς ὑπὸ τῶν σοφῶν, und 2, 14: βρονταὶ κάτω ςρεφόμεναι.

295) Râmây. II, 64, 3.

96)9 Plinius 6, 23. Vergl. Vincent voyage de Nearque p. 27.

aksha und vah) [297]) und war auf folgende Weise organisirt [298]):

	Infanteristen,	Cavalleristen,	Elephanten,	u. Wagen.
Eine pattis, die geringste Rotte, begriff	3 —	3 —	1 —	1
» Senamûkhà, drei Pattis oder	15 —	9 —	3 —	3
» Gùlma drei Senamukha's »	45 —	27 —	9 —	9
» Gana » » »	135 —	81 —	27 —	27
» Vahinî » » »	405 —	243 —	81 —	81
» Pritana » » »	1215 —	729 —	243 —	243
» Chamû » » »	3645 —	2187 —	729 —	729
» Anîkinî » » »	10935 —	6561 —	2187 —	2187

Die letztere Zahl, oder die Anikini, bildet ein vollständiges Heer, wird aber erst für eine große Armee oder Akshauhini erachtet, wenn sie verzehnfacht worden, und diese besteht demnach aus 109,350 Mann Fußtruppen, 65,610 Reitern, 21,870 Streitwagen und ebensovielen Elephanten, deren taktische Anordnung völlig der Position gleichkam, welche die Figuren auf dem Schachbrette einnehmen. Damit dieses einigermaßen verständlich werde, muß ich einige Bemerkungen vorangehen lassen. Das Schachspiel wird in Europa zuerst unter Carl dem Großen bekannt, welchem der Chalif Harun Arraschid dasselbe übersandt hatte und dessen prächtige Figuren noch jetzt das Pariser Museum aufbewahrt; genannt wird es erst zu Anfange des 12ten Jahrhunderts von der Anna Comnena, nämlich *Ζατρίκιον*, verstümmelt aus dem persischen Shatrenj, und dabei ausdrücklich versichert, daß es von den Assyrern, worunter hier Araber und Perser zu verstehen sind, nach Byzanz gekommen sey. Die Araber aber behaupten einmüthig, daß es unter Nuschirvan, um das J. 600, aus der berühmten Indischen Stadt Kanoge von dem dortigen Könige (rai d. i. râjâ, von Hend), zugleich mit dem Buche Kalila, zu ihnen gelangt und Indische Erfindung sey, und

297) **Nalus** 1, 3. und öfter.

298) S. Schlegel Ind. Biblioth. I. S. 211. **Râmây.** I, 19, 3. und daselbst die Anmerkung Vol. I. p. 243. **Wilson** Dictionary unter d. W. aus dem Amarakoscha.

mit ihren Zeugnißen bei Massudi, Ferdusi, Ibn Chalikan, Chondemir und Assephadi [299]) stimmen noch die Chinesen, welche das Spiel um das J. 537 nach Chr. aus Indien wollen erhalten haben [300]). Die alte Anordnung der Figuren auf dem Schachbrette war folgende: der König hielt sich, wie noch jetzt, im Hintergrunde, mit seinem ersten Minister oder Großvezir, Mahâmantrî, bei Hesychius *Μαμάτραι* [301]), zur Seite; der Letztere, bei den Persern Ferz genannt, wurde in Europa allmählig, besonders durch die Galanterie des Mittelalters, zu einer Jungfrau (vierge) und endlich zu einer Königin, welche im Oriente niemals mit in Reihe und Glied tritt. Dem Könige und Minister zu beiden Seiten hielt bald die Wagenburg (ratha), bald die Cavallerie, deren willkührliche Stellung noch das alte Spiel durch Versetzfreiheiten andeutete, und aus welchen Bestandtheilen unsere Läufer und Springer den Ursprung haben. Die Flügel wurden gedeckt durch Elephanten (pîlu, persisch fil) mit Thürmen voll streitender Soldaten, die nunmehr sonderbarerweise als bewegliche Thürme (im Pers. ruch genannt) ohne Elephanten allein marschieren; die ganze Fronte endlich bestand aus Fußtruppen. Nach diesen vier Bestandtheilen, Elephanten, Wagen, Cavallerie und Infanterie, führt das Indische Heer den Namen Chaturanga, vierkörperig, woraus eben das obige Shatrenj wurde [302]), und sie sind der Indischen Taktik so wesentlich, daß die geringste Truppenabtheilung daraus bestehen muß. Nalus nimmt mit sich Einen Wagen, 16 Elephanten, 50 Reiter und 600 Mann Fußtruppen [303]);

299) Massudi im Mst: nokila ilaihi minal Hendi Kitâbo Kalileh wa Dimneh wa' Shatrenjo. Sephadi bei Wallis opera I. p. 159; die übrigen Zeugniße bei Hyde de Schahiludio (Oxon. 1694) p. 33. 36. 39. 40. 47.

300) Freret in Memoires de l'Acad. V. p. 250. seq.

301) Hesychius *Μαμάτραι· ςρατηγοὶ παρ' Ἰνδοῖς.*

302) Râmây. I, 19, 16. 53, 23. II, 62, 34. Savitrî 2, 12. 7, 6.

303) Nalus 26, 2. wo in der Uebersetzung ein Schreibfehler equis statt peditibus (padâtibhis) sich findet.

im Ramayana heißt es: ein Heer, wo vereint Wagen, Elephanten und Rosse sind, mit Standarten des Fußvolkes Meng'.[304]), und aus einem älteren Werke im Hitopadesa: auf beiden Flügeln die Cavallerie, zur Seite der Rosse die Wagen; diesen zur Seite die Elephanten, sodann die Infanterie.[305]). Auf diese Weise rückte auch Porus dem Alexander entgegen, so daß jedoch mehre Elephanten, etwa hundert Fuß von einander, voran gestellt wurden, die mit ihren Thürmen und den Fußtruppen in den Zwischenräumen das Ansehen einer schützenden Stadtmauer (τεῖχός τι φίλιον) gaben, hinter welche sich die Infanterie zurückzog, um sich von Neuem zu formiren, wenn sie etwa auf den Flügeln gedrängt wurde[306]). Gewöhnlich aber pflegten diese coloßalen Thiere nicht an der Fronte zu marschieren, weil sie durch ihre Größe den Feind würden verborgen haben[307]), allein es gab verschiedene Arten, das Heer anzuordnen, und schon das alte Gesetzbuch giebt mehre Abwechselungen an[308]), unter denen auch die keilförmige Phalanx sich findet, welche bekanntlich Philipp von Macedonien von den Thraziern, und diese wieder von den Scythen angenommen hatten[309]). Ueber die Mannschaft, welche in dem Thurme (kaksha) eines Elephanten Raum hatte[310]), erfahren wir bei den einheimischen Schriftstellern nichts Bestimmtes, weil die dahin gehörigen Werke noch nicht bekannt sind: die Griechen geben **10** bis **15** Mann, wie es das

---

304) Bei Bopp Conjugationssystem. S. 174.

305) Hitopadesa p. 86:
Pàrsvayor ubhayor asvà, asvànàm pàrsvato rathàs,
Rathànàm pàrsvato nàgâ, nàgànàm cha padàtayas.

306) Diodor Sic. 17, 87. Plutarch. Alex. 50. Arrian. Exped. Alex. 5, 15.

307) Hayus historic. relat. de magno rege Mogor p. 698: Hi elephantes nunquam antecedunt exercitum, ne sua magnitudine exercitui adimant conspectum hostium.

308) Manu 7, 187. Hitopad. p. 85—87.

309) Polybius 17, 25. Arrian. Tactica p. 44. Edit. Blancard.

310) Vergl. Râmây. II, 68, 32.

wahrscheinlichste ist, an; Marco Polo erhöht die Zahl bis auf 20 Mann [311]), und das erste Buch der Maccabäer gar, nach einer starken Uebertreibung, auf 32 Mann [312]), während in der spätern Zeit nur drei bis vier Soldaten in den Elephantenthürmen fochten [313]), wobei noch das Thier selbst eine Kette im Rüßel trug, um damit zu schlagen. Zu allen Zeiten aber wurden die Elephanten als die beste Vormauer einer Armee erachtet, nach deren Zahl man die Macht eines Herrschers abschätzte, und noch Mandelsloh meint von dem Großmogul, daß er mehr auf seine Elephanten wende, als der ganze Hofstaat des Königs von Persien kosten würde [314]).

Die Kriegeswage, sind, wie sie auf Bildwerken erscheinen, fast den homerischen ähnlich; die Helden und Befehlshaber stehen auf denselben, und ein Wagenlenker (sûtas) zügelt die Rosse. In den epischen Gedichten wird es den Helden zur besondern Zierde angerechnet, rossekundig zu seyn und dieselben lenken zu können; matirathas, wagenkundig, ist ein ehrendes Beiwort der Fürsten und Heroen [315]); der Wagenlenker des Indras, Matalis, so berühmt wie der homerische Automedon, und Ramas ist geschickt, den Elephanten, das Roß und den Wagen zu besteigen [316]); ja die Rosse sind fast vom Helden unzertrennlich und weinen, wie bei Homer, in Bedrängnißen heiße Thränen (ushnam asru) über ihn [317]). Zwischen den Ohren der Pferde schwankte auf vergoldetem Schafte das Chamari, der Schweif des tibetischen Ochsen (bos gruniens), etwa wie die Federbüsche der Ritterpferde. Hinten auf dem Wagen des Feldherrn, vielleicht auch der gesammten Wagenkämpfer, wehte eine Fahne (patâkâ) mit der

311) Marco Polo 3, 41.

312) 1. Maccab. 6, 37.

313) Ramusio I. p. 120. vergl. Plinius 8, 7.

314) Mandelsloh Reise S. 14.

315) Râmày. I, 6, 2. Nalus 19, 2.

316) Râmày. I, 15, 100.

317) Râmày. II, 46, 4.

Devise des Helden; oft waren auch zu beiden Seiten des Wagens kleine, dreieckige Fahnen zur Verzierung angebracht [318]), wie sie ebenfalls die Reiter an ihren Lanzen trugen, und die Griechen erzählen von den Indern und Scythen zugleich, daß sie einen Drachen im Fähnlein führten, der im Winde sich schlängelnd entfalte [319]). Ueberhaupt mußten Fahnen und Flaggen bei dem Volke ausnehmend beliebt seyn; mehre Gottheiten haben ihre Banner mit einem Wappen, wie die Feldherren, und das des Bharatas führte eine Kovidarablume (bauhinia) [320]); von der Fahne des Indras, welche an festlichen Tagen auf hohen Stangen flattert und plötzlich heruntergelassen wird, entlehnen die Dichter zuweilen ihre Bilder [321]); bei dem feierlichen Einzuge eines Vornehmen sehen wir die ganze Stadt mit Fahnen geschmückt [322]), und selbst an den Prachtfuhrwerken dürfen sie nicht fehlen, daher es bei Kalidasa heißt:

Jene Wolke
Soll unser Wagen seyn und schnell uns tragen;
Die Blitze werden ihre Fahnen seyn,
Und Indras Bogen wölbe sich als Himmel
Mit reichen, bunten Farben drüber her [323]).

Auch die Schlacht-Elephanten waren, wie es noch die Mongholen nachahmten, mit farbigen Fähnlein geschmückt, und das Epos malt uns das großartige Schauspiel, wie die bunte Schaar von Elephanten über den Ganges geschwommen [324]). Die Hauptstandarte (ketu) voran zu führen, war ein Ehrenamt, welches die Anführer selbst übernahmen und schon um

318) Râmây. II, 64, 24. Indralok. 1, 8. Theater der Hindus S. 302.

319) Suidas s. v. Ἰνδοι und σημεῖα σκύθικα.

320) Râmây. II. 70, 73.

321) Ebendas. II, 61, 21. 62, 22.

322) Ebendas. I, 63, 59. Nalus 25, 6.

323) Theater der Hindus S. 366.

324) Râmâyana II, 66, 41. Vergl. Mandelsloh S. 15.

das J. 316 vor Chr. entlehnt daher ein Indischer Feldherr seinen Namen Ketus oder Fähnrich [325]). Dem Heere voran ging ferner noch eine kriegerische Musik, wobei immer die dicke Riesentrommel, mridanga oder dundubhi genannt, vorkömmt [326]), welche Plutarch bei den Parthern namhaft macht und die wir seit den Kreuzzügen von den Türken kennen lernten. Das Zeichen zum Angriffe geschah mit einer großen Muscheltrompete, und Megasthenes, der beider Hauptinstrumente oft erwähnt, stimmt hier völlig mit dem Indischen Epos überein [327]). Wie sonst das Commando gewesen, läßt sich nicht ermitteln, schwerlich aber geschah es durch ein gegenseitiges Zuflüstern, wie gegenwärtig bei den Mahratten, welche zur Nachtzeit über den Feind sich herstürzen, ohne ihr Heer in Schlachtordnung zu stellen, und ohne nach der Taktik der alten Inder, die gewiß nicht ganz schlecht war, geschloßene Quarré's zu bilden.

Auffallend wird endlich noch im Indischen Epos die Anzahl von Pferden, welcher allenthalben erwähnt wird, da doch Ostindien, nach der Aussage der Alten und Neueren [328]), besonders aber die südliche Halbinsel, an dieser Thierart gerade Mangel leidet. Nicht sowohl die Sprache hat für das Roß eigenthümliche Namen ausgeprägt (asva, haya, vajin u. s. w.), oder die Mythe mit Göttern dasselbe in Verbindung gesetzt, wie die Asvinau, welche von Rossen entsprangen: auch an den alten Tempeln finden sich häufig Jagdstücke und Reiterei, und in den Grotten von Ellore werden Heereszüge von Kriegeswagen und Cavallerie vorgestellt [329]). Die epischen Gedichte sprechen mitunter von 10,000 und mehren Pferden [330]); eine vollständige Armee würde an sich schon 109,350,

---

325) Diodor. Sicul. 19, 2.

326) Râmâyana I, 10, 36. 19, 4. Draupadî 7, 6.

327) Strabo p. 1008. 1035. 1037.

328) Curtius 10, 1. Maffei a. a. O. p. 26. S. Theil I. S. 40.

329) Asiat. Res. V. p. 311. VI. p. 407.

330) Râmây. II, 68, 49. Indralok. 1, 7. Hitopad. p. 87. Jedoch können diese Angaben übertrieben seyn, wie sie es bei der Zahl

der Fußtruppen-Zahl gleichkommend, erfordern, und wenn demnach jene Angaben nur irgend Berücksichtigung verdienen, so muß der Roßhandel mit den Nachbarvölkern schon im Alterthume sehr bedeutend gewesen seyn. Das Pferd ist nach den Untersuchungen von Michaelis in Persien und Armenien heimisch, daher die hebräischen Namen Sûs von Susa, Parash von Persien [331]): aus diesen Gegenden und der Tatarei, besonders aus Bactrien und dem Penjab, deren Völker bei Herodot sämmtlich beritten erscheinen [332]), gingen von jeher große Caravanen von Rossen nach Indien [333]), wie es zu den Zeiten des Marco Polo und noch gegenwärtig der Fall ist, wo die Beludschen den Pferdehandel betreiben [334]). Nichtsdestoweniger fanden sich eingeborne Pferde von edlem Stamme in Indien selbst [335]), von welchen es selbst Ktesias weiß, daß man sie im Kriege gebrauche, um den Wagen zu ziehen, daß sie zwar klein, aber schnell seyen [336]). Zu gewöhnlichen Reisen kommen jedoch Wagen mit Stieren bespannt (gorathâs) vor, die im Kriege ebenfalls zur Bagage gebraucht wurden [337]); im Penjab benutzte man die schnellen Esel (kharân sighrân), wahrscheinlich wilde, wie es Herodot angiebt [338]), so wie Kameele (ushtrayas) zu diesem Zwecke, und es scheint, als ob sie die gewöhnlichen Saumthiere der Vaisyas und Sudras

---

der Aegyptischen Reiterei in einem so kleinen Lande wirklich sind. Nach Diodor (1, 45.) schickt Aegypten 20,000 Wagen in den Krieg, allein dieses ist nach einer Dichterstelle (Ilias 9, 383.) geschloßen.

331) Michaelis Mos. Recht Thl. III. vergl. Ezechiel 27, 14.

332) Herodot 7, 86. 87.

333) Râmây. I. 6, 21. Edit. Schlegel. Pferde aus Bâhli (Baktrien); Draupadi 6, 6: Sindhurosse u. s. w.

334) Marco Polo 3, 20. vergl. Vincent voyage de Nearque p. 119, 152.

335) S. bei Bopp Conjugationssystem. S. 171.

336) Ktesias Indic. 11. Herodot 7, 86. Aelian. Hist. Anim. 13. 25.

337) Râmây. II, 63, 61.

338) Herodot a. a. O. Râmây. II, 54, 23.

gewesen seyen [339]), da das Reiten auf Pferden nur den Kshatriyas als Cavallerie zukommt und ohnehin, wie bei Homer, im gemeinen Leben so selten ist, daß sogar ein Bote nach Ayodhya mit einem Wagen und schnellen Rossen reiset [340]). Zur Friedenszeit wurden die Pferde in den Marställen oder auf Königlichen Weideplätzen der Aufsicht eigener Beamten unter einem Oberstallmeister (asvanibhandikas) [341]) übergeben.

Dieses ist im Ganzen das Wenige, welches über die Kriegsverhältniße der alten Inder mit Sicherheit sich ermitteln läßt, denn die Bestimmungen, welche Manus über die Art, Frieden zu schließen, den Feind auszukundschaften, Festungen anzulegen und dergleichen mit einer redseligen Breite hinzufügt, tragen zu sehr das Gepräge von willkührlichen Vorschriften, die ich hier, wie immer, unberücksichtigt gelassen habe, wenn die epischen Gedichte, oder andere Schriften sie nicht in der Wirklichkeit ausführen. Eben so wenig kann ich die Verfügung, welche Mohammedaner wißen wollen, aus alten Schriften belegen, daß ein Fürst abdanken müße, wenn er zweimal eine Schlacht verloren [342]), oder daß er gar, wie ein Anderer hinzufügt [343]), sich zu verbrennen verpflichtet sey, wenn er dreimal gefangen worden: Letzteres soll sich unter Mahmud ereignet haben, der den Jaibal zweimal wieder freigelassen, welche Großmuth wir bei diesem Tyrannen schwerlich voraussetzen dürfen. Ueber den jetzigen Militärzustand wäre noch Manches zu sagen, wenn es in meinem Plane läge, die so gänzlich veränderten Einrichtungen des Landes überall zu berücksichtigen. Die sogenannten Sepoys (vom Persischen Sipâhî, Soldat) sind bekanntlich aus allen Casten angeworben und auf europäische Art disciplinirt worden, und ich will nur Ein Beispiel aus Heber's

339) Râmây. II, 63, 67.

340) Ebendas. I, 64, 19.

341) Asiat. Res. IX. p. 405.

342) Dow a. a. O. I. S. 67.

343) S. Deguignes Geschichte der Hunnen II. S. 173.

Journal hier anführen, woraus die gewißenhafte Treue, Mannszucht und völlige Umwandlung dieser Truppen hervorgehen möge. »Während der letzten 25 Jahre trat nur Ein Fall ein, daß brittische Truppen nach Benares gerufen werden mußten; dieses war bei Gelegenheit des großen religiösen Kampfes, der zwischen der mohammedanischen und Hindubevölkerung der Stadt ausbrach. Die Veranlaßung dazu gaben die Mohammedaner, welche einen Pfeiler, der unter dem Namen Siva's Spazierstock hochverehrt war, umbrachen. Dafür steckten die Hindus eine Moschee in Brand, worauf die Mohammedaner eine Kuh tödteten und ihr Blut in einen heiligen Brunnen goßen. Nun griff Alles unter den Hindus zu den Waffen, und unfehlbar wären die Mohammedaner alle vertilgt und alle Moscheen eingeäschert, wenn man nicht die Sepoys herbeigerufen hätte. Aber diese Maaßregel war sehr gewagt, da bei weitem die größere Hälfte derselben aus Hindus und vielleicht zur Hälfte aus Brahmanen bestand, deren jeder Einzelne, wenn er unabhängig gewesen, mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben würde, sein Blut in einem Kampfe gegen die Moslim zu vergießen. Ueberdieß bestand der Vortrab des Indischen Rebellenhaufens aus Brahmanen, Yogis und andern religiösen Bettlern, welche ihre Leiber und Gesichter mit Kreide und Asche bedeckt hatten, das aufgelöste Haar lang herabwallen ließen, und alle Verdammniße der Götter über die Sepoys herabriefen, wenn diese es wagen sollten, ihre Brüder anzugreifen. Aber so streng war die militärische Zucht der Spahis, und so heilig hielten sie ihre geschworenen Eide, daß sie auf die Brahmanen so gut, wie auf jeden andern Hindu Feuer gaben, und an den Thüren der Moscheen so tapfer Wache und Stand hielten, als wenn es ihre eigenen Tempel gewesen wären. Nur dieser Treue und Tapferkeit hatte man es zu verdanken, daß halb Benares damals nicht zerstört wurde [344]).«

344) Heber in Sommer's Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntniße, 1830. S. 50.

Viertes Capitel.

Bürgerliche und häusliche Alterthümer.

§. 1. Nachdem wir bisher die äußern Schicksale des Indischen Volkes und sodann die Thätigkeit seiner beiden ersten Stände für religiöse und politische Verfaßung betrachtet haben, sind wir nunmehr zu einem Punkte gelangt, wo die Nation als eine Gesammtmasse und handelndes Individuum auftritt, um die verschiedenen Richtungen in sich zu vereinigen und aufzunehmen, welche durch ihr Verhältniß zur Natur herbeigeführt und bedingt wurden. Mithin muß hier die Rede seyn von dem öffentlichen und Privatleben des alten Inders, so wie von der Industrie und Betriebsamkeit seines Nährstandes, worauf endlich noch der Blick sich erweitern und auf das geistige Streben des Volkes für Literatur und Wissenschaft sich hinlenken möge. Wir wollen auch in diesen Abschnitten, wie allenthalben, die Belege aus den alten Schriften selbst zu sammeln suchen, und nur dann auf die Gegenwart Rücksicht nehmen, wenn sie das Alterthum erläutern, oder den Contrast mit der Indischen Vorwelt hervorheben kann, und müßen den Anfang machen mit den Ueberresten der altindischen Architectur: einmal, weil sie an sich als redende Zeugen der vormaligen Größe dastehen, dann auch, weil sie manche Eigenthümlichkeiten erklären, welche von der Literatur nur angedeutet werden, und endlich weil sie den Weg zu den Städten und Wohnungen des Landes uns bahnen können, obgleich sie im Grunde mehr der Religion und zum Theil wol der Kunst angehören.

Unter den großartigen Denkmälern der Vorwelt, wie sie, man darf es kühn behaupten, kein anderes Land der Erde

aufweiset, treten uns hier die Riesenwerke der Kraft und Ausdauer entgegen, welche in mehren Theilen des Landes unter der Erde sich finden, die sogenannten Felsentempel. Am früheſten wurden die Grotten auf der kleinen Insel Elephante bei Bombay, von einem coloßalen Elephanten in Stein so genannt, bei den Eingebornen aber Goripura, Felsenstadt, geheißen, von europäischen Reisenden, wie Ovington (1690), Gemelli Careri (1695) u. A. besucht, und schon diese unterirdischen Tempel erfüllten die Beschauer mit Staunen und Bewunderung, da sie doch gegen die übrigen Werke der Art gedrückt und klein zu nennen sind. In einem Berge von Tonporphyr hat man hier einen Tempel von 135 Fuß Länge und fast derselben Breite mit Nebenkammern und Seitengängen ausgehauen, so daß vier Säulenreihen, welche den Haupttempel in drei Theile sondern, und eine Menge von Pilaster, die man stehen ließ, dem ganzen Berge als Stützen zu dienen scheinen. Alle Wände dieses Tempels sind mit Reliefs geziert, welche durch richtiges Ebenmaaß der Glieder, so gigantisch sie im Uebrigen gehalten sind, keinen unangenehmen Eindruck machen, sondern nach Niebuhr, und Goldingham, oft edel genannt werden können [345]). Sie beziehen sich sämmtlich auf die Indische Mythologie, und der Tempel scheint vorzugsweise dem Siva geweiht, da außer dem Trimurti, dem Ganesas und anderen Gottheiten sein Bild mit den gewöhnlichen Attributen am häufigsten wiederkehrt. Größere Monumente dieser Art trifft man auf der nahgelegenen Insel Salsette, von den Salzwerken am Meere so genannt, an, die berühmten Höhlen von Kenneri. Der Berg, in welchem sie sich befinden, hat die Form eines Hufeisens, und ist nach Art eines Amphitheaters ausgehöhlt worden, so daß im Hintergrunde desselben ein großes Bassin zu einem See gestaltet wurde, über welchem vormals eine Brücke von 100 Fuß lang sich zu den verschiedenen Tempeln wölbte, von welcher noch die Stre-

---

245) S. Asiat. Res. IV. p. 408. 412.

bestufen sichtbar sind. Der Haupttempel, welcher hier in Porphyr ausgemeißelt wurde, hat eine imposante Höhe und mißt 100 Schritt Länge bei 40 Schritt Breite, auch er ist mit unzähligen Säulengängen, Treppen, Kammern und Teichen aus lebendem Felsen versehen, und seine Wände bedeckt mit einer Menge noch ungelesener Inschriften und Sculpturen, die sich sowohl auf den Dienst des Buddhas als den Indischer Gottheiten beziehen, jedoch scheint der erstere hier den Vorrang zu haben, da nur die Nebenkammern den Cultus des Siva darstellen. Es findet sich hier sogar ein Tempel, der dem Buddha vorzugsweise angehört: er ist gewölbt, hat eine Länge von 83, eine Breite von 30 Fuß, und wird von zwei Reihen achteckiger Säulen getragen, welche, oben mit Elephantencaryatiden verziert, im Felsen stehen blieben. Sie umgeben im Hintergrunde das sogenannte Dagop, eine cylinderartige Steinmasse, unter welcher die Gebeine des Buddha als Reliquien gedacht werden [346]). Dieser Tempel ist am wenigsten verstümmelt, weil die Portugiesen das Gewölbe, da es keine Statuen hat, zu einer Kirche weihten und nur die beiden coloßalen Wächter am Eingange zu Heiligen umschufen. Aehnliche Felsentempel finden sich in den Ghattgebirgen, z. B. bei Karli im Mahrattenstaate, aber alle übertrifft die Anlage recht im Herzen Indiens zu Ellore.

Hier befindet sich, vier deutsche Meilen vom jetzigen Aurengabad, die alte Bergveste Devagiri oder Götterberg, verstümmelt Deogir, und von den Mohammedanern Dauletabad (Wohnung des Glückes) genannt, aber schon im Periplus als Hauptmarkt des Vindhyagebirges unter dem Namen Tagara bekannt. Zwei Stunden davon liegt ein Berg aus röthlichem Granit (?), der sich ebenfalls eine Meile lang amphitheatralisch krümmt und mit Recht den Namen Götterberg führen kann, denn er ist senkrecht von oben bis un-

346) S. die Abbildung im Berl. Kalender 1829. und die Beschreibung ebendas. 1830. S. 195.

ten ausgehöhlt, und in unzählige Tempel zu einem wahren Pantheon der Inder verwandelt, so daß Sivas allein hier an zwanzig Tempel hat. Die Beschreibung aller dieser Grotten, die auf großen Säulenreihen (Vishandakâs) in mehren Stockwerken übereinander liegen, mit ihren Treppen, Gallerien, Vorhöfen und Brücken von Felsen, über ebenfalls ausgehauenen Canälen, ist unmöglich, da selbst diejenigen, welche sie gesehen, von der Größe so ergriffen wurden, daß sie kaum eine Schilderung wagen; das Prachtwerk aber von den Brüdern Daniells, welches mehre dieser Tempel darstellt, ist auf dem Continente selten. Aus diesem sind einzelne hie und da im verjüngten Maaßstabe nachgestochen, unter andern der Tempel, welchen der diesjährige Berliner Kalender darbietet [347]). Er geht mitten durch den Felsenberg 200 Fuß lang, bei 17 Fuß Höhe, und war an der Decke mit Gemälden verziert, welche durch Mohammedaner mit Rauch geschwärzt worden; am Eingange liegen colossale Löwen, welche besiegte Elephanten unter ihren Tatzen halten, aber auch schon verstümmelt sind. Nichts jedoch übertrifft den Haupttempel dieses Berges, den sogenannten Kailasa, von dem wir durch Malet einen Grundriß haben [348]). Bei dem Eingange in dieses Heiligthum unter einem Balkon (indrakosha) tritt man zunächst in eine Vorhalle von 138 Fuß Breite und 88 Fuß Tiefe, mit vielen Säulenreihen (svastikâs) und Nebenkammern, die als Wohnungen der Priester und Pilger dienen mogten. Von hier gelangt man durch einen großen Porticus und über eine zweite Brücke in eine ungeheure Grotte von 247 Fuß Länge und 150 Fuß Breite, in deren Mitte man den Haupttempel selbst als solide Felsmasse stehen ließ, aber wieder aushöhlte, und noch dieser Tempel, der bei Malet so gezeichnet ist als stehe er im Freien, hat den Umfang einer Kirche, denn er mißt 103 Fuß Länge bei 56 Fuß Breite. Seine Höhe aber erregt am

---

347) S. den Berliner Kalender 1830. Kupfer № VI.

348) Malet in Asiat. Res. VI.

meisten unser Erstaunen, denn wenn er gleich im Innern nur 17 Fuß hoch ausgemeißelt ist, so strebt er selbst doch mittelst einer Pyramide über 100 Fuß in die Höhe. Vom Dache dieses Monolithentempels, mit einer Gallerie von Fels umgeben, gingen Brücken zu anderen Seitengewölben, die noch nicht erstiegen sind; seine Pyramide ist, wie alles, mit Sculpturen überladen, und der Tempel selbst wird von vier Reihen Pilaster mit colossalen Elephanten getragen, die diese ungeheure Masse zu heben scheinen und dem Ganzen Leben und Bewegung geben. Ringsum finden sich in der größern Excavation viele Teiche und kleinere Obelisken daneben, wie sie ebenfalls in Aegyptischen Tempeln angetroffen wurden [349]); dann wieder Säulengänge und Sphinxe [350]); an den Wänden aber Tausende von Statuen und mythologischen Vorstellungen, deren Göttergestalten colossal und meist von 11 bis 12 Fuß Höhe sind. Hier erscheinen fast alle Gottheiten der Indischen Mythologie, ja sogar die Kriege, welche Ramayana und Mahabharata besingen, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit wird angenommen, daß die vielen Inschriften unter den Gruppen, im ältesten Devanagari-Character, deren Entzifferung nicht gelingen will [351]), Verse aus den epischen Gedichten selbst seyn mögen. Andere Säle und Nebentempel zu Ellore sind mit glatten und spiegelblank polirten Wänden eingefaßt, jedoch fängt bereits der Stein zu verwittern an, besonders da, wo die Lichenen Wurzel gefaßt haben und eine unterirdische Vegetation befördern. Der Eindruck, den das Ganze auf die Besuchenden macht, durch seine Größe und den Reichthum an Formen mit den feinsten Zierrathen, geht über alle Beschreibung (beggar all description sagt Malet) und Seely schließt in seinen Wundern von Ellore die Schilderung des Kailasa mit folgenden Worten: »Ein Pantheon, eine Peters- oder Paulskirche zu bauen, kostet Arbeit und

349) Herodot. 2, 170.

350) Asiat. Res. VI. p. 392, 395. 405. 407.

351) Versuche sind gemacht Asiat. Res. V. p. 135.

Talent, jedoch begreifen wir, wie es geschah, wie der Bau fortschritt, und vollendet ward: sich aber eine Anzahl Menschen zu denken, noch so groß, noch so unermüdlich, als man will, und mit allen Hülfsmitteln versehen, die einen festen Felsen angreifen, ihn aushauen, mit dem Meißel ausarbeiten, um so einen Tempel, wie den erwähnten, zu Stande zu bringen mit seinen Gallerien, Sälen und der endlosen Fülle von Statuen, Verzierungen und Bildwerken: das scheint unglaublich, und man verliert sich in Staunen [352]).« Und solcher Felsentempel giebt es allenthalben, wo die Lage der Berge sie zulassen wollte; jedoch verdienen die kleineren Grotten, wie die auf Ceylan bei Trincomale, und eine gewölbte Höhle von 44 Fuß Länge bei Gaya, mit ebenfalls sehr fein polirten Seitenwänden [353]), gegen die Anlagen von Ellore kaum mehr Beachtung. Zu manchen unterirdischen Denkmälern mögen indeß die Europäer noch gar nicht gelangt seyn.

Ein anderes Wunderwerk des Indischen Alterthums, welches füglich den Namen Felsenstadt tragen könnte, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich, nämlich die von Reisenden oft erwähnten Ueberreste von Monolithentempeln, wie sie kein Land der Erde so großartig aufweiset [354]). Sie liegen auf der Coromandelküste, unfern Madras, und führen bei den Schiffern den Namen der sieben Pagoden, weil sich sieben Tempel hintereinander in das Meer erstrecken und bei flachem Wasser über eine Meile weit wie Klippen hervorragen sollen; jedoch steht nur der letzte noch völlig im Trocknen. Bei den Eingebornen heißen diese Ueberreste Mavalipuram, d. i. Mahâbalipura, Stadt des großen Balin [355]),

352) Seely wonders of Ellora, Lond. 1824. vergl. Ritter im Berl. Kalender. 1830. S. 163. ff.

353) Asiat. Res. I. p. 276.

354) Paulinus Reise S. 96. Systema Brâhm. p. 168. Haafner Reise II. S. 193.

355) Balin, der Starke, welches an den Indischen Jupiter Belus bei Cicero (de Nat. Deor. 3, 16) erinnert, ist zugleich Königstitel, wie ebenfalls $\beta\alpha\lambda\eta\nu$ bey Aeschylus Prometh. 656.

und unter diesem Namen wird eine Residenz des Yudhishtiras im Mahabharata beschrieben, welche 5 Yojanas westlich von der See liege, die nunmehr diese Trümmer bespült. Vielleicht ist dieses zugleich die Handelsstadt Maliarpha, welche Ptolemäus in diese Gegend verlegt [356]), da wol die in der Nähe liegende Maliapur nicht so alt ist. Jedes Gebäude dieser ungeheuren Stadt, deren Ruinen sich an drei Meilen im Thale umher ausdehnen, war in Felsen ausgehauen und sodann von innen gemeißelt worden, wobei man nur hie und da durch Quaderblöcke nachgeholfen hatte; ein ganzer Berg mit seinen Zacken und Höhlen wurde zu Tempeln, Pallästen und Häusern verarbeitet, so wie einzelne Felsmassen zu Thiergruppen und Darstellungen aus der Mythologie umgeformt, die sich meist auf den Dienst des Siva, jedoch mit Rücksicht auf Vishnu und dessen Avataren beziehen. Mehre Inschriften sind daselbst copirt, aber noch nicht gelesen [357]); einen Topf mit Münzen wollen die Mohammedaner dort gefunden und eingeschmolzen haben. Die letzte Vollendung eines Haupttempels scheint übrigens durch ein Naturereigniß unterbrochen, da eine große Spalte durch die höchste Spitze des Tempels bis auf den Grund geht: vielleicht ließ ein Erdbeben das Meer übertreten und zerstörte das Riesenwerk [358]).

§. 2. Erregen aber schon diese Ueberreste der troglodytischen Baukunst unsere Bewunderung, so können es noch mehr die Monumente einer jüngern Epoche, die **Pagoden**, weil sie sowohl durch ihre Größe imponiren, als auch durch Eleganz und Genauigkeit der Kunst sich vor ähnlichen Werken des Alterthums auszeichnen. Die Indischen Tempel haben mehre Namen: sabhâ und prâsâda, **Pallast**, devâla, **Gotteshaus**, oder bhagavati, **heiliges Haus**, wo-

---

356) **Ptolemaeus** Geogr. 7, 1.

357) Der zweite Theil der Transactions of the Roy. Asiat. Soc., worin einige dieser Inschriften erklärt seyn sollen, ist mir nicht zugänglich gewesen.

358) S. die Abbildung ebenfalls im Berl. Kalender 1830.

her Pagode sich abgeschliffen; sie finden sich durch ganz Indien zerstreut; und oft hat, wie an den Küsten des Dekkan, jedes Dorf seinen Tempel, von denen die meisten kleinlich und aus neueren Zeiten sind, während andere in das höchste Alter hinaufreichen und der Zerstörungswuth der Mohammedaner und Portugiesen widerstanden haben. Die ersteren erzählen es kaltblütig, wie sie mit unsäglicher Mühe ein bewundernswürdiges Tempelgebäude zur Sumnat, woran 300 Jahre gebaut worden und dessen Mauer 100 Ellen hoch gewesen, geschleift hätten, mit vielen andern aber nicht so glücklich gewesen wären, weil die starken Quadermauern der Verheerung trotzten. Zu diesen ältesten Pagoden gehören diejenigen, welche bei Haridvari, in der Nähe von Ellore, besonders aber an der Coromandelküste angetroffen werden, wo sie häufig wegen ihrer festen Mauern den Europäern zu Festungen dienten, und daher zuweilen mit Bastionen versehen sind. Meist haben diese Bauten die Form der Pyramiden und Obelisken, und kommen, wenn sie oben abgestumpft, den Aegyptischen Monumenten sehr nahe [359]), übertreffen sie jedoch häufig an Masse und coloßaler Bauart, fast immer aber in der feinen Ausführung der einzelnen Theile. Daniells hat von dem Innern einer solchen Pagode eine Ansicht gegeben [360]), und wahrlich die Schönheit desselben übertrifft die kühnste Erwartung: 20 bis 30 Fuß hohe Säulen von Porphyr sind mit der feinsten Eleganz cannelirt, mit den verschiedenartigsten Zierrathen, Figuren, Arabesken und Laubwerk geschmückt, und sodann geglättet worden. Auf dem 5 Fuß hohen Piedestal einer jeden einzelnen stehen an den drei Seiten der Säulen coloßale Statuen von 8 Fuß Höhe, meist in betender Stellung und nach allen Regeln der Proportion rein menschlich gehalten, ohne die Vielgliedrigkeit der Indischen Götter zu haben. Auf dem

---

359) Legentil voyage II. p. 160. Asiat. Res. II. p. 477. seq.

360) Nachgestochen in Zimmermann's Taschenbuch der Reisen 1813. S. 224. 232.

Gesimse der Säulen ruhen Löwen, die als Karyatiden das Felsendach des Tempels tragen, und solcher Säulen zählt man in der Vorhalle des Tempels zwölf, reichlich 6 Fuß von einander, so daß die Propyläen allein an 80 Fuß Länge bis zum Allerheiligsten betragen, welches noch weiter sich hinaus zieht. Zu beiden Seiten der Säulen finden sich dann noch Gallerien und Nebenkammern bis zur ungeheuren Wand des Gebäudes. Oft ist dagegen auf die Umgebung und Nebengebäude der Tempel die größte Sorgfalt verwendet, während die eigentliche Pagode nur aus einfach übereinandergelegten Quadersteinen besteht, und dadurch grade das größte Staunen erregt. Hierher gehört die berühmte Pagode von Chalembaram, sieben Stunden südlich von Pondicheri und zwei Stunden vom Meere. Die ganze Anlage mit ihren Vor- und Nebengebäuden nimmt ein Areal von 1332 Fuß Länge und 936 Fuß Breite ein (nach Andern 1230 Fuß und 960 Fuß Breite) und ist mit einer Ringmauer von Ziegelsteinen, 30 Fuß hoch und 7 Fuß dick eingefaßt, um welche noch eine neue Mauer mit Bastionen sich hinzieht. Die vier Eingänge finden sich unter eben so vielen Pyramiden, welche bis zu der Höhe des Portals von 30 Fuß, aus Werkstücken mit eingehauenen Bildwerken, weiter hinauf bis zur Höhe von 150 Fuß aus Ziegeln bestehen, und zwar mit einer Cementdecke, um welche kupferne Bänder gelegt sind, und mit Verzierungen aus gebrannter Thonerde. Tritt man durch den Hauptporticus der westlichen Pylone, so erblickt man links eine ungeheure Halle von mehr als 1000 Säulen, die, von mehr als 36 Fuß Höhe, oben mit Quadern belegt sind, den Priestern zum Spaziergange, wie die Säulenhallen der Aegyptischen Tempel, dienen mogten, und einen Tempel, den sogenannten Tempel der Ewigkeit, umschließen; rechts aber, oder südlich den Haupttempel, nach Osten und Westen mit Hallen von mehren hundert Säulen, die ebenfalls ein Platfond von Quadern tragen, umgeben. Die Pagode selbst ruht auf einer Basis von 360 Fuß Länge und

260 Fuß Breite, und erhebt sich zu einer außerordentlichen Höhe; sie besteht aus Felsblöcken von 40 Fuß Länge, 4 Fuß Breite und 5 Fuß Dicke, und diese mußten, da keine Steinbrüche in der Nähe sind, an 50 Meilen weit transportirt werden. Der Tempel ist mit einem Peristyl von Säulen umringt, und 36 derselben, welche in sechs Reihen den Porticus bilden, tragen ein Schutzdach von glatten Blöcken; sie sind 30 Fuß hoch und den ältesten jonischen ähnlich [361]); die ganze Pyramide, welche an Größe die Paulskirche in London übertrifft, da diese zwar 474 Fuß lang, aber nur 207 Fuß breit ist, trägt noch eine Decke von Kupfer mit Hautreliefs von unzähligen mythischen Gegenständen überfüllt, an denen noch die frühere Vergoldung sichtbar ist [362]). In der Mitte des Hofraums dehnt sich nach Osten ein großer Reinigungsteich oder Tank aus, mit einer Gallerie von Säulen, und einer mit Bildwerken und Arabesken verzierten und geglätteten Einfaßung von Marmor umgeben; im Osten findet sich endlich noch ein neuer Raum mit einer Mauer umschloßen, an welcher im Innern eine Pfeilergallerie, mit großen Steinplatten bedeckt, hinläuft: auch hierin ist noch eine Pagode befindlich, welche an Größe den Cathedralkirchen kaum nachsteht [363]); doch hat sie nur große dunkle Zellen mit Sculpturen, welche auf den Cultus bestimmter Gottheiten, besonders des Vishnu, sich beziehen, obgleich die ganze Anlage längst verlassen und ohne Dienst ist. Die Verzierungen im Innern überhaupt sind dem Ganzen angemessen, denn von dem Schiffe der einen Pyramide hangen an den Capitälern von vier Strebepfeilern Kettenfestons herunter, zusammen 548 Fuß lang, und diese Kette ist merkwürdigerweise aus Felsen, jede Guirlande von 29 Gliedern aus Einem Stücke von 60 Fuß Länge, gehauen, so daß die Kettenglieder ungeheure Ringe von 32 Zoll Umfang bilden

---

361) S. Wiebeking Bürgerliche Baukunst Abtheilung. II. S. 287.

362) S. Memoires de l'Acad. XXXI. p. 46.

363) Ives Reise I. S. 123.

und bis zur Spiegelglätte polirt sind. Die eine Kette ist zerhauen und hängt an der Säule herab.

Eine andere Anlage der Art ist die Pagode von Cheringham auf Coromandel, deren sieben Ringmauern dem ganzen Heiligthume den Umfang von einer Meile geben; die Mauern sind hier 25 Fuß hoch und 350 Fuß von einander entfernt, so daß sieben Quadrathöfe entstehen, aus welchen die Pagode selbst hervorragt, und deren Bedeutung uns weiterhin wird klar werden. Die vier Seiten sind, wie allenthalben bei diesen Bauten, nach den vier Weltgegenden genau orientirt; am südlichen Eingange streben zwei Pfeiler von 33 Fuß, beide aus Einem Felsstücke, empor [364]). Einen ähnlichen Tempel beschreibt noch Sonnerat [365]), aber nur mit einer Ringmauer mit vier Pyramiden, unter denen der Eingang zum Hofe befindlich. Die Pyramiden sind 300 bis 400 Fuß hoch, mit acht Absätzen, welche ebenfalls Bedeutung haben; oben sind sie meist rund und kuppelförmig, welches Wiebeking als mohammedanisch ansieht, weil die Inder kein Gewölbe in ihren alten Bauten aufwiesen [366]), allein das letztere ist nicht unbedingt richtig, und ein anderes ist ohnehin das Wölben von Innen und das Abründen einer Steinmasse von Außen. Uebrigens haben auch diese Pyramiden die reichsten und mannigfachsten Zierrathen, entweder in den Stein selbst gehauen, oder von getriebenem und vergoldetem Kupfer. Im Hofraume stehen mehre kleinere Pagoden, und unter andern ein colossaler Stier des Siva unter einem Dache auf hohen Pfeilern.

Endlich gehört hieher der berühmte Tempel des Jagannathas in Orissa, dessen bereits bei einer andern Gelegenheit Erwähnung geschehen. Die Länge der einfaßenden, 24 Fuß hohen, Mauer, welche ein regelmäßiges Parallelogram bildet, beträgt hier 1122 Fuß bei einer Breite von 696 Fuß, im

---

364) S. Robertson historic. disquis. p. 330.

365) S. Zimmermann's Taschenbuch 1813. S. 236.

366) Wiebeking a. a. O. II. S. 37.

Innern aber läuft noch eine Gallerie von 14 Fuß Breite mit elegantem Gesimse von 276 Arkaden, zirkelförmig in einander verschlungen [367]). Der Haupteingang ist unter der höchsten Pyramide von 344 Fuß, die mit getriebener Arbeit auf vergoldetem Kupfer schon 9 Meilen von der See aus sichtbar seyn soll. Das Merkwürdige bei dieser Anlage ist wol, daß sie eines Theils ganz auf lebendigen Felsen gegründet worden, den man zuvor 400 Ellen lang und 250 Ellen breit wagrecht meißeln mußte, von der andern Seite aber, daß die ungeheuren Werkstücke, zuweilen von 10,000 Kubikfuß, 34 Meilen weit aus den Ghatts hergeholt wurden, und wenn wir nun durch die Alten benachrichtigt werden, daß die Erbauung einer Aegyptischen Pyramide 20 Jahre lang an 366,000 Arbeiter beschäftigte, mögen wir nicht billig von diesem Tempel dasselbe denken, der an Masse noch größer, dessen Gestein weit härter als der Aegyptische Sandstein ist, und dennoch spiegelhell polirt wurde? Und ähnliche Bauarten, oder die Trümmer derselben, finden sich durch ganz Hindostan zerstreut, bald von Marmor, wie auf Malabar, bald von Porphyr oder Granit, denn die Gebäude von Ziegelsteinen sind jung und bei weitem nicht mehr so großartig. Im Nerbudhathale trifft man an unzugänglichen Plätzen häufig auf Ruinen von Städten und Tempeln; auch hier steht noch ein imposantes Heiligthum 200 Schritt vom Ufer, und die ungeheuren Felsentreppen mit Baldachinen, von Säulen getragen, reichen bis zum Fluße hin [368]). Wieder wird daselbst bei der alten Festung Dhuboe, am Eingange zur bergigen Landschaft Malva, unter vielen Trümmern noch das sogenannte Diamantenthor bewundert: es ist 320 Fuß lang, im schönsten Style aus Quadersteinen erbaut, wird von Elephanten getragen, und ist voller Sculpturen, die zu den vollendetsten Arbeiten des alten Indiens gehören — In der Nähe aller Pagoden sind gewöhnlich

367) Legout de Flaix bei Zimmermann a. a. O. S. 242.

368) Ritter im Berl. Kalender 1830. S. 182.

Teiche und gepflasterte Wasserbecken angelegt, oder Nebengebäude, um fremde Pilger, wie es die Religion gebietet, darin zu beherbergen; häufig jedoch sind die letztern, wie überhaupt die umgebenden Verzierungen geschmacklos und aus einer jüngern Zeit, wie die Hauptpagode und deren Eingang zu Bangalore in Maisore bereits mit Felsblöcken verschüttet sind, während die Propyläen mit dem Dreizack des Sivas und Chakras des Vishnus aus einer jüngern Periode herrühren.

Auf den ostindischen Inseln endlich trifft man neben prächtigen Pagoden des Alterthums, deren Dienst noch gegenwärtig fortdauert, die Ueberreste von den schönsten Baudenkmälern an. Auf der kleinen Insel Ramisura reihen sich fast Tempel an Tempel, weil das ganze Eiland heilig gehalten wird. Die Hauptpagode ist auch hier alt und colossal; die Area, mit einer 20 Fuß hohen Mauer von 830 Fuß Länge und 625 Fuß Breite, umschließt den Tempel, der allein 2628 sehr fein gearbeitete Säulen (of highly labourated workmanship) aufweiset [369]). Auf Ceylan finden sich ungeheure Trümmer von Pallästen, Tempeln und Brücken, und an einer Stelle eine so große Menge von Marmorsäulen, daß Knox sie eine Welt von Pilastern nennt [370]). Es giebt auf dieser Insel, wie derselbe bemerkt, einige ungemein schöne Tempel, die von Quaderstücken erbaut, mit gehauenen Bildnißen und anderen Figuren geziert, aber so alt sind, daß die Einwohner nichts von ihrem Ursprunge wissen; soviel aber ist ausgemacht, daß sie von geschicktern Baumeistern, als die Eingalesen sind, erbaut worden, weil diese die im Kriege zerstörten Gebäude nicht wieder herstellen können. Eben so wenig sind die glänzenden Ruinen im Innern Java's Werke der Eingebornen; sie alle tragen den colossalen Character der Indischen Baukunst und zeugen von einer hohen Bildung der frühern Javanesen; die Götterbilder sind hier meist von Marmor, bei sieben Fuß Höhe aus Einem Stücke gehauen, und beziehen

369) Cordiner account of Ceylan II. p. 13. seq.

370) Knox descript. of Ceyl. p. 6. 72. 112. 165.

sich auf den Dienst des Sivas und Buddhas [371]). Die prächtigsten Denkmäler sind hier unstreitig die Trümmer von Chandisevu, deren Eingang 18 gigantische Wächter bilden; das Ganze besteht aus 296 kleinern Tempeln in einem Parallelograme vertheilt, in deren Mitte sich der größte erhebt, auf dessen Stufen Sphinxe, halb Elephant, halb Löwe (hastasinhâs) stehen. Viele Tempel sind von kreuzförmiger Bauart, die meisten jedoch pyramidalisch.

§. 3. Bevor wir nun zu der Civil-Architectur des Volkes und zu den wenigen Beziehungen übergehen, welche aus alten Schriften über dieselbe sich gewinnen lassen, wobei dann, des ungeheuren Abstandes wegen unsere Blicke auf die kleinliche Gegenwart zugleich sich richten müßen, wird es nöthig seyn, einige Bemerkungen an die geschilderten Denkmäler des alten Indiens zu knüpfen, weil sie in einigen Werken über Architectur, wie bei Hirt, gar nicht berücksichtiget worden, bei Anderen mit vorgefaßten Meinungen betrachtet sind, und wieder Andere, wie z. B. Stieglitz, zuviel auf die Symbolik von Müller und deren ungenaue Deutung gegeben haben. Zuerst wird es beachtenswerth, daß die großartigen Werke Indiens von den nördlichsten Gegenden an, ja sogar dießeit des Indus in Bamian, wo ähnliche Excavationen sich finden, bis zu den südlichsten Inseln, eine Strecke von 600 bis 700 Meilen, alle aus dem Guße Einer Religion entsprungen und die Bildwerke aus dem Kreise einer und derselben Mythologie entnommen sind; daß sie demnach einzig der Religion, und nicht etwa sonstigen Staatsinteressen ihr Daseyn verdanken, und daß die Kraft einer solchen Religion groß seyn mußte, da sie die entferntesten Länder unter vielen Fürsten und Nationen, und mehre Jahrhunderte hindurch zu einer riesenmäßigen Aufopferung aller Kräfte in gleichem Maaße begeistern konnte [372]). Daß aber wahre Begeisterung, und

---

371) Crawfurd in Asiat. Res. XIII. p. 337. 367.

372) Vergl. Asiat. Res. VI. p. 386.

nicht etwa Sklavensinn, oder Zwang die Triebfeder dieser Anstrengungen gewesen, geht aus dem architectonischen Geiste hervor, der jene Werke durchdringt; denn die großartige Auffassung einiger Grotten und Tempel wird noch von der feinen Ausführung mit allen Zierden der Bildhauerkunst weit übertroffen, und weder die Pyramiden noch die Thebanischen Tempel des alten Aegyptens reichen in dieser Beziehung an die Indischen Wunderwerke, geschweige denn die Cyklopenmauern und Stonehenge anderer Nationen: an Geschmack konnten die edlen Griechen allein den Indern zuvorkommen. – Es geht ferner aus diesen Riesenwerken hervor, daß sie rein Indisch sind und durchaus kein Fremdling Einfluß auf dieselben gehabt habe, daher die grundlose Meinung, als hätten Aethioper, Phönizier, Aegypter, Juden, oder gar Macedonier die Hand mit im Spiele gehabt, eben so wenig eine ernste Wiederlegung verdient [373]), als die Behauptung von Böttiger, sie seyen entstanden, bevor ein sanskritredendes Volk in Indien eingedrungen [374]). Der Styl und ganze architectonische Character ist völlig vom Griechischen und Aegyptischen, so wie von allen uns bekannten Bauarten verschieden [375]); Gewölbe kommen nur in zweien Tempeln zu Kenneri und Ellore vor und sind sogenannte Tonnengewölbe, wozu natürliche Grotten und Höhlen am ersten die Vorbilder werden konnten. Die Säulen haben fast immer eine viereckige Pfeilerbasis, wogegen die Aegyptischen gleich rund aufstreben; sie sind, und dieses sogar in den Felsentempeln, mit Sculpturen bedeckt, während die Altaegyptischen meist ohne Schmuck sind [376]), und gern pflichten wir

373) S. dagegen Pauw über China und Aegypten I. S. 338. Malet in Asiat. Res. VI. p. 383. Goldingham ebendas. IV. p. 413.

374) Böttiger Ideen zur Archäologie der Malerei I. S. 8.

375) Wiebeking bürgerliche Baukunst II. S. 281. Was sich Aehnliches mit Aegyptischen Monumenten findet: die Pyramiden- und Obeliskenform, die Sphinxe, Lotusse u. dergl. betrachten wir besser, wenn von der bildenden Kunst die Rede ist.

376) Stieglitz Gesch. der Baukunde I. S. 150.

Wiebeking bei, daß bei den Pfeilern der Indischen Architectur eine blühendere Phantasie obwalte, ohne daß wir jedoch zum Ersatze in den gewaltigen und starren Massen der Aegypter jenen »ernsthaften Verstand und bedeutungsvollen Sinn« finden können, den man hineinzulegen geneigt ist [377]). Wer aber sondert uns alle die Monumente der Baukunst, welche Griechen und Römer im Nilthale errichtet, von den einheimischen? Zu den Altaegyptischen gehörten mit Sicherheit die Pyramiden, mehre alte Felsengräber, und die imponirend-coloßalen Wunderwerke Thebens, welche schon Homer als eine Prachtstadt kennt: allein selbst bei diesen letztern zeigen sich Spuren von neueren Bauten, zu denen die alten Materialien benutzt worden, und viele Aegyptische Denkmäler bis nach Nubien hinauf werden von Architecten als Griechische erkannt [378]). An den meisten Tempeln zu Philä, Theben und besonders zu Denderah, dessen fast sämmtliche Bauten der Römerzeit angehören sollen, lieset man die Namen: Ptolemäus, Berenice, Cleopatra, Arsinoe, Cäsar, Tiberius, Domitian und Antonin [379]); Salt las zu Karnak am Tronk einer Säule des großen Tempels unmittelbar unter dem Namen Ptolemäus auch Psammetichus, und so verbinden auch anerkannt junge Monumente die Namen der Götter und Könige aus der Mythen- und Heroenzeit mit denen der jüngern Erbauer: hieraus auf ein hohes Alter schließen zu wollen, hieße die rosettische Inschrift in die Urzeit hinaufsetzen, weil sie vom Osiris spricht, oder die Indischen Kupfertafeln desgleichen, wenn sie der mythischen Könige erwähnen. Auf gleiche Weise ist es zu erklären, wenn an einem Höhlengrabe gleich nach dem Namen Osiris auch Σωτήρ erscheint, oder

---

377) Wiebeking a. a. O. S. 4. Schon Strabo (17, 1.) spricht ihnen alle Grazie (γραφικόν.) ab.

378) Stieglitz a. a. O. S. 158. ff.

379) S. Fritsch über die neuesten Versuche der Hieroglyph-Erklär. S. 45. vergl. St. Martin in einem Briefe von Nicolet an den Landgrafen von Hessen in dessen Schrift: la pierre Zodiacale du temple de Deudrach p. 47.

auf einer Vase mit Hieroglyphen und Keilschrift Xerxes gelesen wird, denn weit entfernt, daß die Perser sich Nilanwohner ausgewählt, um die Kunstbildung nach ihren Gegenden zu verpflanzen, wie es der Aegyptische Stolz einer jüngern Periode vorgab [380]), suchten eben die Perser jene Zerstörungen des Cambyses dadurch gut zu machen, daß sie eine Zeitlang in den Aegyptischen Character eingingen und das Land unter Darius mit Tempeln zierten, wodurch sogar die Assyrische Keilschrift nach Aegypten gelangte [381]). Mehr noch bequemten sich die Lagiden nach dem aegyptischen Geschmacke, als sie das Land mit unzähligen Tempeln schmückten; Epiphanes erweiterte den Tempel des Apis durch prachtvolle Gebäude, sagt die rosettische Inschrift [382]); mehre Denkmäler verrathen sich selbst durch ihre Bildwerke, wie z. B. durch die Behandlung des Weinstockes, der erst durch Griechen, wie weiterhin bewiesen werden soll, dort heimisch wurde; der Pamphilische Obelisk wird an sich als jung erkannt [383]), und schon Lucan hat es ausgesprochen, daß nach Alexander das Land mit Tempeln überhäuft worden [384]).

Das Alter der Indischen Denkmäler läßt sich geschichtlich nicht bestimmen, da bei den meisten nicht einmal eine Sage mehr von ihrem Entstehen sich erhalten hat. Die Tempelgrotten zu Ellore werden als Werke der Götter, oder der dämonischen Riesen angesehen, wie es die Aegypter ebenfalls von ihren Pyramiden dem Niebuhr erzählten, daß ein Zauberer sie in Einer Nacht hervorgerufen. Im Allgemeinen setzen die Brahmanen den Ursprung dieser Monumente in den Anfang des Kaliyuga, 3100 Jahre vor unserer Aera, wo sie der himmlische

---

380) Diodor. Sicul. II, 46.

381) S. Hartmann Leben Tychsens IV. S. 56. ff. Eine phönizische Inschrift (die Zeugitana) hat ebenfalls eine Art Keilschrift neben sich. S. Hamaker miscellanea phoenicia Tab. II.

382) Rosett. Inschrift Zeile 33.

383) Fritsch a. a. O. S. 47.

384) Lucanus Pharsal. 10, 15: templa vetusti
Numinis, antiquas Macedûm testantia vires.

Architect Visvakarman erbaut habe [385]); dieser hat merkwürdigerweise seinen eigenen Tempel zu Ellore, welches ein gutes Vorurtheil für die Architectur des Volkes erregen sollte, wie denn überhaupt die Werke über Baukunst als Offenbarungen betrachtet werden [386]): allein aus dem willkührlich gegebenen Datum kann die Geschichte hier keinen Vortheil ziehen. Die Griechen melden von diesen Baudenkmälern nichts, weil sie durchaus nicht in dem Flachlande in den Bereich derselben kommen konnten, und erst der Periplus weiß, daß man in Surate viele Tempel, Altäre und Monumente finde [387]); sodann kennt Bardesanes eine Grotte mit dem Zwitterbilde Ardhanari [388]), welches sich wirklich auf Elephante findet, und endlich scheint ein Gerücht von den Grottentempeln bei einem spätern römischen Sammler durchzuschimmern, wenn er der Indischen Götterverehrung in Höhlen erwähnt [389]). Soviel aber ist wol gewiß und darf ohne Widerspruch behauptet werden: diese Ueberreste gehören der Indischen Vorwelt an; die Nation war frei und selbstständig; sie war ohne diejenige Schlaffheit, welche seit einem Jahrtausend sich ihrer bemächtigt hat, seitdem sie kaum die leichtesten Mauern durch Terrassen und unvollkommene Hebel zu erbauen im Stande ist [390]), und »Jahrhunderte großer Cultur«, sagt Veltheim mit Recht, »mußten wol diesen Denkmälern vorangehen, da sie durch Geschmack und Größe der Unternehmung die Aegyptischen Monumente weit übertreffen [391]),« ja, nach dem Urtheile eines Kenners, aller Baukunst überhaupt vorangehen [392]).

385) Asiat. Res. VI. p. 391.

386) S. Schlegel Indische Bibliothek II. S. 470.

387) Periplus maris Eryth. p. 166. Edit. Blanc.

388) S. Thl. I. S. 150, vergl. Asiat. Res. IV. p. 408.

389) Alex. ab Alexandro gen. dies 4, 17: Apud Indos fuit diu servatum, ut terrestribus diis in cavernis, soli vero in sublimi sacrum faciant.

390) S. besonders Orme in der Bearbeitung bei Archenholz I. S. 8.

391) Veltheim über die Onyxberge des Ktesias S. 49.

392) Stieglitz Geschichte der Baukunst S. .46 80.

Endlich aber ist es von einem großen Bewunderer und warmen Vertheidiger der Altaegyptischen Denkmäler unverholen eingestanden worden, daß wir bei ihnen kein allmähliges Fortschreiten von dem Unbeholfenen zum Bessern und Vollkommnern bemerken [393]), wodurch wir zu schließen uns berechtiget fühlen, daß hier die Periode der Kraft von keiner gar langen Dauer könne gewesen seyn, während die Architectur der Indischen Monumente sattsam zeigt, daß sie das fortschreitende Werk mehrer Generationen ist. Denn die Abwechselung von den Höhlentempeln bis zu den Pagoden ist ungeheuer, und setzt eine ununterbrochene Uebung voraus, bis die Kunstfertigkeit zu diesem Grade der Vollkommenheit gedeihen konnte. Bald ist der Schaft der reichen Pfeiler und Säulen gerieft und cannelirt; bald viereckig, bald ein Octogon; bald glatt gelassen und bald mit Arabesken, oder mit Thierfiguren versehen; bald sind Karyatiden angebracht, bald die Capitäler mit Blättern geziert; bald die Knäufe nach Art eines Kissens oder Wulstes; am häufigsten aber ist in den ältern Grotten ein Kunstgebälke angebracht, wie in Aegyptischen und Griechischen Bauten, wahrscheinlich, weil man die ursprünglich natürlichen Grotten, welche den Typus zu den Heiligen gegeben, durch Balken hatte stützen müßen. Nach diesem unverkennbaren Fortschreiten der Indischen Architectur sucht nun Wiebeking einigermaßen die Perioden derselben festzusetzen, indem er zuvörderst drei Säulenordnungen annimmt, von dem einfachsten Pfeiler, der bloß die Felsdecke stützt, zuweilen schon mit regelmäßigen Gliedern, wie im Kailasa zu Ellore, dessen Säulencapital das Prototyp zur Dorischen Säule enthält, bis zur zweiten Säulenordnung mit runden Knäufen, und zu der dritten, welche mit Zierrathen überfüllt erscheint. Die erste Ordnung begründet, ihm zufolge, die früheste Epoche der Altindischen Architectur, die verschönerte in mehren Grottentempeln die zweite Epoche; in die dritte Periode falle der

393) Hirt Geschichte der Baukunst. I. S. 6.

Anfang oberirdischer Baukunst, besonders Mahabalipura, und überhaupt die architectonische Bearbeitung der Oberflächen. Dieses wäre die Zeit der höchsten Blüthe, insofern Wiebeking den Tempel von Chalembaram, dessen reine Verhältniße anerkannt worden, hieher zieht und sein Alter dem des berühmten Aegyptischen Tempels zu Tentyra gleichsetzt. Die vierte Bauperiode würde endlich die Pagoden mit überladenem Schmucke enthalten [394]), und mit dieser Ansicht eines Kunstverständigen trifft in der That auch diejenige zusammen, welche bloß auf die mythischen Sculpturen dieser Monumente Rücksicht nimmt. Verhältnißmäßig am ältesten dürften nämlich diejenigen Felsentempel seyn, welche die Verehrung des Sivas allein zeigen, ohne eine Spur des Vishnucultus, wie in der bewundernswürdigen, aber doch gedrückten Höhle auf Elephante, welche den Vishnus einzig in dem Trimurtibilde aufweiset: diese würde demnach über das Alter der epischen Gedichte hinausreichen, welche den Vishnuiten angehören [395]). Sodann mögten diejenigen folgen, welche dem Vishnu selbst, oder dem Krishna huldigen, und zugleich den Buddhismus friedlich neben dem Brahmaismus darstellen; am jüngsten wären dagegen die Pagoden. Endlich darf noch einmal bemerkt werden, daß die Steinart der Grotten zu der allerhärtesten gehört, und dennoch schon vieles verwittert ist, wo es sich selbst überlassen war. Die Mohammedaner haben redlich zerstört, so viel sie konnten, und zu Ellore sind noch die Bemühungen des Aurengzebe sichtbar, durch angezündete Feuer die Tempel zu sprengen; die Portugiesen haben ihm in diesem Vandalismus wenig nachgegeben, wie es ein fast gleichzeitiger Schriftsteller, Corsali, offenherzig berichtet: In der Gegend von Goa und im ganzen Indien sind unzählige alte Gebäude der Heiden, und auf einer kleinen Insel, die nahe bei Dinari liegt, haben die Portugiesen, um bei Goa zu bauen, einen alten Tempel zer-

394) Wiebeking Bürgerl. Baukunst S. 284.

395) S. Schlegel Ind. Bibl. II. S. 450.

stört, der mit bewundernswürdiger Kunst gebaut war (ch'era con maraviglioso artificio fabricato), mit antiken Figuren aus einem gewißen schwarzen Steine nach der größten Vollendung ausgearbeitet (lavorate di grandissima perfettione) [396]).

§. 4. So wenig nun diese großartigen Anlagen von einem frühern Troglodytenleben ausgegangen waren, sondern religiösen Motiven ihren Ursprung verdankten, eben so wenig darf man auch auf der andern Seite behaupten, daß diese Baukunst bloß eine heilige gewesen, denn schon die Ruinen von Mahabalipura zeigten, daß sie in die Civil-Architectur hinübergegriffen, und daß man die Natur sich unterworfen habe, um eine ganze Felsenstadt zu gründen, freilich wol in größerm Maaßstabe, als Reineggs eine Stadt am Kaukasus will angetroffen haben, deren Mauern, Thore, Gassen und Häuser ebenfalls aus Stein gehauen waren [397]) Das alte Gesetz will, wo möglich, Castelle und Festungen, welche einem Fürsten so nothwendig erachtet werden, daß er ohne sie gleichsam aus der Caste gefallen ist [398]), auf isolirten Felsenkuppen, woran das Land so reich ist, angelegt wissen [399]), und daß man dieser Vorschrift getreulich nachgekommen, geht aus mehren festen Plätzen hervor, deren zum Theil schon im Alterthume Erwähnung geschieht. Die Griechen erzählen von einer berühmten Bergveste dieser Art, mit Namen Aornos, unweit des Indus, welche sechs Meilen im Umfange hatte, eilf Stadien, oder 6000 bis 7000 Fuß hoch und dennoch oben mit Wasserquellen, Waldung und Ackerland versorgt war; ringsum ging der Berg senk-

396) Ramusio I. p. 178.

397) Reineggs Reise in den Caucasus II. S. 152. vergl. Stieglitz a. a. O. S. 86.

398) Hitopades. p. 82: Adurgavishayo râjâ gotrachyuta manushyavat.

399) Manu 7, 69.

recht herab, war ohne eingehauene Felsentreppen unersteiglich und fiel den Macedoniern nur durch Verrath in die Hände [400]). Höhe und Umfang scheinen hier allerdings eben so übertrieben, als wenn späterhin Julian aus dem Namen folgert, es habe kaum ein leichter Vogel diese Festung hinanfliegen können [401]); im Uebrigen aber finden sich der festen Plätze gar viele, welche durch ihre vortheilhafte Lage unüberwindlich seyn würden, wenn sie nicht häufig Mangel an Wasser litten [402]). Auf gleiche Art ist die Festung Haiderabad in Golkonda von der Natur begünstigt, so wie ferner die Hauptcitadelle von Trichinapali, zwischen Madura und Tanjore am Kaveri gelegen, welche auf einem kegelförmigen Felsen von bedeutender Höhe die Umgegend beherrscht und nur durch eingehauene Stufen zu ersteigen ist [403]). Ein anderes Wunder der Natur und Kunst ist die Bergveste Gualior, fünf Meilen von Agra, welche, nach dem Ausdrucke eines Arabischen Reisenden, aus einem Felsen scheint geschnitzt zu seyn [404]). Sie besteht aus einem freiliegenden Felsenberge von 300 Fuß Höhe und einer Meile im Umfange, mit trefflichen Wasserbrunnen und Weideplätzen auf der Platteform, welche noch mit starken Bollwerken von Quadern eingefaßt ist; Menschenhände haben den Stein ringsum lothrecht abgeschnitten, und nur ein einziger Zugang, durch sieben Felsenthore und Bastionen geschützt, führt zu der Höhe hinan. Die Sage knüpft die Einrichtung zu einem Vertheidigungsplatze an die buddhistische Paladynastie, denn früher sey der Berg von einem Devoten, Namens Gavalipa, zu einsamen Bußübungen benutzt worden [405]); gegenwärtig ist die Citadelle, welche im Jahre 1780 nur durch List

400) Arrian Expedit. Alex. 4, 28.

401) Juliani orat. II. p. 73. Edit. 1696.

402) S. Transactions of the roy. Asiat. Soc. I. p. 59.

403) Ansicht bei Zimmermann a. a. O. I. S. 88.

404) Ibn Batuta travels p. 123. Uebers. von Lee.

405) S. Gualiornâmeh bei Lee a. a. O. p. 131. seq. vergl. Zimmermann I. S. 80.

den Mahratten konnte entrissen werden, in den Händen der Britten. Endlich gehört hieher die Festung Tagara oder Deoghir, bei Ellore, noch von Ibn Batuta Devigir genannt, d. i. Devagiri, Götterberg, weil er gleichsam zur Schutzwehr des nahe liegenden Pantheons in den Tempelgrotten hingestellt scheint. Eine steile Felsmasse von 500 Fuß Höhe erhebt sich hier einige tausend Schritte von der Bergkette, und ist mit Thürmen und Böllwerken eigentlich ganz in ein Fort verwandelt, insofern noch Wassergräben ringsum den Berg einschließen. Ich kann das Ganze nicht kürzer und anschaulicher als mit den Worten Ritter's beschreiben: »Hat man die dreifache Mauer, die den Berg umläuft, durchzogen, so steigt die Felswand erst noch 150 Fuß senkrecht empor. Der Weg hinauf kann nur durch das Innere des Granitberges selbst hindurch gehen; ein dunkler, hohler Felsgang, 12 Fuß hoch, in Felsgewölbe gehauen, muß bei Fackelschein wol zehn Minuten lang emporgestiegen werden zu einem freiern Raume, der aber durch eine eiserne Fallthüre geschloßen werden kann, wodurch alle Verbindung von unten und oben abgeschnitten wird. Ueber dieser Stelle fangen nun die Bauwerke mit den Thoren an, fast alles ist in Fels gehauen: Thüren, Wohnhäuser, Brücken, Batterien, Munitionshäuser, Arsenäle winden sich hinauf bis zum Commendantenhause [406]).« Uebrigens läßt sich aus dem Namen Götterberg, welchen mehre Felsenburgen in Indien tragen, wol vermuthen, daß sie erst nach und nach zu Festungen umgewandelt worden, in der frühesten Zeit aber der Religion allein gewidmet seyn mogten. Noch Haafner fand einen solchen Tempelberg an der Coromandelküste, zu dem man auf 1590 Stufen, durch Hallen und Gallerien, welche sämmtlich in Stein gehauen waren, hinangieng [407]); auf der Südspitze Ceylans ist einem isolirten Berge die Form eines Kubus gegeben, den man mittelst 545

406) Ritter im Berliner Kalender 1830. S. 164. vergl. Ibn Batuta p. 163.

407) Haafner's Reise I. S. 14.

Stufen ersteigt, und der berühmte Pik des Ramas auf eben dieser Insel, von 6680 Fuß Höhe, kann bis zur obersten Spitze, welche mehre hundert Fuß wie ein Zuckerhut sich erhebt, nur durch eine eiserne Kettenleiter erstiegen werden, und dennoch ist die Platteform von 70 Fuß Länge und 54 Fuß Breite mit einem Geländer umgeben, weil Buddha's Fußstapfen von den Pilgern hier verehrt wird.

Wie sehr verschwinden nun gegen alle diese Riesenbauten des alten Volkes die jetzigen Städte Hindostans, die von den Zeiten des Akber an, dessen wahrhaft schöne und großartige Anlagen nunmehr ebenfalls zertrümmern, immer mehr einschrumpfen und die Pygmäengestalt der heutigen Generation zur Schau tragen. Statt des Granits und Marmors ist allenthalben Lehm und Holz an die Stelle getreten, und in dem einst so berühmten Delhi wurden, als Bernier die Gegend bereiste, an 60,000 dieser Lehmhütten eine Beute der Flammen. Zu den beßeren Gebäuden werden gegenwärtig Ziegelsteine angewandt, die freilich wegen der Güte des Thons und der festen Brennung den härtesten Steinen gleichkommen; jedoch richtet sich, und so gewiß auch im Alterthume, die Bauart nach der Natur des Bodens und des Clima's: am Indus finden sich noch eben die beweglichen Holzhütten der Fischer- und Hirtenvölker, wie sie schon den Griechen auffielen [408]), und in den heißen Flachländern trifft man die luftigen Gebäude von Bambusrohr an, während die kältern Höhen sich der soliden Mauern bedienen. Wie einfach und sicher der Hindu Gewölbe zu bauen verstehe, ist durch neuere Erfahrungen nachgewiesen [409]), wobei es jedoch ungewiß wird, ob das Verfahren nicht den Mohammedanern abgelernt sey; dasselbe gilt von der sinnreichen Art, die größern Gebäude, statt auf Balkenrosten, über gemauerte Brunnen aufzuführen, welche, in gewißen Distanzen gegraben und mit Steinen gefüllt, zu eben so vielen Säulen werden. Der Araber Abdollatiph kennt dieses Verfahren

408) S. Sprengels Beiträge VIII. S. 34.

409) Asiat. Researches VIII. p. 34.

um das Jahr 1193 in Aegypten, und bei der Demolirung der alten Festungswerke von Arkote in Karnatik fand man es gleichfalls angewandt [410]). Keine einzige Stadt des jetzigen Landes kann schön genannt werden; keine ist durch hohe Gebäude, wenn nicht alte Tempel, oder mohammedanische Minarets in ihr sich erheben, ausgezeichnet; man wird sie aus der Ferne selten gewahr, weil die Häuser flache Dächer haben und, wie in Asien gewöhnlich, mit großen Gärten umgeben sind. Bei den Häusern der Brahmanen und reichen Privatpersonen herrscht mitunter mehr Geschmack, als man vermuthen sollte, denn sie sind mit Terrassen (bhûmivisesha), mit Vorhallen, Säulengängen und Geländern (veranda) umgeben, unter welchen man die Kühlung genießt, und die alten Namen machen es glaublich, daß die Einrichtung der Vorzeit angehöre, zumal da sie über ganz Hindostan und selbst in den ärmsten Dörfern sich findet. Keine Stadt hat schöne Straßen, denn meist sind sie enge, krumm und ungepflastert, und dieses war im Alterthume nicht anders, weshalb die epischen Gedichte so oft erwähnen, wie die Straßen mit Sand beworfen und mit Wasser besprengt worden seyen [411]). Sie hatten eigene Namen, wie die Kaufmannsstraße zu Ujjayini, und es waren Menschen angestellt, sie rein zu erhalten, oder für Beleuchtung zu sorgen, während eigene Scharwächter sie des Nachts durchwandelten [412]): »dieß verräth«, sagt Robertson bei ähnlicher Gelegenheit von den Mexicanern, »einen Grad von Aufmerksamkeit, den selbst policirte Völker erst spät zu erreichen pflegen [413]).« Diejenige Stadt Indiens, welche trotz aller Zerstörungen und vieler Umgestaltungen, vielleicht noch am ersten an die früheren Städte erinnern dürfte, ist Benares, von welcher uns Heber folgende Schilderung entworfen hat:

410) S. Gilly über Erbauung der Gebäude auf gemauerte Brunnen, Berlin, 1804.

411) Nalus 25, 6. Râmây. I, 63, 59. und öfter.

412) Theater der Hindus S. 122.

413) Robertson Geschichte von Amerika II. S. 329.

»In dieser Stadt leben keine Europäer, auch sind die Straßen nicht breit genug für Wagen, da die engen und sich windenden Alleen zuweilen kaum einen Palankin durchlassen. Die Häuser sind meist hoch, keines, glaub' ich, weniger als zwei Stock, die meisten von drei, und verschiedene von fünf oder sechs Etagen, ein Anblick, den ich hier zum erstenmal in Indien hatte. Die Straßen sind, wie die zu Chester, beträchtlich niedriger, als der Dielenflur der Häuser, welche meistens Bogengänge in der Fronte haben, mit kleinen Buden im Hintergrunde. Oberhalb dieser sind die Häuser reich verziert mit Veranda's, Gallerien, Erkerfenstern, und sehr breiten, überhängenden Dachrinnen, von ausgeschnitzten Karyatiden getragen. Die Zahl der Tempel ist sehr groß, die meisten sind klein und, Capellen gleich, an den Ecken der Straßen unter dem Schutze der hohen Häuser hingebaut. Ihre Form ist nicht ohne Geschmack, und viele von ihnen sind gänzlich bedeckt mit schönem und künstlichem Schnitzwerke von Blumen, Thieren und Palmzweigen, an Feinheit und Reichthum den besten Mustern, die ich von gothischer und griechischer Baukunst gesehen, gleichkommend. Das Material der Gebäude ist ein sehr guter Stein von Chunar, aber die Hindus scheinen sich zu gefallen, ihn mit einer dunkelrothen Farbe zu bestreichen, und den am meisten in die Augen fallenden Theil ihrer Häuser mit Malereien in lachenden Farben, als da sind Blumentöpfe, Männer, Weiber, Stiere, Elephanten, Götter und Göttinnen, in allen ihren vielformigen, vielköpfigen, vielhändigen und vielbewaffneten Varietäten zu bedecken [414].« Mit dieser Beschreibung stimmt auch der Maler Hodges, der noch hinzufügt, daß Benares von der Wasserseite einen prächtigen Anblick gewähre durch die große Mannigfaltigkeit der Gebäude, zu denen und den Tempeln schöne Terrassen und Treppen vom Ufer des Ganges hinanlaufen [415]. Ich will zu diesen Schilderungen noch diejenige hinzufügen, welche

414) Heber Journal I. p. 282. seq.

415) Hodges malerische Reise S. 71.

uns der Ramayana von der Stadt Ayodhya entwirft [416]), deren Marmor- und Felsentrümmer noch jetzt eine ungeheure Fläche decken, und die nur ihren Namen auf das nahe liegende, häßliche Oude übertragen hat. Am Ufer des Flußes Sarayu dehnte sich die Stadt mehre Meilen lang aus; die Straßen gingen in drei langen Reihen durch dieselbe, waren breit und nach der Schnur abgemeßen, an beiden Seiten mit Portalen geziert und immer mit Sand bestreut, oder bewäßert; es reihte sich Haus an Haus, groß wie die Palläste der Fürsten, mit prächtigen Terrassen, Höfen und Hallen ohne Zahl. Mit Waffen war sie angefüllt, eingefaßt mit Waßergräben; feste Thore klammerten sich mit Riegeln in die Mauer ein, und auf den starken Wällen reihten sich Bogenschützen zur Wehre an das hunderttödtende Geschütz (sataghnî). Die Stadt glänzte von Tempeln mit ihren Götterwagen, und die Kuppeln der Palläste ragten wie Felsengipfel empor, während die Mauern geschmückt waren mit bunten Steinen, wie die Felder eines Schachbretts. Im Innern sah man beständig viele Fremde, Gesandte auswärtiger Gebieter, und Kaufleute mit Elephanten, Rossen und Wagen, und aus den Häusern erklangen Tamburin, Flöte und Harfe zum lieblichen Gesange. Schöne Gärten und Parks von Mangobäumen mit Bädern und geradwinklichten, öffentlichen Plätzen zierten die Stadt allenthalben; zur Abendzeit waren die Gärten (udyâna) voller Spaziergänger [417]), und fröhliche Männer und Jungfrauen tanzten in den gewölbten Hallen.

Es wird aus diesem, wenn auch poetischem, Gemälde ersichtlich, daß gerade und breite Straßen zur Schönheit einer Stadt gerechnet wurden, so wie ferner auch hohe Häuser, die zu Ayodhya, an einer andern Stelle des Epos, von drei bis sieben Stockwerk angegeben werden [418]); die hohen Thore der Stadt führten eigene Namen, z. B. das Unbesieg-

416) Râmâyana. I, 5, 6. seq.

417) Ebendas. II, 55, 20.

418) Ebendas. II, 44, 18.

bare (vaijayanta) [419]), und rings um Ayodhya floß noch ein breiter, rauschender Graben, wie es gerade das Gesetzbuch von bedeutenden Städten und Festungen fordert [420]). Die Stadtmauer mußte in bestimmten Entfernungen mit Thürmen versehen seyn; Palibothra am Ganges war, nach Megasthenes, 80 Stadien, also mehr als zwei deutsche Meilen lang, mit Graben und Mauer umgeben, welche 64 Stadtthore enthielt, während auf der Mauer 570 Thürme sich erhoben [421]); am Indus fanden sich Städte, welche selbst durch eine doppelte Mauer geschützt waren [422]). Daß der Umfang der alten Städte bedeutend gewesen, bezeugen selbst noch die Ruinen, denn die Trümmer von Tempeln und Götterbildern aus dem alten Kanoga decken eine Fläche wie London; im Gentugesetzbuche wird von einer großen Stadt bestimmt, daß sie acht Krosa, etwa vier deutsche Meilen, im Gevierte haben und mit Wall und Graben umschloßen seyn müße [423]), und damit stimmen im Ganzen die Griechen, wenn sie den meisten Städten im Penjab keinen geringern Umfang, als den der Insel Kos geben; wenn von der Indischen Stadt Gazus erzählt wird, daß man sie nur in zwei Tagen völlig durchwandern könne [424]), oder wenn selbst ein Alexander Land und Stadt des Musikanus bewundern konnte (ἐθαυμασεν) [425]). War die Stadt Residenz, so nahm das Königliche Schloß mit seinen Gärten die Mitte derselben ein, daher sein Name Antaspura (Mitte der Stadt). Wie dieser Pallast gebaut, darüber giebt uns das Epos einige Andeutungen, welche von der klassischen Beschreibung eines glänzenden Privathauses, in einem Drama der ersten Jahrhunderte unserer Zeit-

419) Ebendas. II, 55, 30.

420) Manu 7, 70.

421) Strabo p. 483. Arrian Indic. 10.

422) Arrian de Exped. Alex. 4, 23.

423) Gesetzbuch der Gentos S. 338.

424) Stephan. Byzant. s. v. Gazus.

425) Arrian de Exped. Alex. 6, 15.

rechnung, beglaubigt und ergänzt werden, und diese ist folgende [426]): Das Schloß bildete ein längliches Viereck mit sieben großen Vorhöfen, die mit zwei Seitenflügeln bis zum Hauptgebäude hinführten, und an drei Seiten mit einem großen Garten eingefaßt waren. Durch einen hohen Thorweg gelangte man in den ersten Hof, der mit Blumen bestreut war; das Thor war gewölbt, oben wehten Flaggen, und an den Thürpfosten zog sich Jasmingewinde hinauf, während oben auf den Capitälern elegante, crystallene Vasen mit jungen Mangobäumen standen; das Thor selbst bestand aus zwei Flügeln, welche rautenförmig ausgeschnitzt und vergoldet waren. Im Innern saß ein Thürhüter im Lehnsessel [427]). Die Höfe waren sämmtlich unbedeckt, denn man konnte in die Wolken schauen; zu beiden Seiten derselben zogen sich die Flügel des Gebäudes mit ihren bedeckten Hallen und Gallerien hin; Treppen, mit bunten Steinen ausgelegt, führten in die oberen Zimmer, und diese mußten mehre Stockwerke übereinander seyn, da es ausdrücklich heißt, daß die crystallenen Fenster auf die Stadt hernieder blickten. Im zweiten Hofe waren zu beiden Seiten die Ställe, und man sah es, wie die Knechte den Stieren Stroh und Oelkuchen gaben, die Elephanten mit Reis fütterten und den Rossen die Mähne flochten. Im dritten Hofe war der Sammelplatz der schönen Welt, welche der Besitzerin Vasantasena den Hof zu machen herkam; hier schlenderten die jungen Herren umher und betrachteten die Gemälde der Herrschaft; Stühle und Tische standen aufgestellt, und Maitreya findet ein halbgelesenes Buch auf einem Spieltische aufgeschlagen. Der vierte Hof war der Concertsaal (sangîtasâla), woselbst man zugleich Schauspiele und Gedichte vorlas und wo Jungfrauen sangen, oder die Vina spielten, während die summende Flöte, die Cymbeln und Handtrommeln sie begleiteten. Hier hingen allenthalben Vasen mit frischem Waßer, um Kühlung zu verbreiten. Am

426) Theater der Hindus S. 164. ff.

427) Vergl. Nalus 4, 25.

fünften Hofe war die Küche, woselbst auch das Vieh von Privatfleischern geschlachtet wurde. Der sechste war dem Gesinde bestimmt, und es saßen auch hier die Hofjuwelire, welche Perlen und Edelsteine untersuchten und einfaßten, Muscheln bohrten und Corallen schnitten. Der siebente Hof war hier, vielleicht aus Liebhaberei der Gebieterin, eine Vogelhecke, mit allerlei schönem und lieblichem Geflügel angefüllt; die Vögel standen in Käfigen auf den Balkons, oder hingen daran herab, und von hier gelangte man zum Hauptgebäude, zum Sitze der Herrschaft selbst. Umgeben war das Ganze von einem Garten mit herrlichen Blumen und köstlichen Fruchtbäumen, woran seidene Schaukeln für junge Mädchen hie und da herabhingen. — Möge nun auch dieses Gemälde poetisch verschönert seyn, so mußte doch selbst der Dichter seine Farben von der Wirklichkeit entlehnen, und in der That stimmt auch im Wesentlichen der Ramayana darin überein, daß er sieben Abtheilungen oder Vorhallen (kakshyâs) einer Königlichen Residenz angiebt, die zum eigentlichen Innern, oder dem weißen Hause (pândaragriha), woselbst sich der Fürst befand, hinführten [428]). Sowohl die Farbenangabe, als die Zahl der sieben Höfe, die wir bereits bei der berühmten Pagode von Cheringham antrafen, sind hier merkwürdig, denn selbst in seinen Bauten suchte das Volk eine religiöse Idee zu versinnlichen: es sollen die sieben Planetenhimmel astrologischer Culten bezeichnet werden, durch welche man zum Allerheiligsten, oder dem wirklichen Himmel gelangt, weshalb der Thron des Fürsten selbst Himmel genannt wird, und sowohl der Indische als altpersische Monarch sich mit sieben Ministern, gleichsam Erzengeln, umgiebt. Dieselbe Idee lag in den colorirten, siebenfachen Mauern von Ekbatana, dieselbe endlich bei einigen Pyramiden mit acht Absätzen, wie zu Chalembaram, bei verschiedenen chinesischen Thürmen, und der alten Warte zu Babylon.

---

428) **Râmây.** II, 44, 17—24.

Das Innere eines Indischen Pallastes war prächtig und strotzte von Gold und Juwelen, der Fürstenthron war mit Diamanten ausgelegt und mit einen Baldachin versehen; ringsum standen kostbare Sitze für Vornehme, und sowohl die epischen Gedichte sprechen von vergoldeten Säulen (kanakastambha) [429]) mit Edelsteinen geziert, als auch Curtius von den goldenen Pfeilern in der Burg eines Indischen Fürsten [430]). Als eine Nebenresidenz des Königs von Ayodhya oder vielmehr ein Sommeraufenthalt wird uns noch ein Lustschloß Nandigrama genannt [431]).

§. 5. Was endlich noch die Dörfer und ländlichen Wohnungen betrifft, so verlassen uns hier, wie bei den Alterthümern fast aller Nationen, die alten Schriften durch genauere Angaben. Die Bauart richtet sich hier meist nach dem Clima, denn die Seegegenden, besonders auf Malabar, haben spitze Hütten mit Schindeldächern, die gewöhnlich noch durch Schlingpflanzen festgehalten werden, um den heftigen Regengüßen zu widerstehen; weiter östlich, in den hochliegenden Gegenden des Dekkan, finden sich, wie in Bengalen und den Indusniederungen [432]), einfache Bambushütten; im nördlichen Oberindien dagegen sind die Wohnungen der Landleute von einer Art Cedernholz fest und dauerhaft gebaut, gewöhnlich aus drei Absätzen bestehend, so daß unten das Vieh, im zweiten Stockwerke der Getreidevorrath sich befindet, und im obern, mit einer eigenen Gallerie umgeben, die Familie selbst wohnt [433]). Sowohl die Bauart als das Innere der Häuser ist schmucklos; statt der Fensterscheiben von Crystall oder auch Marienglas, bedienen sich die Aermern des gehölten

429) Nalus 5, 2. Râmây. II. 60, 64. vergl. 69: Sabhâm Satakumbhais stambhasatair manichitrair vibhûshitâm.

430) Curtius 8, 9.

431) Râmây. II, 80, 21.

432) Vergl. Arrian Indic. 10.

433) Asiat. Res. XIV. p. 64.

Papiers; am gewöhnlichsten jedoch sind kleine Gitterfenster (gavâksha, Kuhauge, oder mûkhâ genannt), welche der Luft freien Durchzug verstatten. Eine große Hauslampe scheint dem alten Inder so unentbehrlich, als dem hebräischen Nomaden, denn sie führt im Sanskrit den Namen Hausjuwel (grihamani), im Uebrigen aber ist das Hausgeräthe des Landmanns sehr einfach: er ruht auf selbstgefertigten Matten (pati) von der Pflanze Phrynium oder Thalia cannaformis (pâtî, valâ), welche eine kühlende Eigenschaft besitzt, und bedient sich des hölzernen, oder höchstens kupfernen Geschirrs, während er vielleicht über zahlreiche Heerden gebietet: denn Alles, was der genügsame Inder sich erübrigt, wird zu religiösen Zwecken verwandt, oder auf Brücken, Wege, Waßerteiche und dergleichen, um den Pilgern das Reisen zu erleichtern. So will es wenigstens der fromme Sinn der alten Zeit, und unzählige Ueberreste dieser Einrichtungen bezeugen es, wie eifrig man demselben nachgekommen. Gewöhnlich sind die Dörfer, und ganz besonders so im Karnatik und dem Süden, längs einer breiten Caravanenstraße unter Alleen von Pisangbäumen angelegt, und die Reinlichkeit derselben wird von den Reisenden besonders hervorgehoben, denn in den geringsten Dörfern sind die Straßen ebenfalls gefegt, werden mit Sand bestreut, oder mit Waßer besprengt [434]). Die Landstraßen pflegen sich mitten im Dorfe zu kreuzen, und auf dem Scheidewege findet sich sodann entweder der sogenannte Dorfbaum (gramadruma), die heilig gehaltene Banane, unter welchem die Götterbilder stehen, oder Andächtige der Meditation sich ergeben [435]), oder auch das Hauptgebäude des Dorfes, Dharmasâla, fromme Herberge, gewöhnlich Chatvârî (Viereck, woher heutzutage Chaultri), wegen seiner Bauart benannt. Diese Caravanseras, von Mildthätigen zur Aufnahme der Reisenden erbaut, sind zum Theil ansehnliche Gebäude mit einer

434) Hodges Reise S. 44.

435) Râmây. II, 72, 93. Hidimbabadh. I, 40.

Menge von Hallen und Abtheilungen, in denen jeder Pilger sich selbst einzurichten hat; in den meisten jedoch wird unentgeldlich ein Labetrunk von abgekochtem Reiswasser herumgereicht, allein auch hier mischt sich der Brahmanenstolz in die menschenfreundlichsten Einrichtungen, da die Reisenden nur nach dem Range ihren Durst löschen dürfen [436]). Das Alter dieser freien Herbergen geht über die epischen Gedichte, welche derselben oft erwähnen [437]), hinaus, aber die Schilderung, welche noch ein mohammedanischer Reisender von der Malabarküste im 14ten Jahrhunderte entwirft, zeigt uns auch in dieser Hinsicht den Verfall des nachmaligen Hindostans: man konnte damals noch eine Reise von zwei Monaten unter dem Schatten von Bäumen zurücklegen, und nach jeder halben Meile einen Caravansera antreffen, in welchem sowohl Mohammedaner als Ungläubige ein Obdach fanden. Es waren Brunnen angelegt, über welche ein Inder die Aufsicht hatte, um Waßer darzureichen, welches er den Moslim freilich nur in die Hand goß. Auf der ganzen Strecke aber war keine Spanne Landes unbebaut; jedes Haus hatte seinen Garten mit einem Holzgeländer eingehegt, und kein einziger Dieb war anzutreffen, da das Gesetz auf Entwendung harte Strafen gesetzt hatte [438]). Neben den Dörfern finden sich fast immer gegrabene Wasserbassins (tîrthâni), nach dem Portugiesischen Tanks genannt, zu religiösen Waschungen [439]), hauptsächlich aber zur Bewäßerung der Felder; an den Landstraßen entlang, sieht man in mehren Gegenden des Dekkan noch Ruhebänke oder Gerüste errichtet damit der müde Wanderer seine Last ablegen könne [440]). Das Reisen der Vornehmen geschah, wie noch

---

436) Papi Briefe S. 433.

437) Râmây. II, 61, 49.

438) Ibn Batuta travels p. 166. Edit. Lee.

439. Haafner Reise II. S. 187. ff. Wallace Denkwürdigkeiten S. 299.

440) Papi a. a. O.

gegenwärtig, am häufigsten in einem Tragsessel (dola) oder Palankin (im Hindostanischen Pâlkî, nach dem Persischen Peleng, Tiger, von den Ruhekissen so benannt), der von eigenen Dienstleuten (kûlinas, jetzt Kulis) getragen wurde; die Fuhrwerke des Landmanns aber wie des Städters waren schon im Alterthume mit schönen weißen Buckelochsen bespannt, die an Schnelligkeit den Indischen Pferden gleichkommen und an Dauerhaftigkeit dieselben übertreffen, weshalb sie der alte Juan de Barros, ihrer Leichtfüßigkeit wegen, sogar mit dem Zebra vergleicht [441]). Man bezahlt zuweilen diese Stiere mit 1000 Gulden, vergoldet ihre Hörner, oder ziert sie mit Decken, Halsbändern und Glocken. Sie ziehen eine Art leichter Kutschen, größtentheils mit Leinewand überzogen, welche ebenfalls sehr früh vorkommen [442]).

Spuren von gebahnten Landstraßen werden im Dekkan noch jetzt in Wildnißen gefunden, und sind nach vielen Zeugnißen in der Vorzeit überall erweislich. Strabo erwähnt einer Kunststraße von Palibothra, dem heutigen Patna am Ganges, bis an den Indus, welche nach Schoinis oder Stadien gemeßen sey [443]), und bemerkt an einer andern Stelle, daß die Ephoren Aufsicht über die Landstraßen gehabt und alle zehn Stadien eine Wegsäule mit Ortsnamen und Meilenabstand gesetzt hätten [444]). Nimmt man nun mit Eratosthenes und Plinius den Schönus zu vierzig Stadien an, also eine deutsche Meile ungefähr, so erhalten wir gerade ein Indisches Maaß, nämlich den Yojana zu 4 Krosa, jeden von $1\frac{1}{8}$ englischen Meilen [445]), die also mit Meilen-

441) Soltau Geschichte der Entdeckungen der Portugiesen IV. S. 258.

442) Strabo p. 1035. Theater der Hindus S. 194. vergl. Zimmermann Taschenbuch, Jahrgang XI, 2. S. 203. Unsere Kutsche stammt ebenfalls aus Asien, denn der Name ist türkisch.

443) Strabo p 1010. (474.) Arrian. Indic. 3.

444) Strabo p. 1034. (487.)

445) S. Colebrooke Asiat. Res. V. p. 104. Der Krosa ist verschieden, zuweilen eine halbe deutsche Meile; das mathematische Werk Lilavati bestimmt ihn zu 2000 Stab von Mannshöhe; vergl. noch Manu 2, 46.

zeigern versehen waren, und es dürfte nicht auffallen, daß die griechischen Schriftsteller ein morgenländisches Maaß mit ähnlichen, die ihnen geläufig waren, bezeichnet hätten, da selbst neuere Reisende nach Indischen Meilen zu rechnen pflegen. Diese berühmte Kunststraße, von 20,000 Stadien Länge, war zu der Zeit des Seleucus schon vorhanden, und ist es vielleicht noch zum Theil in der schönen Landstraße von Lahore bis Agra, mit den herrlichsten Bäumen und Meilenzeigern versehen [446]), da es bekannt ist, daß die Mongholen die Wege erhielten und verschönerten [447]). Alexander konnte ebenfalls auf seinem Marsche ungehindert fortrücken, und es ist mehr als Vermuthung, daß schon Darius, der zuerst in Persien Heerstraßen und Relaispferde anordnete, die Einrichtung in Vorderindien kennen gelernt hatte, da gerade unter ihm ein aus Indien stammendes Religionssystem und so manches Andere Eingang gefunden, wozu noch kommt, daß der Name des persischen Maaßes, Parasange (Ferseng), wörtlich ad lapidem (ςήλην) bedeutet, und die ςαθμοὶ καὶ διαλύσεις des Darius genau jenen Stationen und Chatvaris, oder Caravanseras entsprechen [448]). Der Ramayana kennt und beschreibt an mehren Stellen die Anlage gebahnter Wege, wozu die Felsen durchbrochen, Wälder gelichtet, Untiefen gedämmt, Canäle angelegt, und dann die Wege mit Bäumen und Blumen bepflanzt wurden [449]); eine dieser Straßen, die der Dichter als vorhanden kennt, lief von Ayodhya bis in das Innere des Penjab, eine andere bis in die Gegend von Allahabad. Im Mahabharata, namentlich in der Episode vom Nalas, werden gute Heerstraßen, und unter diesen eine Königliche Straße (râjâmârga, ὁδὸς βασιλική), welche man mit Blumen bestreute, überall

---

446) Mandelsloh Reise S. 17. Bernier Voyage II. p. 76.

447) Dow Geschichte von Hindost. II. S. 200.

448) Vergl. Herodot. 5, 49. 8, 98.

449) Râmây. II, 62. besonders 38. seq. und 63, 1. seq.

ersichtlich [450]), ja, noch Tavernier fand in vielen Gegenden Indiens, wo gegenwärtig die Communication durch Wüsteneien erschwert wird, Straßen mit Bäumen eingefaßt, oder zum wenigsten alle 500 Schritte mit weißangestrichenen Steinhaufen für die Botenläufer versehen [451]). Wie schnell und mit vereinten Kräften ähnliche Werke von den Indern ausgeführt werden, davon war noch Sir Thomas Raffles auf Yava Zeuge, denn kaum war im Jahre 1814 die Sage entstanden, daß oben auf einem Berge ein heiliger Mann sich befinde, der nur auf gutem Wege herabkommen wolle, als mit der größten Anstrengung und Geschwindigkeit, und ehe es einmal die englische Regierung erfuhr, eine breite Chausseé vom Fuße dieses hohen Berges bis an den Gipfel angelegt wurde [452]), und wenn selbst die Peruanischen Incas, ohne den Gebrauch des Eisens zu kennen, eine 15 Fuß breite Landstraße 500 Meilen lang, von Cuzco nach Quito, geebnet und mit Mauern und Fruchtbäumen eingefaßt hatten [453]), so dürfen uns ähnliche Anlagen im alten Indien gewiß nicht auffallen.

Ein fühlbarer Mangel im jetzigen Hindostan sind ferner die Brücken, denn die Reisenden müßen mittelst Elephanten und mit Gefahr des Lebens die Ströme durchwaten, oder auf äußerst zerbrechlichen Nachen übersetzen: gleichwol würde man von diesem Zustande sehr mit Unrecht auf das Alterthum schließen wollen. Das Epos kennt stehende Brücken über die Ströme, und nimmt mitunter Vergleichungen her von dem Einsturze derselben durch den wüthenden Strom in der Regenzeit [454]). Zudem verschwindet hier alle Skepsis, weil man hin und wieder noch die Trümmer von Brücken-

---

450) Nalus 12, 60. 111. 132. 13, 17. 20, 1. 25, 7.

451) Tavernier Reise II. S. 77.

452) Raffles history of Yava cap. 5.

453) Robertson Gesch. von America II. S. 368. Sitten der Wilden I. S. 241.

454) Râmâyana II, 75, 3. 76, 56.

pfeilern antrifft: bei Haiderabad findet sich noch eine wohlerhaltene Brücke von Werkstücken; noch jetzt stehen auf einer mit Denkmälern übersäeten und nunmehr ganz verwilderten Insel, Sivana Samu, im Fluße Kaveri, viele Pfeiler von 20 Fuß hohen Granitblöcken, welche einst eine 600 Fuß lange Steinbrücke über den Strom trugen [455]), und Knox fand dergleichen Brückenfragmente auf Ceylan, in Wildnißen, deren Ströme sogar versiegt sind, über welche sie geschlagen waren. Nur über den Ganges und ähnliche Gewäßer waren sie begreiflicher Weise nicht anzulegen, weshalb diese durch ihre Breite und Ueberfluthungen Fähren (târa, plava) nöthig machten; in den nördlichen Gegenden lassen die Felsenufer nur Ketten- und Seilbrücken zu, und auch diese sind den alten Schriften nicht unbekannt [456]). Der Schleusen und deren Aufseher erwähnen bereits die Macedonier [457]); sie dienten besonders, um durch Canäle die Felder zu wäßern, zu welchem Endzwecke ungeheure Wasserbassins angelegt waren, die gegenwärtig fast alle verfallen sind. Man findet solcher zerstörten und ausgetrockneten Teiche, welche selbst auf dem Boden mit Granitplatten ausgelegt und zuweilen mit einem Geländer von Marmor eingefaßt waren, durch das ganze Land, besonders großartig aber in solchen Gegenden, wo sie der häufig eintretenden Dürre wegen am nöthigsten waren, wie bei Trinkomale auf Ceylan, und es wäre das dringendste Bedürfniß, wie es auch die Britten eingestehen, diese verfallenen Tanks wieder herzustellen, welches jedoch nur mit großen Kosten von Seiten des Gouvernements geschehen könnte [458]). Schon hieraus möge geschloßen werden, wie elend die Agricultur des jetzigen Landes seyn müße, und sie ist in der That so schlecht, wie nur der Ackerbau

455) Heyne historic. tracts on India cap. 17. Ritter im Berliner Kalender 1830. S. 114.

456) S. Scholiast des Ghatakarparam Vers 12.

457) Strabo p. 1024.

458) S. Edinbourgh review 1808. № 25. p. 92.

bei einem durch lange Kriege und Bedrückungen entnervten Volke seyn kann. Der Gutsbesitzer oder Zemindar liefert die Saat an den Pächter, und dieser läßt dann durch seine Dienstbauern, die größtentheils mit einem Antheile am Korn befriedigt werden, oder etwas Ackerland zur Selbstbenutzung erhalten, das Feld im Juni und November, wenn die Regenzeit beginnt, oder aufhört, einige Male umkratzen — denn Pflügen darf man die Verrichtung kaum nennen, da der schlechte hölzerne Hakenpflug selten mit Eisen beschlagen ist. Wenn dieses geschehen, wird die Saat darüber geworfen, und der erste beste Baumzweig bildet die Egge, um sie nothdürftig zu verscharren. Düngung ist des Landmanns geringste Sorge, denn wenn der Boden erschöpft ist, obwohl er lange dankbar seine zwei Ernten jährlich liefert [459]), so läßt man ihn eine Zeitlang brach liegen. Das Haupterzeugniß ist bekanntlich der Reis, von welchem, in guten Jahren, in Tanjore, Maisore und andern Gegenden sogar an vier Erndten gehalten werden, allein da die alten Bewäßerungsanstalten verfallen sind, so entsteht heutzutage regelmäßig eine Hungersnoth, wenn die Regengüße einen Monat lang ausbleiben und der Reis mißräth: das Jahr 1803 war ein dürres in Hindostan, und Lord Valentia war Zeuge des schrecklichen Elends, welches dasselbe herbeiführte. Mehre Cerealien sind freie Erzeugniße Indiens, der Weizen (sumanas, godhûma, woher wol das pers. gundum, das arab. chintheh, und das hebr. chittha sich abschliffen) ist es in den gemäßigten höhern Gegenden, und die Gerste (yava, sitasûka, hordeum hexastichon) wächst sogar auf mehren Inseln wild, daher beide nur derjenigen Pflege bedürften, die man ihnen in den Niederungen des Yamuna und Ganges, besonders bei Monghir und Patna, angedeihen läßt, um den Reis einigermaßen zu ersetzen: allein man säet sie noch größtentheils mit andern Getreidearten, am häufigsten mit Erbsen, zusammen, und der Landmann muß dann die eine Saat nie-

459) Dieses bemerkt schon Megasthenes bei Strabo p. 477: διάκαρπον εἶναι καὶ δίφορον.

vertreten, um die andere zu ernten. Bei der Ernte im März und April tritt die ganze Gemeinde zusammen, um die Saat abschneiden und auf freiem Felde ausklopfen zu helfen, worauf sodann der Priester ein Erntefest einleitet, der Dorfpoet, einem Küster vergleichbar, der ebenfalls die Carmina bei Geburten und Hochzeiten zu verfertigen hat, seine Verse recitirt, und die Haupt-Handwerker des Dorfes, als: Schmid, Töpfer und Barbier, ihren Antheil an Naturalien zugetheilt erhalten. Küchengemüse, besonders Rüben und Bohnen, werden nur in der Nähe von Städten in Gärten gezogen und zu Markte gebracht; ob die Kartoffel, welche unlängst angepflanzt worden, auch hier zum Segen werde, oder in dem tropischen Lande ausarte, muß noch die Zeit lehren. Ueberhaupt vermag nur eine lange und ruhige Regierung das Land wieder in Flor zu bringen, denn die Unsicherheit, in welcher der Landmann bisher gelebt, hat ihn natürlich muthlos machen müßen, und noch immer muß er, seit die Menschen allmälig aufhören, ihn zu drücken, mit den Tigern und andern reißenden Thieren seiner Wälder kämpfen, die im Gefolge seiner Feinde seit einigen Jahrhunderten furchtbar sich vermehrt hatten. Die Compagnie hat Preise dagegen ausgesetzt: auf einen Tiger zehn Rupien, auf einen Leoparden fünf Rupien, und so sind diese Thiere in einigen Gegenden meist ausgerottet. Eine Neigung ist dem Indischen Landmanne, so sehr sein Ackerbau verfallen ist, aus der alten Zeit noch verblieben, nämlich große Viehheerden zu besitzen. Die Viehzucht ist ihm des Caravanenhandels und der Religion wegen von großer Wichtigkeit, und es wird versichert, daß man, da die Wiesen Gemeingut sind, mitunter an 80,000 Zugochsen, die ungeheuren Schaafheerden ungerechnet, zusammen sehe. Aus den Sanskritschriften leuchtet dieser Reichthum überall hervor und schon Ktesias erwähnt desselben an mehr als einem Orte [460]. Jedoch sind es nur die Gegenden des innern Dekkan, oder des nördlichen Indiens, wohin die

460) Ktesias Indic. 13. 22. 23. 24. Aelian Hist. Anim. 4, 32.

verwüstenden Kriege nicht so fühlbar gereicht haben, welche sich einigermaßen dieses einzigen Wohlstandes noch erfreuen, denn im Allgemeinen kann man sich die Armuth des Indischen Volkes, welche kurz nach den Anstrengungen des Krieges zum Erstaunen schnell überhand genommen hat, nicht schrecklich genug vorstellen. Mit Freimüthigkeit hat Fraser Tytler die Belege dazu gesammelt, und darin zugleich mit Recht eine große Quelle des jetzigen Sittenverderbens gefunden. Hier nur einige Angaben von dem überaus raschen Verfalle der blühendsten Gegenden: das Dorf Chandpura hatte 1808 noch 60 Häuser, 1815 nur drei, und alles Ackerland war mit Jungle oder Rohr bewachsen; das Dorf Tertulberia hatte 1807 500 Häuser, im Jahre 1815 nur 300; ein anderes, Bhirpura, kam in sechs Jahren von 50 Häusern auf 15 herunter; das Dorf Khazipur hatte 1803 über 100 Wohnstellen, 1815 etwa noch 50; die Gemeinde Cola besaß im Jahre 1808 noch 5000 Bigahs Ackerland und 100 Häuser, sieben Jahre später nur 200 Bigahs und 40 Häuser; ein großes Dorf, Jurampura, kam in eben der Zeit von 250 Häusern auf 5 bis 6 elende Hütten herunter [461]). Dazu hat die große Armuth des Bauers sowohl, als der ganzen gewerbtreibenden Volksklasse überhaupt, allen nur möglichen Lastern Vorschub gegeben, besonders der Lügenhaftigkeit und Bestechung, dem Diebstahl und den damit verbundenen Grausamkeiten, um das etwa Vergrabene mit Gewalt zu erpressen, und so sticht auch hier das jetzige Volk von den alten Indern, deren Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit einstimmig noch von den Griechen gelobt werden, wie Nacht vom Tage ab.

§. 6. Eine der glänzendsten Seiten des Indischen Alterthums ist wol die Betriebsamkeit des Volkes in der Bearbeitung und Benutzung seiner köstlichen Naturproducte, welche von der frühesten Zeit an im Westen erscheinen, selbst damals

461) S. Tytler considerations on the present state of India, Lond. 1815. 2 Bde. (I. p. 375).

schon, als von der Quelle derselben noch keine Kunde und kein Gerücht erschollen war [462]. Die Gewürze und Räucherarten, wie die Cassia und die Rinde des Zimmetbaumes (laurus cinnamonum) von Ceylan und Malabar; die Narde, eine wohlriechende Essenz der Indischen Valeria Jatamânsî, von welcher in Rom das Pfund 100 Denare, oder fast 30 Thaler kostete; das duftende Holz des Sandelbaumes und die Aloe wurden bereits mit Indischen Affen und Pfauen dem Salomo zugeführt. Aehnliche Specereien waren den alten Aegyptern, deren Pflanzen wenig Wohlgeruch hatten [463], zu ihren Balsamirungen unentbehrlich, und einige erscheinen selbst im Zeitalter des Homer, da sie doch nur in Indien heimisch sind. Die feineren Baumwollenzeuche, welche unter dem Namen der Sindonen, vom Indus so benannt, schon sehr früh erscheinen, galten, zugleich mit den oberasiatischen Seidenstoffen, der gesammten alten Welt als Luxusartikel, und es läßt sich erweisen, daß sie größtentheils von Indien her bezogen wurden, welches durch seine feinen Seiden- und Mußelinarbeiten vor zwei Jahrtausenden bereits sich auszeichnete. Noch gegenwärtig behauptet das Land diesen alten Ruhm; gewiße Städte und Provinzen, wie Madras, Masulipatna, Cazimbazar und Kasmir, haben durch ihre Manufacturen einen bleibenden Namen sich erworben; das einzige Gebiet von Cazimbazar lieferte noch im vorigen Jahrhunderte jährlich 22,000 Ballen Seide, zu 100 Pfunden den Ballen, wobei die Mannigfaltigkeit der Stoffe eben so außerordentlich ist, denn man zählt über 124 Gattungen von Indischen Zeuchen, von den feinsten Gazen und dem goldgestickten Atlas an bis zum bunten Zitz und Cattun mit seinen grottesken Thier- und Pflanzenfiguren. Schon Aristophanes kennt auf

---

462) Die genauern Nachweisungen über diesen Gegenstand sind in einer Abhandlung: über Handel und Schifffahrt des alten Indiens (in den historischen und literarischen Abhandlungen der Königl. Deutschen Gesellschaft, Königsberg 1830) gegeben worden, aus welcher ich hier die Hauptthatsachen herüber zu nehmen mir erlauben darf.

463) Theophrast. hist. plant. 6, 7. Plinius. 21, 11.

persischen Teppichen die seltsamen Thierarabesken [464]), und wofern diese Tapeten aus Baumwolle oder Seide bestanden, so hatte wenigstens Indien das Material liefern müßen. Die Cattundruckerei, ebenfalls eine Indische Erfindung [465]), nimmt hier besonders die Phantasie in Anspruch durch ihre feinen Bilder und blendenden Farben, und so einfach das Verfahren der Weber ist, welche unter einem Baume auf vier Pfählen ihren Webstuhl errichten, so ist es auch die Färbung selbst, da kleine Kinder die Malerei auftragen und mittelst eines Bambusröhrchens mit der größten Sorgfalt ausführen, weil kein Haarpinsel die scharfe Flüßigkeit aushalten würde. Sogar die Beizen von alkalischen Erden, durch welche die blendende Weiße einiger Stoffe bewirkt wird, sind noch gegenwärtig so unbekannt, als die Zubereitung und Composition der meisten lebhaften Farben aus dem Pflanzen- und Mineralreiche.

Nicht minder betriebsam war das alte Volk in der Gewinnung und Bearbeitung seiner Metalle, und zum Ausmeißeln der bewundernswürdigen Felsentempel konnte nur der Indische Stahl, den das Land in so ausgezeichneter Güte liefert, angewandt werden. Berühmt war ebenfalls das Indische Eisen: die römischen Pandekten führen dasselbe als zollbare Waare auf; Curtius gedenkt des weißen Eisens unter den Geschenken der Inder, und nichts ist so häufig bei den arabischen Dichtern vor Mohammed, als das Schwert von Indischem Eisen oder Stahl (mohannadon). Messing, welches man kaum vom Golde unterscheiden konnte, macht ein altes, dem Aristoteles zugeschriebenes, Werk bei den Indern namhaft, und es hat sich, wie Beckmann daselbst erinnert, nachgewiesen, daß die Mischung des Indischen kansâsthi, einer Art Corinthischen Erzes, so wie mancher andern Com-

464) Aristoph. pax 1179. aves 803. ran. 935. Claudian in Eutrop. I:
Jam cochleis homines junctos et quidquid inane
Nutrit, in albatis quae pingitur India velis.

465) Pauw. Untersuchungen über China und Aegypten I. S. 303.

position des alten Asiens über unsere Kenntniße hinausgehe. Die Verarbeitung des Kupfers im Großen geht aus der getriebenen Bekleidung der alten Pagoden hervor, und in dem sanskritischen Namen des Schwefels liegt schon der Gebrauch desselben bei der Scheidung des Kupfers aus seinen Erzen angegeben, denn es heißt sulvâri, Feind des Kupfers, woher das lateinische sulphur seinen Ursprung nimmt. Blei wurde vor Alters aus der Indischen Provinz Mulva bezogen, heißt selbst noch im Hindostanischen Mulwa, woher der bedeutungslose, griechische Name desselben μόλυβος und μόλυβδος sich erklärt, und daß endlich auch das Zinn, bevor es durch Phönizier von den brittischen Inseln gewonnen wurde, durch Inder dem Westen zugeführt sey, ist an einem andern Orte aus der Sprache und Geschichte wahrscheinlich gemacht worden. Silbergruben werden uns noch unter Akber genannt, besonders in Ajmir und Oudipur; Gold aber scheint sehr wenig aus Schachten gewonnen, sondern meist nur durch Goldwäsche, oder durch lebhaften Verkehr in das Land gezogen, obgleich die Menge dieses Metalls von jeher in Indien so ungeheuer ist, daß man wohl auf Fundgruben schließen darf, welche vielleicht verheimlicht wurden. Das Epos ist mit dem Golde ausnehmend verschwenderisch und läßt sogar bei der Leichenbestattung eines Fürsten ganze Karren (sakatâni) voll Juwelen und Gold unter die Armen auswerfen [466]), indeßen bedürfen wir der Zeugniße, die keiner poetischen Uebertreibung bezüchtigt werden können. Herodot erzählt, daß die Indischen Provinzen, welche dem Darius tributbar geworden, und die sich nicht über das Penjab hinaus erstreckten, jährlich 360 Talent, also 486,000 Thaler, und zwar in Gold, zahlen mußten, während andere Völker ihm den Tribut in Silber gaben, und goldarme Länder, wie Aegypten, Cyrene, und die übrigen Provinzen Africa's nur 700 Talent zusammen einlieferten. Die Gazneviden und Mongholen fanden bei ihren Einfällen in Indien unermeßliche

466) Râmâyana II. 60, 83.

Schätze, und mußten einigemale wegen des reichen Ueberflußes an Golde alles Silber fortwerfen. Im Jahre 769 schleppte ein Chalif bei einem Zuge gegen Cabul große Götterbilder von massivem Golde fort; Mahmud nahm aus einem einzigen Tempel 700,000 goldene Münzen, 28,000 Pfund Gold an Gefäßen, 1600 Pfund Gold und 28,000 Pfund Silber in Barren [467]; in Guzurate raubte derselbe aus einem Tempel 56 Säulen von massivem Golde, mit Edelsteinen besetzt, und eine goldene Kette, 1800 Pfund schwer, so wie abermals aus einem andern Tempel in Karnatik an 100 Millionen Goldes. Im Jahre 1290 erbeutete Malik Allah zu Deogir, der damaligen Haupt- und Residenzstadt des Ramadeva, 15,000 Pfund Gold, 175 Pfund Perlen und 50 Pfund ächte Juwelen; im Jahre 1306 bestand die Beute des Kafur, welche er Indischen Tempeln entnahm aus 100 Millionen Pfund Sterling in baarem Golde, die Perlen und Edelsteine ungerechnet, und die Last mußte auf 312 Elephanten und 20,000 Pferden weggeschleppt werden. Der Raub des Nadirschah, 1738, wird an baarem Gelde auf 225 Millionen Thaler geschätzt, und dennoch fanden Abdollah und Kossim Ali Chan eine eben so reiche Nachlese [468]. Auf den ostindischen Inseln endlich fanden die ersten europäischen Entdecker eben so große Reichthümer, denn in den Königlichen Gräbern auf Sumatra wurden Goldstücke von 500 bis 1000 Pfund angetroffen, die, mit Juwelen verziert, der Leiche des Fürsten zu Häupten und Füßen gelegt waren. Ungeheure Summen an edlem Metalle mogten allerdings durch den regen Handel der Nation für ihre köstlichen Erzeugniße seit Jahrhunderten in das Land gekommen seyn; Plinius beklagt dieses bei seinen Zeitgenossen, und die außerordentliche Verschwendung der Römer mit Weihrauch, Perlen und andern Waaren macht es gewiß [469]: allein durch die Massen

---

467) Zimmermann Taschenbuch XII. S. 4.

468) S. Marsch der Franzosen nach Indien (Jena 1808.) S. 76.

469) S. Robertson historic. disquis. p. 61.

in Barren sowohl, als durch die Verarbeitung des Goldes zu Gefäßen und Götterbildern wird es mehr als wahrscheinlich, daß die Inder zugleich Gold aus eigenen Minen gewannen. Ob sie das Metall zu Münzen ausgeprägt, ist lange bezweifelt worden, weil im gemeinen Leben noch immer die kleinen Muscheln (kapardaka, im Hindostanischen kauri genannt) vorkommen: indeßen hat dieses bequeme Surrogat der Scheidemünze gegenwärtig sogar in den Factoreien der Europäer neben dem gemünzten Gelde seinen Werth behalten, und dieses nicht sowohl in Indien, sondern auch bei Meeranwohnenden Americanern, welche ebenderselben sich bedienten: so erscheinen die Kauries in den alten Schriften des Volkes, welche im Uebrigen auf das Daseyn geprägter Münzen (nâ-naka), wozu auch der lebhafte Handel führen mußte, allenthalben schließen lassen. Auf Falschmünzerei stehen im alten Gesetze schwere Strafen; es ist von Geldanleihen und dem Zinse hier die Rede; es wird mit Geld gewechselt; über die Feinheit des Goldes waren sogar Tarife und eigene Rechnungsarten (suvarnaganita) vorhanden [470]), und es finden sich Namen im Sanskrit für Münzen von dem kleinsten, sogar eingebildeten, Gehalte bis zu den größten Summen von Lak und Crore hinauf, welche wol nur von einem Volke mit dem ausgebreitetsten Handel konnten in Anwendung gebracht werden. Ein Lak (Laksha) besteht nämlich aus 100,000 Rupien, oder 10,000 Pfund Sterling; hundert Lak geben erst eine Crora, also eine Million Pfund Sterling, oder, wenn gar nach Pagoden gerechnet wird, vier Millionen [471]). Die Pagode, eine unförmliche Goldmünze mit einem fünfeckigen Sterne und dem rohen Gepräge der Lakschmi, oder Bhagavati, woraus der Name sich abschliff, hat verschiedenen Werth, am gewöhnlichsten 9 Schilling; die Rupie 2 Schillinge 3 Pence, etwa 2 Gulden; die Goldrupie gilt 10 Thaler, ist aber neuer, denn rûpya heißt an sich Sil-

470) Colebrooke Algebra of the Hind. p. 46.

471) S. Asiat. Res. V. p. 91. Paulinus Reise S. 80.

der, und beide genannten Münzarten haben noch ganz das Ansehen, als stammten sie aus dem Alterthume her. Der Periplus, diese für den Indischen Handel so höchst wichtige Schrift, kennt die κάλτεις als einheimische Münzen am Ganges [472]), und in neueren Zeiten sind alte Geldsorten mit unleserlichen Devanagari-Umschriften gerade hier gefunden worden, welche wol darum so selten erscheinen, weil asiatische Fürsten bei dem Antritte der Regierung die alten Münzen sofort einzuschmelzen pflegen. Eine Bemerkung, die jedoch den Numismatikern anheimgestellt werden möge, kann ich hier nicht unterdrücken, es ist die, daß wir bei keinem Volke des Alterthums so frühe und deutliche Spuren von vorhandenem Gelde antreffen, als im Gesetzbuche des Manu bei den Indern, da die biblischen Bücher durch die Benennungen der Tauschmittel selbst es verrathen, wie entweder ein Stück Vieh zum Ersatze gedient, oder das Metall zu diesem Behufe dargewogen worden, und daß demnach abermals erst mit Darius der Gebrauch des geprägten Metalles im Westen sich erweisen lasse. In Aegypten sind niemals Münzen entdeckt, welche über Alexander den Macedonier hinausgingen [473]); Herodot schreibt die Erfindung des Geldes den Lydiern zu [474]), nach andern Nachrichten gebührt sie dem Phido von Argos auf der kleinen Insel Aegina, nur scheint aus paläographischen Gründen das Jahr 896 vor Christo zu hoch angesetzt.

Endlich noch verdienen die wichtigsten Schätze Hindostans, die schon in der frühesten Zeit mit großen Summen aufgewogen wurden [475]), einer kurzen Erwähnung: die Perlen und Edelsteine. Erst die macedonischen Griechen beschreiben uns die berühmten Perlenfischereien der Inder, fügen aber

---

472) Periplus mar. Eryth. p. 177. Blanc. vergl. Transactions of the roy. As. Soc. I. p. 313. seq. 340.

473) Winkelmann's Werke III. S. 143.

474) Herodot. 1, 94. vergl. Silv. de Sacy Chrestom. Arabe II. p. 469. seq.

475) Plinius 9, 35: Robertson. a. a. O. p. 63.

hinzu, daß der Gebrauch dieser Kleinodien dort in die Urzeit hinaufgehe, daß schon Herkules, oder Vishnu sie im Meere habe aufsuchen laßen [476]). In der That auch erscheint keine Indische Gottheit ohne diesen Schmuck; die epischen Gedichte sind mit Perlen und Edelsteinen ausnehmend verschwenderisch; in den Namen der Perlen: ratna, beliebt, mandaritâ, die Reine, woher margarita zu kommen scheint, liegt schon der lebhafte Absatz sowohl, als das Ansehen derselben angedeutet, und im Ramayana [477]) finden sich bei einem großen Heereszuge sowohl Goldschmiede, Elfenbein- und Crystallarbeiter (dantakârâs und rochakâs), als Juwelirer (manikârâs) und Perlenbohrer (vedhakâs). Die Muscheln wurden durch Taucher, welche von Jugend auf dazu sich geübt hatten, bei Ceylan gefischt, und man verstand es sogar den Austern die Perlen abzuzwingen, ohne dieselben zu tödten. Fast noch beliebter waren dem alten Volke die Edelsteine, besonders die Diamanten, woran die Hauptgruben auf Borneo, zu Naga in Bengalen, vor allem aber die südlichen Abdachungen der Ghatts in Karnatik und Golkonda unerschöpflich sind. Eine einzige, unlängst geöffnete Diamantengrube beschäftigte hier zu Taverniers Zeit an 60,000 Menschen und die Britten zogen früher allein aus den Minen im Dekkan, welche gegenwärtig stocken, die Summe von 3 Millionen 420 Pfund Sterl. jährlicher Einnahme. Schehabeddin erbeutete allein an Edelsteinen, worunter am meisten Diamanten sich befanden, ein Gewicht von 3000 Pfund [478]), und wie früh die Inder es verstanden, diese Steine zu schneiden, oder zu schleifen, geht daraus hervor, daß die Gottheiten in den ältesten Felsentempeln zu Elephante und Ellore einen Kopfputz von brillantirten Steinen tragen, daß alle Bilder, wenn auch sonst ohne Bekleidung, mit Juwelen überladen erscheinen. Man kann in dieser Hin-

---

476) S. die Nachweisungen in der angeführten Abhandlung S. 77. ff.

477) Râmây. II, 64, 11. seq.

478) S. Marsch der Franzosen nach Indien S. 76.

sicht den reichen Schmuck des Trimurti-Bildes in dem sonst einfachen und gewiß ältesten Tempel auf Elephante nicht ohne Verwunderung betrachten [479]), und daher ist auch von Kennern, wie unter andern von Raspe, der Ursprung aller Steinschneidekunst bei dem Hindus gesucht worden [480]). Eben so haben die Mineralogen, mit den Zeugnißen der Classiker übereinstimmend, dahin sich entschieden, daß das Alterthum mehre Edelsteine, wie den Sapphir, Rubin nnd Diamant, welche seit Salomo durch den Handel der Phönizier mit Ophir in Vorderasien und zuweilen mit ihren sanskritischen Namen, wie z. B. am Brustschilde des Hohenpriesters im levitischen Gesetze erscheinen, einzig und allein aus Oberindien beziehen konnte.

Aus diesen hier nur flüchtig gegebenen Umrissen, die ich nicht mit den gehörigen Zeugnißen ausführen durfte, um nicht das Bekannte zu wiederholen, und den Seehandel der Nation mit um so größerer Schärfe in das Auge fassen zu können wird gewiß ebenso wohl die Industrie des alten Inders, als sein früher Verkehr mit dem Westen sattsam hervorgehen. Der active Binnenhandel besonders ist zu allen Zeiten erweislich, und der umsichtige Heeren hat hier mit Kritik alles dasjenige gesammelt, was auf die ungeheuren Caravanen und deren Straßen, bis nach Babylon und Tyrus hin, nur irgend Bezug hat. Die Hauptsitze der Religion waren zugleich die Stapelplätze der Waaren, und bei den jährlichen Walfahrten wurde ein bedeutender Umsatz gefördert; ja noch gegenwärtig, wo doch die Handelsverhältniße so sehr sich umgestaltet haben, findet, wie Augenzeugen berichten, auf der Hauptmeße zu Haridvari, im nördlichen, Indien mitun-

479) Einen getreuen Abdruck liefert Rhode Mythol. der Hind. I. Taf. 5.

480) Robertson a. a. O. p. 334. Schon Plinius weiß es, daß die Inder ihre Edelsteine zu verfälschen verständen: Indi et alias quidem gemmas, chrystallum tingendo, adulterare repererunt (S. Salmasius Exercit. Plin. p. 1092). Bildwerke von Bergcrystall (balayam sphatikasya) erwähnt der Hitopadesa p. 69. Edit. Lond.

ter ein Zusammenfluß von mehr als zwei Millionen Menschen statt, welche aus Kabul, Kasmir, Tibet und dem ganzen Hindostan hieher strömen, um die mannigfaltigsten Waaren umzusetzen, und durch Caravanen nach Vorderasien zu versenden. Die Banyanen durchziehen immer noch auf diese Art mit ihren Lastthieren das Dekkan [481]), und die Größe des Zuges ist fast unglaublich, denn zu einer sogenannt schweren Caravane werden nicht weniger als 600 Elephanten, 1000 Dromedare, 2000 Pferde und 4000 Mann Bedeckung zu Rosse gerechnet, wozu noch die Führer der Elephanten und Büffelochsen mit ihren Frauen und Kindern kommen, weil sie eine eigene Untercaste bilden und zugleich eine Walfahrt mitmachen [482]). Von solchen Zügen bis an die Grenzen des Landes sprechen ebenfalls die epischen Gedichte der Inder, und es mußten allerdings zu ihrem Fortkommen bequeme Heerstraßen und geräumige Chatvaris angelegt seyn. Zudem wird in den alten Schriften das Glück der Nation aus diesem thätigen Verkehre hergeleitet, die Kaufleute werden hochgeachtet, den Kriegern und Künstlern an die Seite gesetzt oder vorgezogen, allenthalben aber als Männer von Reichthum, Rang und Ansehen betrachtet.

§. 7. Es bleibt uns noch eine wichtige Frage zu beantworten übrig: ob das Indische Volk jemals dem Oceane sich anvertraut habe, und unter die Seefahrenden Nationen gerechnet werden dürfe? Man hat dieselbe von jeher verneinen zu müßen geglaubt, und selbst Heeren gestattet nur mit Einschränkung eine Theilnahme des alten Volkes am Seehandel, da das reiche Land der auswärtigen Erzeugniße nicht bedurfte, und folglich der Verkehr meist passiver Natur seyn mußte: jedoch kann dieser gewichtige Einwand nur im Allgemeinen seine Gültigkeit behaupten, und muß vieles von derselben verlieren, wenn sich so viele Spuren finden, welche eine

481) S. Ritter im Berl. Kalender 1830. S. 154.

482) Tabernier Reise II. S. 10. Marsch der Franzosen S. 103.

rege Schifffahrt der Inder zu allen Zeiten fast außer Zweifel setzen. Unbestritten sind zuvörderst ihre Flußfahrten: im Epos befährt man den Ganges [483]); die Gesetze des Manu bestimmen Flußzölle [484]); die Griechen nennen unter den Casten eigene Fluß-Schiffsbauer [485]), und Alexander konnte am Indus bei aller Uebertreibung ohne großen Zeitverlust eine bedeutende Flotte aufbringen, die wol größtentheils den Indern angehören mogte, wenn man den Umstand erwägt, daß die Macedonier sich häufig der vollgestopften Schläuche bedienen mußten, um über die Flüße setzen zu können, und ohne Indische Piloten den Fluß nicht zu befahren sich getrauten [486]). Der Indus ist mit seinen Nebenströmen an 120 deutsche Meilen, bis in das Innere von Kasmir hinein, schiffbar; selbst noch im Drucke findet man ihn bei allen Reisenden, Thevenot, Bernier, Tavernier und Tieffenthaler, von den Eingebornen selbst befahren und zwar mit Schiffen, welche bei aller Bequemlichkeit für die Mitreisenden noch 200 Tonnen Fracht laden [487]), und solcher Indusschiffe wurden unter Akber allein an 4000 gezählt [488]); gerade dieselbe Summe, welche bereits bei dem mythischen Zuge der Semiramis auf dem Indus vorhanden gedacht wird [489]). Schon die bloße Vermuthung, daß die Nation nicht hier stehen geblieben und auf Flußfahrten allein sich beschränkt habe, ließe zu einem

---

483) Hidimbabadh. 1, 3. 14.

484) Manu 8, 406.

485) Arrian Indic. 12.

486) Arrian de Exped. Alex. 5, 9. 20. 3, 29. 4, 4. Im Ramayana (II, 66, 42.) heißt es gleichfalls: mit Schiffen fuhr man über, Einige aber mit Flößen, Andere mittelst der Töpfe und Krüge, während noch Andere mit den Armen (schwammen),
Nàvascha àruruhus tvanye plavais terus tathàpare
Anye Kumbhagatais terur, anye teruscha vàhubhis.
Vergl. dagegen Arrian Exped. Alex. 6. 18. Veltheim über die Onyrgebirge des Ktesias S. 28. Heeren historische Werke XII. S. 349.

487) Vincent voyage de Nearque p. 84.

488) Ayeen Akbery II. p. 32.

489) Diodor. Siculus 2, 74.

beträchtlichem Grade von Wahrscheinlichkeit sich steigern in einem Lande, wo die Natur nicht sowohl durch ein ausgezeichnetes Stromsystem zum innern Verkehre Alles vorbereitet hatte, als auch besonders durch weit ausgedehnte Küsten und durch zahlreiche Buchten und Häfen, ganz vorzüglich auf Malabar, zum Seehandel recht eigentlich aufzufordern schien. Während Phönizien um Holzlieferungen vom Libanon erst mit fremden Mächten contrahiren mußte, die Araber ebenfalls eine Menge Balken von Tylos und Indien zu beziehen genöthigt wurden [490]), und gar Aegypten,

Das mit winzigem Segel besittiget ird'ne Phaselen,
Und die bemahlete Scherb' andrängt mit kürzeren Rudern [491]),

aus gänzlichem Mangel an Baumaterial zu den zerbrechlichen Nachen von gebranntem Lehme, von Leder, oder Papyrus, welche das gesammte Alterthum kennt [492]), seine Zuflucht nehmen mußte, lieferten die Indischen Wälder das treffliche Bauholz im Ueberfluße; vor Allem den harten und dauerhaften Tikbaum, welchem die dortigen Schiffe ihre gelobte Festigkeit verdanken [493]), und von dem es bereits die Alten wußten, daß er in den Wellen fast unverwüstbar sey [494]). Während ferner die regelmäßigen Passatwinde von der africanischen Küste aus fast unmerklich sind, so daß Bredow es bezweifelt, ob Griechen und Römer ihre Wirkung gekannt,

---

490) Periplus mar. Eryth. p. 162. Benedict Geschichte der Schifffahrt (Leipzig 1819.) S. 91.

491) Juvenal. 15, 127:
Parvula fictilibus solitum dare vela phaselis,
Et brevibus pictae remis incumbere testae.

492) Herodot. 2, 96. Hiob 9, 26. Strabo p. 788. Lucanus 4, 136:
Conseritur bibula memphitis cymba papyro.

493) Marco Polo bei Ramusio II. p. 49. Orme hist. fragments p. 108. 123. Papi Briefe über Indien S. 29.

494) Theophrast. Hist. plant. 5, 6. Plinius 16, 41. C. Theil I. S. 39.

bevor sie unter Claudius von ungefähr bemerkt wurden, als ein Zollbeamter am rothen Meere vom Musson ergriffen und mit seinem Fahrzeuge nach Ceylan geführt ward [495]): so wird hingegen der Nordost-Musson vom October bis März an der Küste von Malabar um so fühlbarer, weil hier die Ghatt-gebirge ihn bedingen, und noch gegenwärtig opfern die Bewohner von Bombay aus alter Gewohnheit dem Meere eine vergoldete Cocosnuß, wenn der Passatwind anhebt, wobei sie ihre Schiffe in Bereitschaft setzen [496]). Endlich kann es in Betracht kommen, daß die Inder das Meer als reines und heiliges Element betrachten; daß sie an der See am liebsten ihre Tempel bauen; daß das Baden darin ausdrücklich geboten ist und bereits vor 17 Jahrhunderten als religiöse Pflicht und Gewohnheit aus dem frühern Alterthume ausgeübt wurde [497]), und daß sie ihre Gottheiten mit demselben in vielfältige Berührung setzen, wie unter andern in dem Mythus vom Amrita, oder daß sie freundliche Meergötter selbst sich denken, da doch, wie Hug richtig bemerkt, nur Küstenbewohner und Seefahrer Göttern huldigen, die in den Wellen gebieten [498]). In Aegypten zum Beispiel finden wir von Allem das Gegentheil: hier gilt, wie Plutarch versichert, das Meer als typhonische Behaüsung, dessen Salz man sogar verabscheut und um deswillen die Steuerleute nicht gerne nennt, weil sie auf dem Meere zu thun haben [499]); angesiedelte Schiffer und Fischer stehen in der größten Verachtung [500]); aus Aegypten zu schiffen, wird für sehr gottlos gehalten, sagt Porphyr [501]); den Poseidon verehren sie nicht im ge-

495) Plinius 6, 23. Bredow histor. Untersuchungen S. 734.

496) S. Ives Reise I. S. 58. Papi Briefe S. 250.

497) S. Theil I. S. 27. Anmerk. 60.

498) Hug über den Mythus der vornehmsten Völker S. 97.

499) Plutarch Isis und Osiris S. 32. Uebers. von Semler.

500) S. Jablonsky Pantheon Aeg. III, 1.

501) Porphyrius de abstinent. 4, 8.

ringsten, bemerkt Herodot [502]), und diese religiöse Scheu ist mit der ganzen Isismythe so innig verflochten, daß sie nicht etwa erst in den Zeiten der Erschlaffung ihren Ursprung haben kann. Kurz alle Einrichtungen des Nilthales bezogen sich auf seine häuslichen und religiösen Angelegenheiten, und seine Gesetzgeber und Priester hatten, wegen der Beschränktheit des Landes, gegründete Ursachen, einen unzeitigen Handel zu verhüten, wodurch die Thätigkeit des Volkes vielleicht sich zersplittert hätte. Nehmen wir hinzu, daß Phönizier, Araber und Griechen den vermittelnden Handel in Händen hatten, oder die inländischen Fabrikate der Aegypter verfuhren [503]), und sie selbst noch zur Zeit des Herodot nur geringe Kunde vom arabischen Meerbusen verrathen [504]), so werden wir die gerühmte Umschiffung Afrika's durch Necho, welche von Vielen so hoch angeschlagen wird [505]), eben so richtig würdigen, als jenen mythischen Zug des Sesostris nach Indien hin [506]), denn daß man mit jenen Binsennachen bis nach Taprobane gefahren, wie es Solinus vorgiebt, wird schon von Saumaise gehörig bespöttelt [507]). Auf die zweihundert Schiffe der Aegypter, welche gegen das Geschwader des Xerxes, und höchst wahrscheinlich mit fremder Mannschaft, ausgerüstet wurden [508]), darf hier um so weniger Gewicht gelegt werden, als die Angelegenheiten der Aegypter nach der Bekanntschaft mit den Griechen so wesentlich sich änderten, daß sogar eine eigene Schiffercaste nöthig wurde; für die frühere Zeit dagegen dürfen die Seefahrten der Aegypter mit ziemli-

502) Herodot 2, 50. vergl. 43.

503) Herodot 1, 1.

504) S. Meiners philos. Schriften I. S. 182.

505) J. B. von Deuber Geschichte der Schifffahrt im Atlantischen Oceane (Bamberg 1814.) S. 11. Vergl. oben Theil I. S. 123.

506) S. Theil I. S. 122.

507) Salmasius Exercitat. Plinianae p. 1116.

508) Herodot 7, 89. 8, 17.

cher Sicherheit geläugnet werden [509]). — Bei den Indern findet sich allerdings in den neuern Zeiten ein Verbot, über den Indus zu setzen, oder auf das Weltmeer sich zu wagen [510]), allein dieses ist selbst den spätern Puranas noch unbekannt; unzählige Brahmanen leben von jeher in Bamian und Afghanistan, und gehen ohne Scheu über den Fluß, ja es ist historisch erwiesen, daß die Rajaputras unter Akber nur ein solches Gesetz vorgegeben, um nicht gegen die Patanen ziehen zu dürfen [511]), wobei sie wahrscheinlich die alte Anordnung urgirten, nach welcher ein Seemann wegen der Unsicherheit seines Gewerbes weder Bürge seyn, noch vor Gericht zeugen durfte [512]).

Und in der That, treten wir nur einige Jahrhunderte zurück, um den Vasco de Gama auf seiner Fahrt zu begleiten, so verschwindet bereits jede Spur der gegenwärtigen Indolenz, und allenthalben tritt uns ein freies, thätiges Walten entgegen, wo es jetzt erstorben ist. Gama fand sowohl Araber als Indische Banyanen aus Kambaya und Guzurate im Reiche Melinda an der africanischen Küste und auf Mozambique, die sich aus dem portugiesischen Astrolabium wenig machten, weil sie beßere Instrumente, Quadranten, Compaß und Seekarten zu gebrauchen pflegten, und sich sofort erboten, ihm als erfahrnen Seemann einen Indischen Piloten zu geben, der ihn nach Kalikut geleiten mögte [513]). Auf

509) Damit stimmen Marsham Canon chronic. p. 367. Pauw Untersuchungen über China und Aegypten I. S. 385. 420. II. S. 326. und Benedict Geschichte der Schifffahrt S. 60. ff.

510) Orme bei Archenholz I. S. 9. Forster Reise I. S. 84. und daselbst Meiners.

511) Asiat. Res. VI. p. 536. 539.

512) S. oben S. 57. Marco Polo 3, 20: perche dicono, che chi naviga per mare è disperato e però non lo ricevono in testimonio.

513) S. die Auszüge aus dem Werke des Lopez de Castannada in der Sammlung aller Reisebeschreibungen I. S. 44. ff. Huet histoire du commerce p. 307. Deuber a. a. O. S. 133. Sprengel Geschichte der geogr. Entdeckungen S. 383.

Sumatra, der jetzt so sehr verwilderten Insel, fanden sich mächtige Könige, welche Flotten von 500 Segeln ausrüsten und 60,000 Mann in das Feld stellen konnten; in ihrer Hafenstadt Achem, auf der nördlichen Spitze, landeten die Schiffe aller asiatischen Nationen [514]. Die Bewohner von Malacca, dem Hauptstapelplatz des damaligen Handels, waren unermeßlich reich, und werden als sehr civilisirt hervorgehoben [515]; sie handelten größtentheils mit Yava, und auch diese Insel war in blühendem Zustande, hatte große Stückgießereien und konnte an hundert bedeutende Kriegsschiffe, mit Kanonen versehen, ausrüsten [516]. Ava trieb ausgebreiteten Handel mit seinen Edelsteinen; nach Siam kamen jährlich an 1000 Schiffe der Araber und Inder [517]; Pegu sandte aus mehren Häfen seine Fahrzeuge nach Bengalen und den umliegenden Inseln, und ist nunmehr der See gänzlich entfremdet; noch im sechszehnten Jahrhunderte waren in Arakan Städte und Palläste, wo gegenwärtig Wildniße sich befinden, und auf Coromandel zeigen allenthalben stolze Ruinen und Spuren von breiten Landstraßen, die frühere Blüthe [518]. In den Hafen von Kalikut auf Malabar waren die Portugiesen 1497 mit vier Schiffen eingelaufen und mit offenen Armen aufgenommen worden, weil sie als Kaufleute sich angekündigt hatten [519]; Gama selbst schildert die Pracht dieser Stadt mit glänzenden Farben und in den drei Monaten ihres Aufenthalts, vom 19ten Mai bis zum 25sten August, sah man dort allein 1500 Schiffe ankommen, die an Größe die Portugiesischen weit übertrafen und mitunter über 200 Menschen an Bord hatten [520]. Nicht

514) Valentyn Reize VII. p. 5. Sammlung aller Reisebeschreibungen I. S. 443.

515) Barbosa bei Ramusio I. p. 313. Soltau Geschichte der Entdeckungen der Portugiesen I. S. 224.

516) Raffles hist. of Yava I, 5. Leyden Asiat. Res. X. p. 189.

517) La Loubère voyage I, p. 30. 252, 282. seq.

518) Wallace Denkwürdigkeiten S. 303.

519) Ramusio I. p. 119.

520) Ebendas. I. p. 120. 136, nach dem Berichte des Lopez.

minder lebhaft aber war zu dieser Zeit das Gewühl in Bengalen [521]): der Handel wurde von Arabern und Indern selbst mit gleichem Erfolge betrieben und setzte jede Pulsader des Landes in Bewegung, selbst bis zum nördlichen Nepal hin, wo noch ein früherer Missionar, Giuseppe, volkreiche Städte fand mit gepflasterten Straßen, Springbrunnen, mehrstockigen Häusern und prachtvollen Tempeln, deren Vorhöfe mit Marmor ausgelegt und mit Blumen von Bronze verziert waren [522]). Große Wohlhabenheit und Pracht fand sich hauptsächlich in den Stapelplätzen der Indischen Waaren, besonders in Aden, vorzugsweise, nach dem Vorgange der Alten, das glückliche Arabien genannt [523]): denn hier war es, wo die Schiffe des gesammten Indiens ihre feinen Gewänder, Seide, Specereien und Edelsteine ausluden, bevor diese von den Arabern nach Aegypten, oder den Häfen Syriens gesendet wurden, woselbst Genueser und Venetianer sie in Empfang nahmen. Gegenwärtig aber ist jene Küste meist verödet; die Umschiffung des Caps und der europäische Welthandel haben Blüthe und Wohlstand jener Gegenden, wie durch einen Zauberschlag, vernichtet, und der Verfall muß zunehmen, so lange Fremdlinge ihre Thätigkeit lähmen: aber eben so gewiß und schnell würden hier die verödeten Städte aus ihren Trümmern erstehen, wenn es den Europäern gefallen sollte, jene Wege über das rothe Meer und Alexandria wieder zu eröffnen.

Wie nun die Portugiesen uns ein lebendiges Gemälde von dem thätigen Seehandel und von dem regen Antheile, den die

521) **Barbosa** ebendas. I. p. 315: E li porti da mare sono pieni di Mori e Gentili, fra li quali vi sono gran trafichi di mercantie et navigationi per molti parti. Hanno delle navi grandi, fatte al modo di quelle della Mecca, et altri al modo di quelle della China, che chiamano **Giunchi**, che sono molto grandi e portano gran carico e con queste navigano verso Coromandel, Malabar, Cambaia, Tarnasseri, Sumatra, Zeilan e Malaca, e trafficano ogni sorte di mercantie da una parte all' otra.

522) Vergl. **Asiat. Research.** II. p. 307. seq.

523) **Periplus** p. 156. **Ramusio** I. p. 290. seq.

Hindus selbst daran genommen, entwerfen, so ändert sich die Scene keineswegs, wenn wir in frühere Zeiten zurückgehen, wie dürftig auch die historischen Quellen fließen und wie sparsam die Zeugniße zerstreut seyn mögen. Im 13ten Jahrhunderte schildert Marco Polo (1250) die Fahrten der Inder und Araber mit gleichen Farben; und die Spedition der Waaren von Arabien nach Berenice und Myoshormos war eben dieselbe [524]). Im sechsten Jahrhunderte reden nicht sowohl die Arabischen Moallakadichter von großen Indischen Schiffen, besonders von Bahrein [525]), sondern auch Kosmas, mit dem Beinamen des Indienfahrers (530), bezeugt den regen Verkehr von Ceylan, welches die Segel des ganzen Indiens aufnehme und eigene Schiffe entsende [526]). Unter den Römern finden wir sogar Brahmanen zu Alexandrien, die der Philosoph Severus in sein Haus aufnimmt und auf Indische Art bewirthet [527]); Plinius will sogar von einigen Indern wißen, welche an die germanische Küste verschlagen worden [528]), und fast mögte man einigen Gelehrten beistimmen, daß es wirkliche Inder gewesen, weil der Name in diesen Zeiten nicht mehr so schwankend ist [529]): fand doch seit dem zehnten Jahrhunderte der Indische Handel ebenfalls einen Weg über das Kaspische Meer zum Ladogasee und dem baltischen Meere, woher die Samanidenmünzen, die man im Norden Europa's ausgegraben [530]), und findet sich nicht schon bei Herodot eine

524) Marco Polo 3, 39.

525) Tharafa Moallakah Vers 4.

526) Kosmas Indicopl. bei Montfaucon nova collect. patr. II. p. 336: ἐξ ὅλης τῆς Ἰνδικῆς καὶ Περσίδος καὶ Αἰθιοπίας δέχεται ἡ νῆσος πλοῖα πολλὰ, μέση τις οὖσα, ὁμοίως καὶ ἐκπέμπει.

527) Photius (Myriob. p. 340. Edit. Bekker.) spricht auch von vielen Indischen Kaufleuten daselbst.

528) Plinius 2, 67.

529) Ritter Vorhalle zur Europ. Völkergeschichte S. 183. Reynier économie des Perses p. 230.

530) Adler collectio numorum Cuficor. p. 65. seq.

Andeutung des nördlichen Handels mit Indien, insofern die Skythen mit ihren Wagen auf dem Eise zu den Indern fuhren [531]? Der Periplus ferner beschreibt uns Aden wie die Portugiesen, und es ist bereits von Andern anerkannt worden, daß die blühende Periode dieser Stadt noch über die Ptolemäerzeiten hinausreichen müße [532]; auch Muza oder Mokha war jetzt in Flor und angefüllt von Schiffen mit Indischen Waaren [533]; auf der Insel Sokotara fanden sich neben Griechen und Arabern auch Indische Kaufleute; die Aegypter holten ihre Waaren aus Arabien, wohin die Inder selbst sie brachten [534], und die Schiffe, welche aus Bengalen nach Malakka fuhren, waren im eigenen Lande gebaut, so wie mit einheimischen Namen versehen, denn sie hießen Sangara und Kolandiophonta, Transportbote und Schnellsegler [535]. Daß andere Fahrzeuge von Mäsolus oder Masulipatna aussetzten, sehen wir aus dem Claudius Ptolemäus [536], und gerade aus dieser Gegend, Kalingana nämlich, war es, woher den Ceylanern sowohl, als den übrigen Inseln schon 543 vor Christo Indische Colonien die Civilisation brachten [537]: die wilde Küstenströmung an Coromandel von Bengalen nach Ceylan, welche jedes Fahrzeug schnell und sicher vom Ganges nach Süden führt, konnte zu diesen Fahrten am ersten auffordern, dahingegen die Rückfahrt schwieriger wird und auf das hohe Meer zwingt. Daß einige Inder ihre Waaren auswärts selbst zu verhandeln pflegten,

---

531) Herodot 4, 28. Vielleicht erklärt sich so die genaue Verwandschaft des lithauischen Stammes mit den Indern.

532) Rennel Introduction p. XXXV. Veltheim über die Onyxgebirge S. 57.

533) Periplus p. 154.

534) Ebendas. p. 159. Huet a. a. O. p. 54.

535) Periplus p. 176: Σάγγαρα und κολανδιοφῶντα, im Sanskrit Sangara und Kaladavantas.

536) Ptolemaeus Geogr. 7, 1.

537) S. Journal Asiatique VIII. p. 132.

sagt noch ausdrücklich Plinius [538]), und sowohl er, als der Verfaßer des Periplus, wißen von Indischen Seeräubern, welche dem römischen Handel gefährlich wurden [539]): unstreitig sind diese ebendieselben, welche im dreizehnten Jahrhunderte an der Mahrattenküste hundert Caperschiffe ausrüsten konnten, und von welchen gebornen Hindus sich Anfangs noch die Englisch-ostindische Compagnie mit ungeheuren Summen jährliche Sicherheit erkaufen mußte [540]). Schon im Alterthume hielt sich der Hafen Barygaza, zum Theil dieser Piraten wegen, theils aber auch, weil die Einfahrt durch den schnelltreibenden Musson gefährlich wurde, wo dann die großen Seeschlangen, bei Plinius graai, d. i. im Sanskrit graha, Schlange, den Schiffern zum Zeichen dienten, daß sie der Küste sich näherten [541]), eigene Lootsenschiffe, die uns mit ihren heimischen Benennungen Trapaga und Kotymba genannt werden [542]).

Zur Zeit des Euergetes, um weiter zurückzugehen, ward ein Indisches Schiff, welches nach Arabien wollte, an die Aegyptische Küste verschlagen [543]), weil die Fahrten über Arabien hinaus von beiden Seiten gleich selten seyn mogten, denn auf die direkten Fahrten der Ptolemäer nach Indien ist, meines Erachtens, ein gar zu großes Gewicht gelegt worden [544]). Wie sehr diese gepriesene Schifffahrt nach Osten hin einer gerechten Einschränkung bedürfe, und wie oft man es vorgezogen, auf dem gewohnten Wege die Indischen Waaren nur aus den Hafenstädten Arabiens zu beziehen, hat

538) Plinius 6, 19.

539) Plinius 6, 23. Periplus p. 172.

540) S. Ovington in der Samml. aller Reiseb. X. S. 47. Mandelsloh Reise S. 21. Orme military transact. I. p. 407. Sprengel Geschichte der geogr. Entdeck. S. 142.

541) Ritter im Berl. Kalend. 1830. S. 63.

542) Periplus p. 164.

543) Strabo p. 67. (156).

544) Hauptsächlich von Schmidt de commerciis et navigationibus Ptolemaeor. Opuscul. p. 125. Huet hist. du commerce p. 99.

der besonnene Strabo bestimmt genug ausgesprochen: man führe jetzt nach Indien, welches unter den Ptolemäern nur Wenige gewagt, denn kaum zwanzig Schiffe hätten früher sich erkühnt, außerhalb des arabischen Busens zu schiffen [545]). Eben so bezeugen es Plinius und der Verfaßer des Periplus, daß damals die Fahrten höchstens bis zu den Indusmündungen, später nach Ceylan, gegangen, daß man mühselig die Küsten habe befahren müßen, bis Hippalus die Etesien gefunden, wodurch man erst seit Claudius eine gewiße Kunde von dem Wege erhalten habe [546]), und selbst Schmidt hat es zugegeben, daß man selten über die malabarische Küste und das Cap Kumari hinausgegangen [547]). Wie langwierig aber diese frühern Küstenfahrten, und mit welcher Gefahr sie verbunden waren, davon giebt uns in der That derjenige Periplus, den wir unter dem Namen des Nearch besitzen, ein recht anschauliches Gemälde. Daß diese Schrift eher aus der letzten Ptolemäerzeit, als aus einer frühern Periode sich herschreiben müße, ist in der Einleitung [548]) mit einer Menge von triftigen Gründen gemuthmaßt worden: ihr höheres Alter würde allerdings zu unseren Gunsten sprechen, denn sowohl diese Küstenfahrer, als überhaupt alle Nachrichten der Ptolemäer kennen mehre blühende Seehäfen, ganz besonders Patala und Barygaza an den Indischen Küsten. Es mag noch hinzugefügt werden, daß die Inder ihre mächtigen Streitelephanten auf großen Schiffen von Taprobane nach dem Festlande übersetzten [549]), ja vielleicht bis nach Java hin verfuhren, wenn diese Insulaner ihre vielen Namen für die Elephanten

---

545) Strabo p. 179. (1149).

546) Plinius 6, 23: nunc demum certa notitia patescente. Periplus p. 174.

547) Schmidt a. a. O. p. 174. vergl. dazu Heeren in Com. Soc. Goett. X. p. 142. XI. p. 86. und Vincent voyage de Nearq. p. 51.

548) S. Einleit. Theil I. S 67.

549) Plinius 8, 1. Aelian. Hist. Animal. 16, 18.

nicht aus der Heimath mitbrachten [550]), und so dürfte auch für diese Periode die Schifffahrt der Inder unbestritten seyn.

Die Phönizier endlich konnten nicht wohl den an sich gefährlichen arabischen Busen befahren, ehe sie mit David in Bündniß getreten, und dieser den Edomitern die Hafen Elat und Eziongeber genommen [551]); aber auch dann findet sich keine einzige Andeutung, vielweniger ein historischer Beweis, daß sie jemals bis nach Indien selbst geschifft seyen. Nach den hebräischen Urkunden beschränkten sich ihre Fahrten in dieser Richtung bis auf Ophir, und mit siegenden Gründen ist von den biblischen Exegeten dargethan worden, daß dies es Utopien der Hebräer an der südlichen Küste von Arabien, sam Eingange des persischen Golfs zu suchen sey. In der frühern Zeit wurde freilich Ophir nach Indien selbst verlegt, weil man die Waaren, welche Salomo von dorther bezog, als Indische erkannt hatte, und weil das Gold von Ophir berühmt war [552]), da sich doch in Arabien keine Minen nachweisen ließen. Vorangegangen waren Josephus und mehre Kirchenscribenten [553]), welche die Gegend Sophir nannten, und, da das salamonische Ophir längst den Augen entrückt war, nach der damaligen Ansicht auf Indien bezogen; ja die Meinung ward bestärkt durch das Supara des Ptolemäus, an der Malabarküste, heutzutage Siferdam genannt [554]), besonders aber durch die Entdeckung des Jablonsky, daß Indien im Koptischen, nach eben jenen Rücksichten, den Namen Sophir führe [555]). Schon Hüet erklärte sich dage-

550) Schlegel Indische Bibl. 1. S. 421.

551) Heeren in Com. Soc. Goett. X. p. 66. Histor. Werke XI. S. 75. Schlegel a. a. O. I. S. 148.

552) Hiob 28, 16.

553) Josephus Archaeol. 8, 6, 4: ἡ πάλαι μὲν Σωφίρα, νῦν δὲ χρυσῆ γῆ καλȣμένη, τῆς Ἰνδικῆς ἐςιν αὕτη. Hesychius Σȣφειρ· χώρα ἐν ἧ οἱ πολύτιμοι λίθοι καὶ ὁ χρυσὸς ἐν Ἰνδίᾳ. Der Alexandrinische Codex der Septuaginta nennt Ophir Σώφαρα.

554) Ptolemaeus 7, 1.

555) S. Champollion l'Egypte sous les Pharaons I. p. 98.

gen [556]), bald aber bot sich das andere Extrem dar: die africanische Küste, wohin schon Origenes gedeutet hatte [557]). Auch hier fand sich ein Sofala oder Ceffala bei Mozambique, und Abulfeda unterscheidet es von dem malabarischen (sofalo 'l Hind) durch den Zusatz azzenj, das Aethiopische, wohin nun Lopez und D'Anville die Goldgruben des Salomo verlegen zu müßen glaubten [558]). Für Arabien sprechen indeß die meisten und haltbarsten Gründe, denn einmal verbietet die methodische Nomenclatur der Völkertafel in der Genesis Arabien zu verlassen, weil Ophir dort als zu Joktan gehörig betrachtet wird [559]); ferner deutet Eupolemus bei Eusebius bestimmt auf ein halbinselartiges Küstenland am erythräischen Meere [560]), und es ist berechnet worden, daß gerade dahin die Fahrten so lange dauern mußten, weil die halbjährigen Etesien die Wiederkunft verzögerten [561]); sodann hat Seetzen noch jetzt eine Stadt mit Namen Ophir in Oman nachgewiesen [562]), und endlich scheint auch dafür der nichthebräische Name, so ungewiß solche Etymologien seyn mögen, zu sprechen, denn apar heißt im Sanskrit hinten, allgemeiner aber die westliche Gegend. Die Buddhisten auf Ceylan sollen dafür das abgeleitete aparika gebrauchen, und so würde sich, wie es Lowth und Andere schon vermuthet, der Name Africa mit Ophir vereinen [563]). Lernten nun hier die Phönizier so manche Indische Erzeugniße und

556) Huetius de navigatione Salamonis II. §. 12.

557) Origenes in Jobum 22, 24.

558) Ramusio I. p. 134. D'Anville in den Memoires de l'Ac. XXX. p. 84.

559) Genesis 10, 29.

560) Eusebius Praep. Ev. 9, 30: εἰς τὴν Οὐφρη νῆσον, κειμένην ἐν τῇ ἐρυθρᾷ θαλάσσῃ.

561) 2 Chronicor. 9, 21. Volney recherches sur l'hist. ancienne I. p. 262.

562) S. Gesenius Wörterbuch unter Ophir.

563) Asiat. Researches VIII. p. 276.

selbst wol die Gegend mit sanskritischer Benennung kennen, so gewinnt es das Ansehen, daß es Inder waren, welche hier den Handel vermittelten, daß sie lange vor David in Jemen ansäßig seyn mogten, da die alten Aegypter, deren Mythengeschichte auf diesem Wege ein willkommenes Licht erhalten dürfte [564]), ihrer Waaren nicht entrathen konnten, kurz, daß es die berühmten Sabäer selbst gewesen, die sich durch blühenden Zwischenhandel zu Davids, wie zu Cyrus und Alexanders Zeiten, ausnehmend bereichert hatten [565]). Für diese Ansicht bieten sich in der That manche Fingerzeige dar: in der Genesis werden die Sabäer als eine nicht semitische Völkerschaft betrachtet, sondern als Japhetiten von Kusch abgeleitet; der letztere Name aber ist sehr schwankend, und wird noch von den Rabbinen häufig bis nach Indien hinausgedehnt [566]). In Arabien bemerkt noch der Periplus mehre Völkerschaften der Küste, die zum Theil gänzlich an Sprache verschieden waren [567]), und noch gegenwärtig haben die Bewohner von Oman und dem südlichen Arabien überhaupt, woselbst noch bis auf den heutigen Tag Indische Banyanen den Handel mit Guzurate treiben [568]), eine auffallend hindostanische Bildung. Philostorgius und mehre Kirchenväter nennen die Sabäer und Homeriten innere Inder, im Gegensatze der äußern, der östlichen nämlich und äthiopischen [569]); die Eremboi, unter welchem Namen schon Homer aus dunkeln Gerüchten die Araber kennt [570]), begreifen bei Krates und Andern zugleich die Aethioper, Araber

564) S. Theil I. S. 118.

565) Vergl. Diodor. Sic. 3, 45. seq. Plinius 6, 40. Heeren in Com. Soc. Goett. XI. p. 82.

566) Genesis 10, 7. vergl. Braun de vestitu sacerdot. I. p. 115.

567) Periplus p. 158: τινὰ (ἔθνη) δὲ καὶ τελείως τῇ γλώσσῃ διαλλάσσοντα.

568) Heeren histor. Werke B. XII. S. 344.

569) S. die Belege Theil I. S. 379.

570) Odyss. 4, 83. Ukert Geographie I, 1. S. 32.

und arabische Inder [571]); die Habessinier sogar nannten sich Inder [572]), und selbst noch werden die Südaraber häufig gelbe Inder von den übrigen Arabern geheißen [573]). Unmöglich erklären sich diese Thatsachen einzig und allein aus einem volksthümlichen Schwanken, oder einer so hartnäckig festgehaltenen geographischen Unkunde, sondern wir dürfen vermuthen, daß sich damals noch häufige Spuren von Indischen Einrichtungen und Ansiedlern längs der Küste des persischen und arabischen Meeres, welches ebenfalls mit dem allgemeinen Namen des Indischen bezeichnet wurde [574]), dem Beobachter aufdringen mußten, die somit abermals einer frühen Schifffahrt der Inder das Wort reden würden. Selbst die Hauptstadt der Gedrosier hieß schlechtweg Pura [575]), welches im Sanskrit Stadt bedeutet; die Oriten an der persischen Küste hatten Indische Kleidung und Waffen, wenn sie auch durch Sprache und Gebräuche sich von den Indern unterschieden [576]); mehre Gegenden unterhalb des Indus führen offenbar sanskritische Namen, wie die Insel Bibakta (im Sanskritischen Vibhakta, abgesondert), die Oerter Saranga, Sakala und andere mehr [577]). Die Insel Dioskurias, an der Mündung des arabischen Busens, hieß vormals, wie gegenwärtig, Diu Zokotara, und dieses ist fast ohne Verstümmlung das sanskritische Dvîpa Sukhatara, die glückliche Insel, wie diejenigen in der Nähe der Sabäer genannt wurden, an welche die Indischen Schiffe anzulegen pflegten, nämlich νῆοι εὐδαίμονες [578]); wir fanden

571) S. Etymologic. magnum und Hesychius s. v.

572) Valesius zu Socrates H. Eccl. 1, 19. p. 13.

573) Kleucker Calkuttische Abhandlungen I. S. 26.

574) Servius zu Virgil. Georg. 2, 16. Cellarius geogr. antiq. II. p. 691.

575) Arrian de Expedit. Alex. 6, 24.

576) Diodor 17, 105. Arrian Indica 25.

577) Arrian Indic. 21. 22. S. Wilson unter Sàranga und Sakala.

578) Diodor. Sic. 3, 46.

auf dieser Insel Indische Kaufleute, und nun erklärt sich, wie der christliche Missionar Theophilus geradezu der Inder heißen konnte, denn er war von Διβυ (dvîpa, vorzugsweise) gebürtig [579]). Auf Madagaskar will man eine Casteneintheilung, welche genau an die Indische sich knüpfte, gefunden haben; in Mozambique traf Salt einen Malayenstamm an [580]); die Bewohner von Congo bemalten sich die Stirne mit Indischen Abzeichen und formten ihre Idole auf oberasiatische Weise [581]); die Portugiesen fanden an den afrikanischen Küsten großartige, pyramidenförmige Denkmäler [582]), und selbst der Name Sophala erklärt sich aus dem Sanskrit, wo er fruchtbar (sûphala) bedeutet.

Nehmen wir zu diesen Andeutungen allen noch diejenigen Beziehungen directer Angaben oder Anspielungen hinzu, welche in den altindischen Urkunden selbst auf den Seehandel hinweisen, so wird wol die lebhafte Schifffahrt der Inder bis in das hohe Alterthum hinauf außer Zweifel gesetzt. Manu giebt Gesetze für den nautischen Verkehr [583]); der Ramayana erwähnt der Handelsleute, welche über den Ocean schiffen [584]), und der Mahabharata spricht von unzähligen Schiffen, mit Perlen beladen, von Schiffen, welche in den Wellen dem Sturme trotzen, oder, mit Edelsteinen angefüllt, mit ihrer reichen Ladung am Meeresstrand zerschellen [585]). Kalidasa [586]), und mehr noch der Hitopadesa, spielen auf Seefahrten an, und entlehnen von denselben ihre Bil-

579) Philostorgius Hist. Eccl, 9, 1. vergl. Theil I. S. 380.

580) Salt voyage to Abissinia p. 78.

581) Stäudlin Archiv für Kirchengeschichte II. S. 156.

582) Barros bei Soltau: Geschichte der Entdeckungen der Portugiesen I. S. 285.

583) Manu 8, 157.

584) Râmây. III. p. 237. Edit. Srîramap.

585) Arjunas Rückkehr 6, 3. Bhagavadg. 2, 67. Draupadi 7, 19.

586) Sâkuntalâ p. 292.

der [587]); die gemeinsame Benennung des Schiffes (naus) im Sanskrit und dem Griechischen geht bereits über die Trennung beider Sprachstämme hinaus; die Einwanderungen nach den fernsten Inseln, wie nach Yava, Bali und darüber hinaus, welche nicht etwa von Malakka her, sondern vom diesseitigen Indien stattfanden, geschahen, der Tradition nach, mit zahlreichen Schiffen [588]), und die glänzenden Trümmer Indischer Baudenkmäler auf diesen Inseln geben den Sagen Nachdruck und Beglaubigung.

§. 8. Nachdem nun das äußere Leben des alten Inders nach allen seinen Richtungen hin betrachtet worden, liegt es uns ob, einen prüfenden Blick auf die Familienverhältniße deßelben zu werfen, wie sie in den alten Schriften sich abspiegeln. Die Ehe ist Religionspflicht und die Zeugung eines echten Erben, wie bei den alten Hebräern und Germanen, ihr nächster und wichtigster Zweck [589]); das ehelose Leben der Buddhisten, welches aus der übertriebenen Heiligkeit des Anachoretenlebens sich entwickelte, ist daher dem Brahmanenthume schnurstracks entgegen, denn in diesem wird die Kinderlosigkeit als die größte Schande betrachtet. Die Ländereien, insbesondere die der Priester, waren, wenn keine Despotie willkührlich eingriff, gewißermaßen erblich; einige der wichtigsten Familienopfer kann der Inder nur als Hausvater verrichten, so wie der Sohn wieder für ihn dereinst die Todtenopfer darbringen muß, um den Eingang in höhere Welten ihm zu bereiten, und aus diesem Grunde spielen schon die Veden etymologisch auf den Namen putra, Sohn, an, welcher in der That Reinigungsinstru-

587) Hitopad. p. 68. 71: Akarnadharo jaladhau viplaveteha naur iva, wie ein Schiff ohne Ruder im Oceane.

588) Schlegel Indische Biblioth. I. S. 403. ff.

589) Savitri 1, 12. Stellen aus dem Manu giebt Kalthoff in seiner gediegenen Schrift: jus matrimonii veterum Indorum, Bonn 1829. Vergl. Tacitus German. 20. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 443.

ment bedeutet, als ob er den Vater aus dem reinigenden Feuer (put) befreie (trayate) [590]), etwa wie der Hebräer bei seinem metaphorischen Ausdrucke Häuser bauen und erbaut werden an Ben, den Sohn, denkt. Mann und Frau, sagt der Veda, und das Gesetz wiederholt es, sind erst Eine Person, deren Fleisch und Bein so gänzlich zu Einer Substanz werden, wie ein Strom sich mit dem Meere vereint, weshalb auch der Mann die Vergehungen seiner Gattin sühnen kann [591]): jedoch werde er dann erst recht eigentlich zum Manne, wenn er Vater eines Sohnes geworden, und er soll, um diesen Kindersegen zu erringen, den auch die epischen Gedichte als das größte Glück eines Mannes betrachten, selbst die höchsten Aufopferungen nicht scheuen. Daher eben wird es abgerathen, eine Frau zu ehelichen, welche keinen Bruder habe, weil der Schwiegervater alsdann den ersten Sohn als den Seinigen wegnehmen dürfe [592]), und darum war, wie bei den Hebräern, der zweite Bruder verpflichtet, die Braut des verstorbenen Aelterbruders zu heirathen, wenn sie selbst einwilligte [593]); in jedem andern Falle jedoch durfte die Ehe nur nach dem dritten Grade der Verwandschaft stattfinden. Aus dieser Leviratsehe, welche demnach einzig und allein von der Sorge, einen Erben zu erzielen, ausging, und in der ältesten Zeit allgemeiner gewesen seyn soll, hat sich unter dem Stamme der Nairs auf Malabar, welche für die echten Abkömmlinge der Kshatriyas sich halten, ein eigener Mißbrauch entwickelt, nämlich, daß wahre Polyandrie eingetreten ist, wodurch die Zahl der weiblichen Individuen natürlich immer mehr verringert wird. Die

---

590) Râmây. II, 76, 13. Manu 9, 138. Brâhmanavilâpa 3, 4. Aus putra wird im Persischen puser und pûr, in den klassischen Sprachen ποῖρος und puer, bei welchen die Ableitung mit dem Begriffe des Reinigens verloren ist.

591) Manu 9, 22. 45.

592) Manu 3, 11. Gans Erbrecht I. S. 78.

593) Manu 9, 96.

Trauung wird hier im frühesten Jugendalter vorgenommen, damit man der Reinheit der Mädchen gewiß seyn möge; alsdann aber werden die Weiber wieder entlassen, oder mit andern vertauscht, und sie dürfen leben, mit wem sie wollen, wenn nur die Buhlen aus höherm Stande sind, woher es kommt, daß die Nairs sich sämmtlich als Blutsfreunde betrachten, daß keiner seinen Vater kennt, und jeder die Schwesterkinder als seine sichersten Erben ansieht [594]). Eine Modification des Levirats, aber im umgekehrten Verhältniße, ist bei eben diesen Stämmen die Schwesterehe, wie sie dem Aegyptischen Kriegerstande erlaubt war, und woher Ptolemäus den Namen Philadelphus erhielt, weil er, auf die alte Sitte eingehend, seine Schwester heirathete [595]). Ein Nair mag auch die sämmtlichen Schwestern eines ihm nicht verwandten Hauses ehlichen, ähnlich wie bei den Irokesen, welche als Grund dafür angaben, daß solche Weiber nothwendig in beßerm Einverständniße leben müßten, als wenn sie einander fremd wären [596]); die Indische Sitte aber, meint Barros, sey darum von einem uralten Fürsten eingeführt, damit die Söhne ohne Verpflichtung gegen den Vater stets frei und zum Kriegesdienste bereit seyn mögten [597]). Die Vielmännerei findet noch gegenwärtig in Tibet Statt [598]), die Brüderehe in der Provinz Sirmor [599]), und Gemeinschaft der Weiber überhaupt macht schon Herodot bei den Agathyrsen, einer skythischen Nation, namhaft [600]). Allgemeiner jedoch ist in Asien von jeher die geregelte Vielweiberei, und das In-

594) S. Barthema bei Ramusio I. p. 160. Maffei hist. Indic p. 26. Asiat. Res. X. p. 202. seq. Buchanan travels II. p. 411. Papi Briefe S. 265.

595) Diodor. 1. 27. Pausanias 1, 7.

596) Sitten der Wilden in Amerika III S. 325.

597) Soltau Entdeckungen der Portugiesen I. S. 269.

598) Turner Reise nach Tibet S. 393.

599) Transactions of the R. As. Soc. I. p. 58.

600) Herodot 4, 104.

dische Gesetz erlaubt sie ausdrücklich den höhern Ständen, Brahmanen, Fürsten und Vaisyas [601]); indeßen muß die Hauptfrau oder eigentliche Hausmutter aus demselben Stande mit dem Manne seyn, weil sie die gemeinschaftlichen Sacra verrichten hilft [602]). Höher hinauf, als die eigene Caste reicht, darf der Mann nicht heirathen, selbst der Fürst keine Brahmanentochter nehmen, denn die Söhne aus allen diesen Mißheirathen werden den Sudras gleichgeachtet, wodurch demnach diese Caste sehr anwachsen mußte, weil dergleichen Eheverhältniße nicht zu vermeiden waren. Dem Brahmanen werden vier rechtmäßige Weiber aus seinem Stamme erlaubt, der Kriegercaste drei, dem Vaisya zwei, und dem Sudra nur Eine: wieder ein Zeichen, wie das Gesetzbuch die Casten an eine allgemeine Verschlechterung knüpfen will. Merkwürdig aber bleibt bei alledem, daß jeder Indische Gott nur seine einzige, bestimmte Gattin hat, daß im Ramayana der Himmel ausschließlich denen versprochen wird, die nur Eine Frau geehelicht [603]), und daß der Begriff der Ehe und einige Ehegesetze selbst bei Manus auf ursprüngliche Monogamie und gemischte Ehen hindeuten [604]), die freilich bei dem Ursprunge des Gesetzbuches und zu Alexanders Zeit nicht mehr bestanden [605]). Wirklich scheint auch die Vielweiberei niemals allgemeine Sitte geworden, sondern stets Sache des Luxus geblieben zu seyn, sogar noch unter den Mohammedanern nicht, die doch sonst den Harem dort einführten, denn noch Marco Polo sagt von den Brahmanen, nachdem er ihre Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Keuschheit gerühmt: si contentano d'una moglie sola, womit nachher die Portu=

---

601) **Manu** 9, 85. 149. **Sàkuntalà** p. 502. Vergl. **Strabo** p. 1036.

602) **Manu** 9, 96.

603) **Ràmày.** II, 49, 10.

604) S. **Kalthoff** a. a. O. p. 7.

605) **Diodor. Sic.** 2, 41. **Strabo** p. 1033.

giesen einstimmen [606]). Die altindische Sitte scheint demnach ganz die des homerischen Zeitalters gewesen zu seyn; insofern neben Einer Gattin noch eine Schaar von Unterfrauen und Sklavinnen zur Bedienung des vornehmen Hausherrn gehörten, um ihn und die Fremdlinge zu baden und zu erheitern, und deren Odysseus funfzig umbringen läßt, weil sie mit Fremden gebuhlt hatten [607]); oder auch die des alten Hebräers und dessen erweislicher Vielweiberei: allenthalben aber geht die Einrichtung zunächst von der Furcht aus, kinderlos sterben zu müssen. Die älteste Dienerin, zugleich Amme und Erzieherin, blieb übrigens auch hier die lebenslängliche Begleiterin einer Frau aus höherm Stande [608]), wie im hebräischen und griechischen Alterthume.

Abgesehen davon, daß weder der jüngere Bruder noch die Schwester vor den ältern Geschwistern heirathen durfte [609]), wurde auch bei der Wahl einer Gattin ganz besonders auf Unbescholtenheit der Sitten und des Körpers gesehen [610]), und die Ursachen zur Scheidung waren sowohl grobe Laster, Zanksucht, Trunk und Verschwendung, als auch unheilbare Krankheiten und Verletzung der Jungfrauschaft, oder endlich Unfruchtbarkeit und unüberwindliche Abneigung der Eheleute zu einander. Lag hier die Schuld am Manne, so konnte der Gattin Vermögen nicht zurückgehalten werden; bei der Sterilität durfte die Scheidung erst nach dem achten Jahre der Ehe stattfinden. Die Frau kehrte in jedem Falle, wie bei den Israeliten, zu ihren Eltern oder Verwandten zurück [611]), und durfte hinfort nicht mehr heirathen, weil das Band der

606) **Marco Polo** 3, 22. **Ramusio** I. p. 195: questi Bramini tolgono moglie all' usanze nostra et ciascuno una sola donna ad una volta solamente.

607) **Homer.** Odyss. 4, 49. 22, 420. Vergl. **Manu** 7, 219. 221. und oben S. 55.

608) **Draupadi** 6, 9.

609) **Manu** 3, 160. Vergl. **Genesis** 29, 26.

610) **Manu** 3, 7. seq. **Diodor. Sic.** 17, 91.

611) **Nalus** 9. 32. **Leviticus** 22, 13.

Ehe für das ganze Leben geknüpft wurde [612]); war sie indeß als Jungfrau und unberührt von ihrem Manne entlassen, so konnte sie entweder von ihm wieder angenommen, oder eines Andern Gattin werden [613]). Dasselbe galt von einer jungfräulichen Wittwe, d. h. einer Verlobten, deren Bräutigam gestorben, und hier trat eben die erwähnte Pflicht- und Brudérehe ein, wie es bei den Aegyptern ebenfalls von dem Kaiser Zeno im Corpus juris beiläufig als Sitte erwähnt wird [614]). Die Ehen wurden meist durch die Eltern, und oft schon im zartesten Alter der Kinder, wie noch gegenwärtig, geschloßen; waren diese gestorben, so vertrat der älteste Sohn, wie ebenfalls der erstgeborne Israelit, die Rechte des Vaters [615]): denn das weibliche Geschlecht müße immer unter dem Schutze der Männer stehen; der Vater schütze es in der Kindheit, der Gatte in der Jugend, und die Söhne im Alter, welches man unrichtig von Abhängigkeit verstanden hat, da das Wort schützen (rakſh) ausdrücklich von dieser Tutel gebraucht wird [616]). Wenn der Vater oder Bruder in das Ehebündniß willigen, so wird das Verlobungsgeschenk (sulkam) überreicht, jedoch darf der Vater kein Geschenk annehmen, damit er die Tochter nicht zu verkaufen scheine [617]), ganz gegen die Gewohnheit der übrigen Orientalen und der alten Deutschen, bei denen der eigentliche Kauf gebilliget war [618]). Das einzige Hochzeitgeschenk an den Vater bestand aus einem Joch Ochsen [619]), so daß die Jungfrauen auch hier ἀλφεσίβοιαι genannt werden

---

612) Manu 9, 46. 74. Diodor. 19, 33. Kalthoff a. a. O. p. 76.

613) Manu 9, 176.

614) S. Kalthoff a. a. O. p. 86.

615) Manu 9, 109. 130. Arrian. Indic. 9. Kalthoff p. 53.

616) Manu 5, 147. seq. 9, 3. Nalus 17, 41. Hitopades. p. 24:
Pità rakshati kaumàre, bhartà rakshati yauvane,
Putràscha sthavire bhave: na strî svâtantryamarhati.

617) Manu 8, 112. 3, 54. 9, 100. Kalthoff a. a. O. p. 53. seq.

618) Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 420.

619) Manu 3, 53. Strabo p. 1036.

konnten. Die Hochzeit fand Statt, wenn der junge Mann großjährig (apogandas) geworden und das Gewerbe des Vaters übernehmen konnte, gewöhnlich mit dem 16ten Jahre; das Mädchen trat, nach dem Gesetze, schon mit dem achten aus der Reihe der Jungfrauen (kumârî) und wurde heirathsfähig (ritumatî); Megasthenes giebt fast gleichstimmig 15 und 7 Jahre für die Großjährigkeit an [620]). Nach einer spitzfindigen Eintheilung bei Manu gab es acht Arten von Ehen, von denen sechs, welche meist nur nach Castenbestimmungen, durch das Erlassen der Morgengabe, oder das Einliefern derselben, als Geschenk, sich unterscheiden, als gesetzlich angesehen werden; die höchste ist natürlich die eines Vedabrahmanen, die niedrigsten, welche, obgleich als Ehen betrachtet, ungesetzlich sind, geschehen durch Jungfrauenraub im Kriege, oder, die allerschändlichste (paisâcha), durch Nohtzucht [621]). Bei jeder legitimen Ehe fällt das Vermögen der Frau, wenn sie kinderlos gestorben, an den Mann [622]); sind Kinder vorhanden, so geht der mütterliche Nachlaß, der aus ihrem Eingebrachten und Allem während der Ehe Geschenkten besteht, auf diese über, und zwar nach sehr genauen Bestimmungen der Erbfolge, welche Gans in seinem Erbrechte weiter dargelegt hat [623]). Sonst fand bei Lebzeiten Gemeinschaft der Güter Statt: der Mann hat die Pflicht, für den Unterhalt zu sorgen, daher bhartri, der Unterstützende, schlechtweg der Gatte heißt; die Frau, bhâryâ, die zu Tragende, Hülfsbedürftige, soll auf sparsame Verwaltung bedacht seyn [624]); was sie erwirbt, gehört ebenfalls dem Hauswesen an. Die Tochter aus vornehmer Familie erhielt eine reiche Aussteuer; im Ramayana wird eine Prinzeßin mit einer ungemein glänzenden Garderobe, sowie mit silbernen Gefäßen ausgestattet, und erhält noch tausend

---

620) Manu 8, 148. 9, 94. Arrian. Indic. 9.

621) Manu 3, 21. seq. Kalthoff a. a. O. p. 28. seq.

622) Manu 9, 196.

623) Ebendaselbst 9, 118.

624) Ebendaselbst 9, 11.

geschmückte Dienerinnen zur Begleitung [625]); die Rinder aber, welche bei dieser Gelegenheit mitgegeben werden, fallen hier bereits den Priestern zu, und müßen, wie die Opferstiere im homerischen Zeitalter, goldene Hörner haben (suvarnasringîs) [626]). Noch jetzt wird, wie die englischen Uebersetzer anmerken, diese Gabe im Kleinen beobachtet, denn man liefert nur die Hörner für sich in der Größe einer Nadel ein, wenn nicht hie und da ein Wohlhabender sie in natürlichem Maaße den Priestern giebt. Jede Aussteuer fiel weg bei derjenigen Ehe, welche das Gesetz Gandharva nennt, und nach welcher Duschantas die Sakuntala heirathet: nach gegenseitiger Neigung und Wahl, ohne Rücksicht auf die Eltern. Manu scheint diese, auf wirkliche Liebe gegründete, Verbindung nicht zu billigen, denn sie wird der sinnlichen Lust zugeschrieben; indeßen mußten diese Bündniße, bei denen freilich der Priester nicht seinen Theil fand, zu allen Zeiten häufig seyn, und sie werden daher von den Griechen als gewöhnlich angegeben [627]). Eine eigenthümliche Art von Ehe endlich, besonders bei Fürsten und Vornehmen, welche ebenfalls in altdeutschen Liedern und Sagen lebt, ja bis auf jetzige Zeit in Tanjore sich erhalten hat, ist die Selbstwahl der Jungfrau (svayamvara), wenn sie bei einem Feste im Kreise der Jünglinge, oder im versammelten Ring, wie unsere Vorfahren es nannten, dem Auserwählten einen Blumenkranz umwarf [628]), welches kein geringes Zeugniß für die Freiheit des weiblichen Geschlechts ablegt. Für die glücklichste Zeit zum Heirathen ward der Monat Phalguna, in welchen die Frühlings-Nachtgleichen fallen, ge-

---

625) Râmây. I, 60, 64.

626) Râmây. I, 58, 24. 59, 31. vergl. Odyss. 3, 384. 426. seq.

627) Arrian. Indic. 17: γμέεσι δὲ ἔτε τι διδόντες ἔτε λαμβάνοντες.

628) Manu 9. 90. Nalus 2, 8. 5, 28. Savitrî 1, 29. Theater der Hindus S. 328. Forster Reise I. S. 342. Grimm a. a. O. S. 421. Strabo (p. 1024) scheint diesen Gebrauch bei den Katheern zu verstehen: ἴδεον δὲ τῶν Καθέων καὶ τἔτο ἱςορεῖται, τὸ αἱρεῖσθαι νύμφιον καὶ νύμφην ἀλλήλες.

halten [629]), wie denn überhaupt jedes wichtige Geschäft nach glücklichen Tagen und der Astrologie bestimmt und begonnen wird: dem jungen Ehepaare verspricht man sogar ein langes und dauerndes Glück, wenn es in der Brautnacht aufmerksam den Polarstern, als Sinnbild der Festigkeit, betrachtet. Die Hochzeit bestand, den spätern Bestimmungen zufolge, welche Colebrooke weitläuftig mittheilt [630]), in einer Menge lästiger Ceremonien, die schwerlich jemals ans in das Leben getreten sind, denn im Epos ist selbst die Vermählungsfeier einer Königstochter so höchst einfach, wie noch die Hochzeiten in der Schilderung des Barbosa [631]). Es wird ein Altar (vedi) errichtet, mit Blumen und Baumreisern geschmückt, mit Reis, Weihrauchgefäßen und Opferinstrumenten versehen, und dann, unter den gewöhnlichen Mantras aus den Veden, ein Feuer darauf angezündet. Diesem wird die geschmückte Braut zugeführt, und vielleicht war es stehende Formel, welche in diesem Falle der Vater der Sita unter dem Besprengen mit Wasser zum Bräutigam spricht: »Dieses ist meine Tochter Sita, deine künftige Tugendgenoßin, nimm ihre Hand, Râma! sie ist keusch und tugendhaft, und wird wie ein Schatten dich begleiten.« Nunmehr beginnt Musik, und Blumenschauer fallen auf das Paar herab, während es, Hand in Hand, mit der Rechten gegen das Feuer gekehrt, dreimal um den Altar wandert (trir agnin parikramya). War die Frau aus geringerm Stande, und nicht mehr die erste Frau, sondern eine bloße Concubine, so wurde sie an die linke Hand getraut [632]), denn auf das Handgeben kommt hier Alles an, und die legitime Ehe führt daher den Namen pânigrahanam, Handgebung [633]). Heutzutage werden die Hände des Brautpaars mit Kusagras zusammengebunden, die Braut wird

---

629) Râmây. I, 59, 15.

630) Asiatic. Research. VII. p. 294.

631) Ramây. 1, 60, 21. seq. Nalus 24, 14. Ramusio I. p. 196.

632) Theater der Hindus S. 162.

633) Manu 3, 43.

fleißig mit Oel und Wasser besprengt, und muß in Gegenwart von Zeugen und Verwandten Feuer und Wasser berühren; der Bräutigam überreicht ihr Betel, und eine feierliche Rede des Priesters an irgend eine Gottheit beschließt den Bund der Neuvermählten, der von nun an unauflöslich ist, da hier recht eigentlich die Ehe als Sakrament gilt und Treue bis zum Tode [634]).

§. 9. Wenn gleich das Betragen des Brahmanen gegen seine Gattin, dem Gesetze nach, peinlich seyn soll, da sie nicht einmal vor ihm essen darf [635]); wenn ferner, auch die priesterlichen Verfügungen gegen das weibliche Geschlecht so hart sind, daß sie dasselbe nur zum Kinderzeugen, wie einen todten Acker betrachten; und wenn auch die niedern Casten die Frau mit Rohheit behandeln, so würde man trotz dem zu voreilig schließen, daß das Weib im Allgemeinen nicht geachtet werde. Die Gattin soll, dem Gesetze gemäß, alles Ansehen genießen, welches dem Manne selbst gebührt [636]), ganz besonders aber müßen wir zu den übrigen alten Schriften der Nation uns wenden, um die zarte und liebevolle Behandlung des Weibes kennen zu lernen. Selbst hier noch scheinen die Aegypter einen Rest des alterthümlichen Indischen Lebens aufzuweisen, denn so sehr sich auch die Nachrichten der Alten, die Monogamie betreffend, widersprechen, und sowohl die vielen Verschnittenen im Nilthale, als der Zwang, daß ein Frauenzimmer baarfuß gehen mußte, bereits einen Abfall von den frühern Sitten verrathen, so scheint doch die Freiheit des Aegyptischen Weibes sowohl dem Herodot als Diodor, im Gegensatze mit andern Nationen, aufzufallen [637]). Die Frauen gingen ungehindert einher, hatten Theil am Cultus und an öffentlichen Angelegenheiten

634) Ebendas. 3, 44. 9, 101.

635) Ebendas. 4, 40. seq.

636) Manu 3, 55. bis 59. 114. 8, 275.

637) Herodot 2, 35. Diodor. 1, 27.

jeder Art, und diese Aussage der Griechen kann durch die Einwürfe des scharfsinnigen Pauw nicht völlig grundlos gemacht werden [638]), wenn sie auch allerdings an den Contrast uns erinnern darf, nach welchem bei Irokesen und andern Völkern die Weiber einen Antheil an Staats- und Kriegsgeschäften hatten, um ihre anderweitig harte Lage etwas zu erleichtern. Bei den alten Indern dagegen wird die völlige Freiheit auffallend, mit welcher das andere Geschlecht auftritt: zu Ayodhya gingen Abends schöngeputzte Jungfrauen in Hainen spazieren [639]); die Weiber besuchen ohne Schleier die Tempel, baden sich in heiligen Strömen, und handthieren auf Straßen und Märkten nach eigener Willkühr; die Audienz bei Königen findet Statt im Beiseyn der Königin und ihrer Dienerinnen; die Gegenwart eines Fremden in Frauengemächern fällt nicht auf; die Töchter nehmen in der Versammlungshalle Theil an den Gesprächen der Männer, und vornehme Frauen reisen ungescheut mit ihrem Gefolge durch das Land [640]). Ja die Behandlung, welche man noch jetzt, besonders unter den Mahratten, den Frauen angedeihen läßt, übertrifft die Sitten des gesammten übrigen Asiens: nie, sagt Crawfurd, hätten die Hindus, welche er kennen gelernt, ihre Weiber von der Gesellschaft mit Männern ausgeschlossen, und reichlich würde diese Freiheit durch ein sittsames und tadelloses Betragen der Frauen vergolten [641]). Das Einsperren der Weiber in den Harem findet sich erst seit der Bekanntschaft mit Mohammedanern [642]), mit ihnen erscheinen auch Verschnittene als Tugendwächter, denn im Mahabharata ist die Mannheitlosigkeit noch ein Fluch und scheint nicht durch die Kunst bewirkt [643]); die Guebern sol-

638) Pauw über China und Aegypten I. S. 39. ff.

639) Râmây. II, 52, 15.

640) Savitrî 2, 1. seq. Theater der Hindus S. 35.

641) Crawfurd sketsches II. p. 51.

642) Wallace Denkwürdigkeiten S. 307.

643) Vergl. Indralokâg. 5, 50.

len einst nur unter der Bedingung Aufnahme in Indien gefunden haben, daß ihre Frauen eben so frei gehalten würden, als die Indischen, und schon das Gesetzbuch sagt es ausdrücklich, daß eine Frau durch Bewachung nicht geschützt werde, sondern durch eigene Tugend [644]). Das Verschleiern ist ebenfalls mohammedanisch; nur in Bengalen ist es allgemein geworden, das Gesicht sorgfältig zu verhüllen; im Drama erscheint der Schleier nur als Sache des Luxus; noch im 17ten Jahrhunderte gingen die Weiber der Rasbuten ohne denselben [645]), und auf den Malediven konnte der Araber Ibn Batuta ihn nicht einmal mit richterlicher Gewalt einführen [646]). Die heutige Indolenz allein verhindert den Hindu eine alten Sitten wieder hervorzurufen, und Heber erhielt, als er auf die Vorzeit aufmerksam machte, zur Antwort, daß es zu spät sey, weil die Weiber erst beßer erzogen werden müßten; vielleicht aber darf man behaupten, daß die sanften Sitten der alten Inder zum Theil mit auf Rechnung einer beßern Behandlung des Weibes zu setzen seyen, welches ja allenthalben den starren Sinn des Mannes durch Milde zu erweichen und zu lenken pflegt. Das Indische Alterthum war in der That gegen die Frauen gefälliger, als selbst Griechenland und Rom es waren, denn hier wurde das Frauenzimmer vom Schauspiele ausgeschloßen, während es in Indien zusehen und sogar in weiblichen Rollen selbst mitspielen durfte. Gerade im Indischen Drama, welches aus dem Leben und nach der Wirklichkeit gebildet ist, offenbart sich erst recht die ungezwungene Lage des andern Geschlechts: hier darf die Jungfrau ungescheut mit ihrem Geliebten und an-

---

644) Manu 9, 12.

645) Mandelsloh Reise S. 12.

646) Kosegarten Ibn Batuta p. 34. Lee übersetzt (p. 179.) the women of the islands of India cover their faces and also their bodies, from the navel downwards: this they all do, even to the wifes of their kings. When J held the office of judge among them J was quite unable to get them covered entirely. Das Letztere würde nicht zum Vorhergehenden stimmen und ist gegen den Zusammenhang.

dern jungen Männern umgehen, nur gehört es zum guten Tone, schweigsam gegen sie zu seyn, welcher Zwang bei Verheiratheten ebenfalls wegfällt [647]). Zarte Rücksicht ist es, wenn die Frau eines Andern niemals zum Gegenstande der dramatischen Intrigue gemacht werden darf [648]); wenn es als Verletzung einer Frau gilt, sie auch nur mit dem Saume des Gewandes zu berühren; wenn bei Dichtern die Asokablume (wörtlich die Schmerzlose) sich öffnet, sobald ein Frauenfuß sie tritt [649]); schonende Achtung ist es, wenn ein Weib niemals hingerichtet werden darf [650]), wenn man selbst mit einer Blume sie nicht schlagen soll, und habe sie hundert Fehler begangen [651]); ja sogar der grausame Birmane, der durch die sanfte Buddhareligion wenig milder geworden, hält hier die altindischen Gesetze, denen er einen Theil seiner Civilisation verdankt, in Ehren und behauptet: das Schwert sey für kein Weib gemacht. Die Frau betrachtet zwar den Gatten als Haupt, daher die eigene Anrede von ihrer Seite mit: Sohn meines Herrn [652]), aber dieses hebt die Achtung, welche sie als Familienmutter genießt, nicht auf, und Stellen des Epos, welche das rührendste Familienleben schildern, finden sich häufig [653]). Der Mann redet seine Gattin mit patnî, Herrin, welches jeder legitimen Frau zukommt, der Vornehme gar mit Devî, Göttin, an [654]); Ehebruch und Verlassen der Gattin gehören zu den Todsünden, und mit den Indischen Schriften stimmen hier sowohl die

647) Theater der Hindus S. 37.

648) Ebendaselbst S. 39. 115.

649) Wilson zum Meghadûta p. 84.

650) Brâhmanavilâpa 2, 29: Abadhyâs striyas, untödtbar sind Frauen.

651) Colebrooke Hindu digest II. p. 209.

652) Manu 9, 32. Sâkuntalâ p. 434. Theater der Hind. S. 192

653) Auszüge sollen unten im 5ten Capitel mitgetheilt werden.

654) Brâhmanav. 2, 34. Râmây. II, 49, 7. 70, 9. Theater S. 337.

Griechen [655]), als selbst noch Neuere; denn Tavernier sagt nach langer Erfahrung: »Wenn sie verheirathet sind, verfälschen sie wunderselten ihren Weibern die Treue, und der Ehebruch ist bei ihnen eine seltene Sache [656]),« und Orme, der beste Geschichtschreiber des neuern Indiens meint: die Frau hege dafür eine Treue und Sorgfalt gegen den Mann, welche der civilisirtesten Nation Ehre machen würde [657]). Wenn daher im Drama die Männer den Hetären nachgehen, so darf hieraus gewiß kein Schluß auf die Allgemeinheit gemacht werden: die Vasantasena im Mrichakati wird ohnehin mit den glänzendsten Vorzügen als eine wahre Aspasia geschildert, und Wilson hat es mit Recht bemerkt, daß hier Vieles auf Rechnung einer mangelhaften Erziehung zu setzen sey, welche man den Mädchen angedeihen ließ. Man stand nämlich in dem Wahne, daß durch Bildung des Weibes Sittenreinheit beeinträchtigt werde, und gegenwärtig ist die Macht der Gewohnheit hierin so groß geworden, daß ein Frauenzimmer sich die schwersten Vorwürfe zuzuziehen glaubt, wenn man erführe, daß sie schreiben und lesen könne [658]), obgleich auch dieses im Alterthume anders ist, da die einfache, von Eremiten erzogene Sakuntala einen Liebesbrief schreibt. Die Tempeldienerinnen dagegen wurden zu allen Zeiten sorgfältig erzogen, sie sollen als Götterjungfrauen (Devadasyas) ihren Geist, Hausfrauen ihr Herz bilden, und gefallsüchtige Weiber suchten in ihre Fußstapfen zu treten. Die Knaben wurden aus allen Casten von der frühesten Jugend an in die Schule geschickt, und auf einer alten Inschrift kommt noch ein Oberaufseher des Schulwesens (mahâkumârâmatya) vor. Jetzt beschränkt sich der Unterricht meist auf Schreiben, Rechnen, Götterlehre und practi-

655) Arrian. Indic. 17. Vergl. Manu 9, 101. Râmây. II. 59, 55. 58.

656) Tavernier Reise II. S. 176.

657) Orme bei Archenholz I. S. 7.

658) Forster Reise I. S. 90.

sche Sprüche aus den alten Schriften [659]); die nackten Knaben sitzen im Sande um ihren Lehrer herum, zeichnen die Buchstaben auf Sand oder Palmblätter, wobei ein Kind es dem andern zeigt, eins das andere überhört, welche Methode des gegenseitigen Unterrichts Dr. Bell von den Indern entlehnte, und zuerst in die Militärschule zu Madras einführte, bis sie, durch Lancaster verbeßert, nach Europa kam. Das sittsame Betragen der Kinder gegen die Lehrer und Eltern heben besonders Paulinus und Papi hervor: die häusliche Zucht derselben ist so strenge, daß sie in Gegenwart des Vaters oder eines Fremden sich nicht niederlassen dürfen [660]); der Erstgeborne hat in Familienangelegenheiten am meisten Ansehen, und er, oder der nächste Anverwandte tritt sogleich nach dem Ableben des Vaters als Erbe ein, wogegen aber eine andere Bestimmung des Gesetzes das väterliche Vermögen bei Lebzeiten der Mutter nicht vertheilt wissen will [661]). Das Mitgebrachte der Frau bleibt während der Ehe unantastbar, selbst wenn der Mann verarmt [662]).

Bedauernswerth aber war von jeher das Loos einer Indischen Wittwe, denn es ist ein so tief eingewurzelter Zug des Indischen Lebens: sie mache sich durch Wiederverheirathung ehrlos, daß selbst rohe Stämme, wie die Bhills, darauf eingegangen sind, und nicht davon weichen. Auch bei den alten Deutschen war die zweite Ehe nicht gerne gesehen [663]), desgleichen bei den Peruanern, deren Wittwen eingezogen leben mußten, ohne sich wieder zu verehelichen [664]): bei den Indern aber war die Hinterbliebene, dem Gesetze nach, völlig verachtet, wenn sie keine Kinder ihrem Manne gegeben

659) S. Theil I. S. 364.

660) Papi Briefe über Indien S. 378.

661) Manu 9, 104.

662) S. Theater der Hindus. S. 151.

663) Tacitus German. 19. Grimm a. a. O. S. 453.

664) Sitten nud Meinungen der Wilden in Amerika I. S. 235.

hatte [665]). Indeßen wurde, selbst wo diese vorhanden, die Wittwe in eine hülflose Lage versetzt; sie führt daher bei Dichtern den Namen Chatrabhangâ, deren Schirm und Schutz gebrochen ist, und im Mahabharata klagt sogar die Frau eines Brahmanen, daß alle Welt ein gattenloses Weib verfolge wie Vögel die am Boden ausgestreute Saat [666]), daß es den Männern keine Sünde sey, mehre Frauen nach einander zu nehmen, wol aber große Sünde den Weibern, des ersten Gatten zu vergessen [667]). Nach dem Manu soll die Wittwe in stetem Andenken an ihren Gatten als Brahmachari und Büßerin eines eingezogenen und strengen Wandels sich befleißigen; sie hat keinen Antheil mehr an der Kindererziehung, und muß nothwendig der schweren Pönitenz, welche besonders die spätern Bestimmungen vorschreiben [668]), erliegen, da sie alles Ansehens, alles Schutzes, alles Schmuckes, und selbst der Haupthaare beraubt wird. Letzteres galt ebenfalls bei den ersten Christen als Symbol der Keuschheit: Synkletia schnitt sich die Haare, als den größten Schmuck (κόσμον) des Weibes, völlig ab; Athanasius verlangt es von den Jungfrauen, und Hieronymus erzählt, daß es in den Syrischen und Aegyptischen Klöstern bei Jungfrauen und Wittwen Sitte sey [669]). Wo nun in alten Zeiten sich in dieser Hinsicht das Indische Leben nicht beßer und freundlicher gestaltete, als die starren Gesetze es fordern, welche, wie oben bemerkt, das Verbrennen der Wittwen durchaus

---

665) Manu 5, 156. seq. 161. vergl. 4, 213.

666) Brâhmanavil. 2, 12.

667) Ebendas. 2, 34: Na chàpadharmas kalyàna bahupatnîkritàm nrinàm:
Strînàm adharmas sumahàn bhartus purvasya langhane.

668) Colebrooke Asiat. Res. IV, p. 206. seq.

669) S. Cotelerius monum. Eccles. Graec. I. p. 203. Athanasius de virginitate p. 1050. Hieronym. Epist. in Sabin.: moris est in Aegypti et Syriae monasteriis, ut tam virgo quam vidua, quae se Deo voverint, crinem monasteriorum matribus offerant desecandum.

nicht kennen [670]), so war es wol kein Wunder, wenn die Frau mit beispielloser Liebe für das Leben ihres Gatten, wie gegenwärtig der Fall ist, besorgt war, da sein Verlust ihr größtes Unglück nach sich zog; kein Wunder, daß sie es späterhin vorzog, mit ihrem Manne zu sterben, bis die Barbarei der Selbstopferung völlig zur Sitte wurde.

Was endlich noch das Verhältniß der dienenden Classe zu ihrer Herrschaft betrifft, so erhellt dieses am besten aus dem Indischen Drama, wo sowohl freie Diener als Leibeigene handelnd auftreten. Die Letztern konnten durch Kauf, Schulden, und schwere Verbrechen erworben werden; gewöhnlich waren es Kriegsgefangene, denen zum Zeichen der Sclaverei das Haar auf eine besondere Weise verschnitten wurde [671]; zuweilen mogte auch der merkwürdige Fall eintreten, daß jemand im Spiel seine eigene Person und Freiheit zum Pfande eingesetzt hatte. Die Kinder der Sclaven gehörten, wie Alles was sie erwarben, dem Herrn [672]), jeder Leibeigene aber konnte frei werden durch die Großmuth seines Herrn oder nach einer bestimmten Zeit des Dienstes, oder endlich durch Lösung von ihm selbst erworben, als von Andern dargebracht [673]). Alsdann trat jeder Sclave in seine respective Caste, auf welche während der Dienstzeit keine Rücksicht genommen war, zurück, und vertauschte den ominösen Namen, den er geführt, mit einem ehrenvolleren: denn von der Namengebung, bei welcher Manu die größte Sorgfalt empfiehlt [674]), hing das Glück eines Menschen ab, und wie die Mohammedaner ihre Sclaven Sbacholchair (guten Morgen), Geràb (Ledersack), u. s. f. benennen, so durfte auch bei den Indern kein Unfreier den Na=

670) S. Theil I. S. 294. Es gab sogar Beispiele, daß vornehme Frauen wieder heiratheten. S. Schlegel Indische Biblioth. I. S. 353.

671) Draupadî 9, 11.

672) Manu 9. 54. Vergl. Exodus 21, 4.

673) Mehre Bestimmungen s. Code of Gentoo Law S. 300.

674) Manu 2, 30. 3, 9.

men eines Freien führen. Die Behandlung der Leibeigenen selbst mußte im höchsten Grade milde und liebevoll seyn, denn sie werden als Glieder der Familie angesehen, erscheinen häufig als Freunde der Herrschaft, und dürfen sich frei ihren Gatten wählen [675]): ein Umstand, der es erklären mag, wie die Griechen so einstimmig behaupten können, daß es durchaus keine Sclaven in Indien gäbe; denn noch gegenwärtig, sagt Ives, fällt dem Hindu nichts unangenehmer auf, als die Härte der Europäer gegen ihre Dienstboten [676]). Sollte demnach auch, wie Wolf meinte, die Sclaverei in Griechenland ein Rest asiatischer Sitten seyn [677]), so darf man eben so frei zu behaupten wagen, daß eine Vergleichung des Sclavenwesens der alten Welt zum Vortheile der Asiaten ausfallen würde. So menschlich im Ganzen der Grieche seine Leibeigenen behandeln mogte, so finden sich doch Beispiele von empörender Härte, die in Asien unerhört seyn würden, wie wenn die Sclaven beim Brodtkneten ein Rad um den Hals gelegt wurde, damit er nichts zum Munde bringe [678]), der armen Heloten Schicksal zu geschweigen. Die Römer hielten sich angekettete Sclaven als Thürhüter [679]), thaten sie in die unterirdischen Ergastula, wo sie mit Schlägen zur Arbeit angetrieben wurden, und setzten die kranken Sclaven anf eine Insel der Tiber aus, oder verkauften die alten und schwachen, wie es selbst der ältere Cato that, um den billigsten Preis, damit sie nicht mehr lästig seyen, während die alten Hebräer ihren ältesten Leibeigenen zum Erben einsetzten, und die Asiaten überhaupt ihnen für das Alter ein kleines Vermögen sicherten. Ich will nur noch hinzufügen, was der genaue Beobachter Burckhard über das Sclavenwesen der Mohammedaner mittheilt, weil man es

675) Theater der Hindus S. 155. 162.

676) Ives Reise 1. S. 86. Rhode a. a. O. II. S. 564.

677) Wolf und Buttmann's Museum I. S. 111.

678) Aristophanes pax 14.

679) S. Ovid. Amores 1, 6.

ganz auf das alte Indien anwenden kann: »Im Osten hat die Sclaverei, außer dem Namen, wenig Schreckliches: männliche Sclaven werden überall fast wie die Kinder der Familie behandelt und immer beßer, als die freien Diener. Als niedrige Handlung wird es betrachtet, einen Sclaven zu verkaufen, nachdem er lange Zeit schon in der Familie gelebt hat. Wenn ein Sclave sich schlecht beträgt, wird er gewöhnlich auf das Land geschickt, um als Arbeiter die Felder seines Herrn zu bebauen. Sclavinnen, die als Mägde in den Familien leben, sind nicht so wohl daran, als Sclaven, weil sie gewöhnlich durch die Eifersucht ihrer Herrinnen vieles erdulden müßen. — In den südlichen Ländern wähnt ein Sclave, der in einer Familie auferzogen ist, höher zu stehen, als alle andern Personen in derselben, außer dem Herrn; er wird zu allen Familienversammlungen zugelassen, darf Handel treiben, für seine eigene Rechnung in jedes Geschäft sich einlassen, und überhaupt thun was er will, wenn er sich nur wie ein kühner Mann benimmt, und im Falle der Noth zur Vertheidigung seines Herrn das Schwert zu führen weiß; er kann sich dann nach Willkühr vergehen und hat keine Strafe zu fürchten [680].« Diese Schilderung Burckhards findet natürlicherweise keine Anwendung auf die Türken, oder die Barbaresken, wol aber, wie gesagt, auf das alte Asien, dessen Sitten die patriarchalischen Beduinen am getreusten festgehalten haben.

§. 10. Als Hauptnahrungsmittel des Inders steht zu allen Zeiten der Reiß obenan, weshalb er auch im Allgemeinen Saat (dhana) genannt und immer vorzugsweise gemeint ist, wo ein Land seiner besondern Fruchtbarkeit wegen gerühmt wird; selbst der Name Reiß (ὄρυζον) heißt nichts anders als Saat, im Persischen rizeh, im Sanskrit richa, denn er wird erst nach Alexander im Westen mit dieser Be-

680) Burckhard Reise durch Arabien und Nubien S. 232. ff.

nennung und zwar zuerst wol bei Theophrast bekannt [681]). Bengalen besonders bringt ihn in mehren jährlichen Ernten und von vorzüglicher Güte, für den besten aber hält man denjenigen, der in der kalten Jahreszeit gereift ist (sâli) [682]). Schon die epischen Gedichte kennen manche Zubereitungsart des Reißes, die wol zum Theil mit demselben nach Europa herüberkamen, wie der dick eingekochte Reißbrey mit Milch, Zucker und Kardamom, Krishara genannt [683]), und andere Gerichte der Art. Jedoch werden auch im Ramayana und späterhin andere Getreidearten, wie paspalum scrobiculatum (koradûsha) als Futterkraut, panicum frumentaceum (syâmaka) und miliacum (anu, vrihibheda) als Brotfrucht, so wie einige Gemüsegattungen benutzt, allerlei Obst genoßen und sogar für künftigen Gebrauch mit Zucker eingemacht: Kuchen, Gebackenes, Zuckerwaaren (ikshûn), Früchtsuppen und mehre complicirte Gerichte, die nicht ohne große Vorbereitung gemacht werden konnten, erwähnt dieses Epos an mehr als einer Stelle [684]). Und hier muß ich abermals einen allgemein verbreiteten Irthum bestreiten, als ob der Inder von jeher der Fleischspeisen sich enthalten und an sein strenges Gesetz sich gebunden habe, welches jedwede Thiertödtung verbietet. Bei Gelegenheit, wo der mächtige Weise Bharadvaja ein köstliches Mahl herzaubert, werden im Râmayana allerlei Leckerbissen aufgezählt, und wir finden hier Wildpret, Pfauen, Fasanen, Hammel- und Schweinefleisch, gebraten an Spießen, oder gekocht mit ihren mannigfachen Brühen, aufgetischt [685]); an einer andern Stelle werden von

681) Theophr. hist. plant. 4, 5: μᾶλλον δὲ σπείρουσι τὸ καλούμενον ὄρυζον:

682) Râmây. I, 5, 24. vergl. Manu 9, 39. Arrian 9. Indic. 17.

683) Râmây. II, 59, 33. vergl. I, 41, 26: Lâja.

684) S. Heeren histor. Werke XII. S. 330.

685) Râmâyana II, 67, 57:
Prataptais paithareschaiva mârgamâyûrataittirais,
Ajaischapi cha vârâhais.

der ganzen Armee des Bharatas alle Arten von Fleischspeisen (mânsâni vividhâni) genoßen [686]), und selbst Ramas mit seiner Gattin bedienen sich, als fromme Einsiedler, des Fleisches ohne alle Scheu [687]). Mehre Fischarten und Wildpret waren niemals verboten, und es gab ganze Distrikte von Küsten- oder Bergländern, welche fast gänzlich auf diese Nahrung angewiesen waren [688]). Gegenwärtig sogar finden sich in Bombay und an andern Orten öffentliche Fleischbänke für die Hindus, in denen, außer Rind, alle Arten von Fleisch, besonders aber Lamm- und Schweinefleisch, feilgehalten werden, auch die frömmsten Brahmanen bedienen sich desselben, und es wird, wie Heber bezeugt, Fleisch in Indien, wie in Europa, gegessen [689]). Das Gesetzbuch selbst kennt getrocknete Fleischspeisen [690]), obgleich es nach der Seelenwanderungs-Theorie den Gebrauch der animalischen Nahrung beschränken will, und daher die Verfügung trifft, daß man allenfalls aus Teig sich Thiere formen und genießen könne [691]): vor allen Dingen aber sey der Genuß des Fleisches eine Todsünde, wenn man nicht zugleich davon opfere, wie es ja auch das levitische Gesetz bestimmt [692]), im Uebrigen würde auch derjenige, welcher täglich Fleisch nach dem Gesetze genieße, d. h. welches der Priester geweiht, keine Sünde begehen [693]). Nach diesen Rücksichten essen selbst die Brahmanen geweihtes Opferfleisch; schon bei Manu findet sich eine eigene Caste von Lederarbei-

686) Râmây. II, 67, 17.

687) Ebendas. Vol. III. p. 336.

688) Theater der Hind. S. 168. 215. 263. Arrian India. 17 Mela 3, 7.

689) Heber journal II. p. 306. 379. und I. p. 7: nothing indeed seems more generally mistaken, than the supposed prohibition of animal food to the Hindoos.

690) Manu 11, 156.

691) Ebendas. 5, 32. 37. 55. vergl. Rhode a. a. O. II. S. 391.

692) Leviticus 17, 1. seq.

693) Manu 5, 27. 30.

tern [694]), und Tausende von Thieren werden geopfert, wozu der Kalikapurana die schriftlichen Belege liefert [695]). Es erklären sich somit die Widersprüche, welche in dieser Beziehung sowohl in den Indischen Schriften, als bei den griechischen Berichterstattern sich finden, zur Genüge: von jeher nämlich enthielten sich die Entsagenden und alle, welche den Ruf einer besondern Heiligkeit zu erwerben trachteten, der zusammengesetzten Speisen und lebten, wie es auch Megasthenes angiebt, von Kräutern und Früchten; eine Stelle des Mahabharata verabscheut den Genuß des Fleisches auf's höchste [696]). Die Bewohner des Penjab sind daher den hierarchischen Schriften so verächtlich, weil sie weniger an die Priestervorschriften sich banden [697]); im Drama muß der Einsiedler unverzüglich entfernt werden, wenn er, auch nur durch Unvorsichtigkeit, im heiligen Bezirke ein Thier getödtet hatte [698]), und besonders die Buddhareligion war es, welche die Schonung gegen Thiere, worin noch die Jainas sie überbieten, auf die Spitze stellten [699]). Solche Inder mogten es seyn, welche, nach Alexandrien gekommen, nur von Reiß und Waßer leben wollten [700]), und darum läßt auch Palladius seinen Dandamis auf folgende Weise zu den Europäern sprechen: »ihr tödtet die Thiere, ziehet ihre Hüllen an, traget innerlich ihr Fleisch, und seyd demnach die wandernden Gräber gemordeter Thiere [701]).« Aelian will behaupten, daß die Inder das Schwein, dem Menschen-

694) Ebendas. 10, 36. vergl. lederne Schläuche 2, 99.

695) Asiat. Res. V. p. 371. VII. p. 271. VIII. p. 495. vergl. Manu 3, 124. 268.

696) Indralokâgam 2, 6.

697) Lassen de Pentapot. Indic. p. 63. seq.

698) Theater der Hindus S. 372.

699) Ebendaselbst S. 232. S. Theil I. S. 355.

700) Photius p. 340. Edit. Bekker.

701) Palladius de Brachm. p. 43. Ueber den Contrast der Orphiker mit griech. Sitten vergl. Euripides Hippolyt. 948. seq.

fleische gleich, verabscheuten [702]), obgleich er an einer andern Stelle dem Ktesias nacherzählt, daß es durchaus keine Säue in Indien gäbe [703]). Beides ist unrichtig, und das Thier sowohl hier, wie in China, seines zarten Fleisches wegen allgemein beliebt, besonders, wenn es wild lebt und von aromatischen Kräutern sich nährt [704]). Bei den alten Arabern dagegen [705]) und den Aegyptern war es auf's äußerste verhaßt: wol nicht etwa seiner Gefräßigkeit wegen, und weil es die Leichen anfreße, oder gar, weil es zur Zeit des Neumondes sich begatte [706]), sondern weil es, widerlich und unrein von Gestalt, einen Abscheu erregte. Der Aegyptische Priester durfte dasselbe nicht einmal berühren [707]), aber auch hier standen die Nilanwohner mit ihrer Religion kaum auf heimischem Boden, da sie Schweine opferten, ja im Nothfall dieselben aus Mehl backen und darbringen durften [708]), während doch überall nur solche Thiere den Göttern bestimmt werden, welche man selbst zu essen pflegt.

Das Mahl des alten Inders war fast homerisch, weil jeder Einzelne sein Tischchen vor sich hatte, wie es noch die Griechen antrafen [709]), und wofür man von den Mohammedanern die Sitte des Niederkauerns angenommen hat. Im Reiche des Musikanus hielt man die Mahlzeit, der Gastfreiheit wegen, öffentlich, wie bei den Lacedämoniern [710]); im

702) Aelian. Hist. Anim. 16, 37.

703) Ebendas. 3, 3, dem Ktesias folgt Aristoteles Hist. Anim. 8, 27, fügt aber hinzu: Κτησίας, ὢν ἀξιόπιστος.

704) S. Meiners philosophische Schriften I. S. 202.

705) Herodot 5, 2. vergl. Gesenius zu Jesaias 65, 4.

706) Aelian. a. a. O. 10, 16. Porphyrius de abstinentia ab esu an. 4, 7. Die Caraiben enthielten sich des Schweines, um, wie sie sagten, nicht eben so kleine Augen zu bekommen: Sitten der Wilden II. S. 10.

707) Herodot 2, 37. 78. Plinius 8, 2.

708) Herodot 2, 47. Vergl. Schmidt de sacerdot. p. 232. 285.

709) Athenaeus Deipnos. 4, 39: ἐν τῷ δείπνῳ παραίθεσθαι ἑκάστῳ τράπεζαν.

710) Strabo p. 1027.

Uebrigen soll auch jeder Hausvater täglich von seinen Speisen an Hülfsbedürftige abgeben, die sich deshalb zur Essenszeit einfinden. Eigener Köche männlichen Geschlechts, Sûpakârâs (Suppenmacher) genannt, erwähnt der Ramayana am Hofe des Fürsten [711]). Das gewöhnliche Getränk war, wie noch gegenwärtig, Reißwaßer, oder Milch und Waßer [712]), denn alles Gegohrne war vom Gesetze auf das strengste verboten. Allein es tritt hier derselbe Fall ein, wie bei den Fleischspeisen, und in dem Verbote selbst liegt eine Bekanntschaft mit berauschenden Getränken, die der Inder aus allen möglichen Substanzen durch Destilliren (parisru) zu bereiten weiß, ohne sich viel an Manus Vorschriften zu binden. Die hauptsächlichsten Getränke, welche durch Gährung oder Destillation gewonnen wurden, möchten etwa folgende seyn: zuerst eine Art Obstwein (maireya), wie ihn gleichfalls die Alten bereiteten [713]); der Indische Cyder jedoch wurde noch durch Zucker und Blumensäfte verdickt [714]), besonders mit Phyllanthus Emblica (dhatrî), Grislea tomentosa (dhatakâ), und andern mehr, nach welchen dann der Liqueur den Namen erhielt, z. B. Kâdambara, wenn der Saft des Kadamba hinzugethan worden [715]). Mit Recht verboten war der Daturaliquor, welchen die Diebe an die Speisen der zu Plündernden mischen, weil er einen mehrstündigen, betäubenden Wahnsinn hervorbringt [716]). Der Name Dämonenwein (rakshasurâ, bei Kosmas ῥογχόσθρα) [717]) begreift mehre trinkbare Baumsäfte, kommt aber eigentlich der außer-

711) Râmây. II, 63, 3.

712) Heut zu Tage trinkt man, vielleicht den Chinesen nachahmend, häufig einen Aufguß als Thee von Andropagon Schönanthus (bhûstrinam, mâlatrinakam) aus dessen Blättern ebenfalls ein wohlschmeckendes Oel gepreßt wird.

713) Plinius 14, 16.

414) Râmâyana I, 41, 26.

715) Manu 11, 95.

716) S. Garcia ab Horto aromata Indica p. 241.

717) Kosmas Indicopl. p. 336.

ordentlich wohlschmeckenden Flüssigkeit der Cocospalme zu, welche durch Einschneiden der Blumenkolbe gewonnen wird. Erst nach der Gährung erhält dieser Palmwein berauschende Kraft, und giebt dann, mit Reiß destillirt, den Rak, aus obigem Rakscha so benannt, den wir erst im 16ten Jahrhunderte durch Vermittelung der Araber kennen lernten [718]. Die Brahmanen nennen ihn Paria-Arrak, weil sie desselben sich enthalten sollen. Verboten wird ebenfalls in den ältesten Schriften der Rum (roma, eigentlich Waßer); im Mahabharata Dhânâgaudâsava, Getränk aus Reiß und Zucker, genannt, weil das Zuckerrohr den Haupt-Bestandtheil desselben ausmacht [719], allein schon zu Alexanders Zeit wurde der Rum in solcher Quantität erzielt, daß man die Elephanten damit zu berauschen pflegte [720]. Bekannt ist, wie der Inder den Rum durch Waßer, Thee, Zucker und Citronen zu mildern gewohnt war, und diese fünf Elemente pancha (fünf) benannte, woher unser Punsch den Ursprung hat. Das Zuckerrohr selbst (ikshus, pundras, rasâlas, kângarakas) wurde gekaut, und so ist zu verstehen, wenn Aelian von den Indern berichtet, daß sie Rohr genößen [721], oder wenn eine Episode des Ramayana dasselbe unter andern Leckereien aufzählt:

Zucker, Honig und Reiß gab sie, nebst Maireya und Wein zugleich,
Und Getränke, die sehr schmackhaft, und Speisen mannigfacher Art;
Was gesaugt, was gekaut wird auch, gab sie, Bergen gleich aufgehäuft.

---

718) Die Belege s. in den Abhandlung. der Königl. deutschen Gesellschaft. Garcia a. a. O. p. 124. und Clusius ebendas. p. 28. nennen ihn mit arabischem Artikel Orraqua.

719) Manu a. a. O. Lassen de Pentapot. Indic. p. 64.

720) Strabo p. 477. 488. Aelian. Hist. Anim. 13, 8.

721) Aelian. Var. hist. 3, 39.

Süße Früchte, so wie Kuchen, Töpfe dann angefüllt mit Milch,
Schmackhaftes verschied'ner Weis' von den sechs Arten des Geschmacks,
Schüsseln, wohl angefüllt ferner mit Zuckersaft, zu Tausenden [722]).

Ein anderer Trank war der Gerstenwein (yavasurâ), das eigentliche Bier, der Zythos der Aegypter, die cerevisia der alten Gallier. Daß man aus Honig ein Getränk bereitete, läßt sich fast aus der obigen Stelle des Epos vermuthen, zudem hat sich der sanskritische Name des Honigs (madhu) in dem Meth der Nordischen Völker noch erhalten. Surâ endlich an sich ist der wirkliche Traubenwein, auch varâsavam, das beste Getränk, genannt [723]). Mit Unrecht nämlich will Heeren den Traubenwein im alten Indien als eingeführt betrachten, da das Land den Weinstock nicht hervorbringe, oder es sey überall vom Palmenweine die Rede [724]). Schon Theophrast kennt Weinreben in den Gebirgsgegenden Indiens [725]); mehre Alten bei den Oxydrakern, Musikanern und Assakanern [726]); in Golkonda und andern südlichen Provinzen gedeiht der Weinstock vortrefflich, und vor Alters wurde hier Wein gekeltert. Nach dem Thevenot wachsen Trauben in Surate, die man aber verwildern und nicht zur Reife kommen läßt; der Ramayana erwähnt wahrscheinlich eines Weinberges (madhuvana) [727]), und das Sanskrit hat für Trauben mehre Namen (rasâ, drâkshâ). Die Griechen reden an einigen Stellen ausdrück-

722) S. Bopp Conjugationssystem S. 168.

723) Râmây. I, 41, 26. II. 67, 15.

724) Heeren histor. Werke XII. S. 351.

725) Theophr. Hist. plant. 4, 5: ἡ γὰρ ὀρεινὴ καὶ ἄμπελον ἔχει καὶ ἔλαιον.

726) Strabo p. 1008. 1017. Solinus cap. 52. p. 79. Salmas.

727) Râmây. 1, 3, 87.

lich vom Traubenwein [728]), und Chares von Mitylene, dessen verlornes Tagebuch von dem Feldzuge Alexanders wir, nach den Fragmenten zu urtheilen, sehr zu beklagen haben, weiß es sogar, daß in Indien die Sonne als Weingott Suradevas heiße, den auch die Indische Mythe recht wohl kennt [729]). Nur darin kommen Alle überein, daß die Priester sich des Weines enthielten, oder ihn höchstens nur bei Opfern tranken [730]); der König durfte niemals sich berauschen, bei den alten Persern etwa nur am Geburtstage des Mithras [731]), und Marco Polo erzählt vollkommen richtig, daß Weintrinker nicht als Zeugen vor Gericht angenommen würden [732]), so wenig man auch damals, wie im Alterthume, nach dem Gesetze sich richten mogte. Im Ramayana trinken die Helden süßen Wein bis zum Rausche; Destillirer von Liqueuren folgen dem Heere, und die ganze Armee wird bei einem Mahle so trunken, daß sie Elephanten und Lastthiere nicht unterscheiden kann [733]); zudem schreiben Chares und Curtius den Indern Liebe zum Weine zu [734]), und in dem Namen des Weines: Surâ, Göttertrank, oder devasrishta, von Göttern geschaffen, liegt sein Lob genugsam angedeutet. Manu belegt den Genuß aller geistigen Getränke mit den härtesten Strafen [735]), und die Ursache war wol keine andere, als weil die rohen Urstämme

---

728) Arrian. de Exped. Alex. 7, 5. 14. 9. (rother Wein) Ktesias Indic. 29. und daselbst Bähr.

729) Athenaeus Deipn. I, 48; ὅτι παρ' Ἰνδοῖς τιμᾶται δαίμων, ὃς καλεῖται Σοϱουάδειος, welches durch οἰνοποιός erklärt wird.

730) Strabo p. 487. 490. Clemens Alex. p. 538. Potter.

731) Athenaeus 10, 11. nach Ktesias, vergl. Cap. 45.

732) Marco Polo 3, 20. 22.

733) Râmây. I, 9, 42. II, 64, 11. 67, 46.

734) Athenaeus 10, 49. Curtius 8, 9: vinum, cujus omnibus Indis largus est usus.

735) Manu 11, 91.

des Landes zu sehr dem Trunke fröhnen mogten [736]: eine Erscheinung, welche sogar bei den wildesten Nationen sich findet, daß sie Mittel und Wege kennen, um den Geist in eine künstliche Exaltation zu versetzen, und wäre es auch nur durch den Rauch des Hanfes, oder dergleichen narkotischer Kräuter [737]. Die Weinverbote anderer Völker, der Chinesen, Aegypter, Mohammedaner, und der alten Römer sind bekannt genug; bei Letztern war der Wein hauptsächlich den Weibern, und zwar so strenge untersagt, daß mehre Frauen wegen Uebertretung mit Tode bestraft seyn sollen, und der ernste Cato sogar den Verwandtenkuß daher erklären will, damit man bei dieser Gelegenheit den Weingeruch spüren möge [738]: allenthalben hatte das Verbot dieselbe Wirkung, daß der Weinstock vernachläßigt wurde und schädliche Surrogate an die Stelle traten.

§. 11. Die Kleidung des alten Inders bestand meist aus baumwollenen Gewändern, wie es auch die Alten einstimmig bezeugen [739], oder aus Leinwand, besonders in den Indusgegenden, welche an Lein ausgezeichnet reich waren [740]. Sie war im Allgemeinen höchst einfach, und glich in Zuschnitt und Gebrauch so sehr der Altaegyptischen Tracht, daß noch die jetzige Bekleidung des Inders auf den Monumenten am

---

736) **Indralok.** 5, 13. **Sundas** 4, 14. vergl. **Kaempfer** Amoenitates p. 647. seq., und von den Parias **Grellmann** über die Zigeuner S. 46. 329.

737) Die erste Spur des Rauchens findet sich unstreitig nach Pomponius Mela (2, 2.) bei den Thraziern und Scythen, welche ein Kraut auf Feuer warfen und den Rauch einsogen, wie der Inder den Hanf. S. **Garcia** aromata Indica. p. 242.

738) **Plinius** 14, 13. **Alex. ab Alexandro** 3, 11. Ueber den Abscheu der Aegypter gegen den Wein, den sie erst spät kennen lernten, s. Theil I. S. 144.

739) **Herodot** 7, 65. **Strabo** p. 477. **Arrian.** Indic. 16.

740) **Philostratus** vit. Apollon. 2, 9. kshauma, Seide, ist vielleicht noch bei Manu (2, 41) Leinen, jedoch wird der Hanf (sana) davon geschieden.

Nil sich wieder erkennen läßt [741]). Bei einem feinmußlinenen, bis auf die Knie, oder bei Vornehmen bis an die Knöchel, reichenden Untergewande wurde nur noch eine baumwollene Toga (Uttarîya, Oberkleid) über die linke Schulter geworfen und unter der rechten zugebunden; sie war außerdem noch durch einen reichverzierten Gürtel (dâman, rasanâdâman) festgehalten, und sowohl dem männlichen als weiblichen Geschlechte eigen [742]); der Name des Besitzers fand sich in einer Ecke der Toga gestickt [743]). Im Ramayana gehen fürstliche Personen in Seide gekleidet (kshaumavâsavas), und weiche seidene Gewänder, Juwelen, wollene Kleider und Pelzwaaren gehören sowohl zur Ausstattung der Sita, als zu den Geschenken, welche Bharatas von seinem Großvater im Penjab erhält [744]). Schaafwolle und Pelze, welche die priesterliche Reinheit so sehr verabscheut, daß der Brahmane, wie der Aegyptische Priester sie um keinen Preis getragen hätte [745]), dürfen in den freien epischen Gedichten so wenig auffallen, als die Schuhe von weißem Leder (λευκοῦ δέρματος), welche die Griechen bei vornehmen Indern antrafen [746]). Die priesterlichen Kleider von Asbest, die von Plinius und Andern in Indien namhaft gemacht werden [747]), kann ich nach Indischen Werken nicht beglaubigen, da die Ausdrücke für die verschiedenartigen Stoffe sich kaum bestimmen lassen; wol aber das Büßergewand von Baumrinde

---

741) Burr Asiat. Res. VIII. p. 87: a vast resemblance exists in the dresses with those at present worn in India.

742) Râmây. II, 66, 11. Curtius 8, 9: corpora usque pedes carbaso velant; soleis pedes, capita linteis vinciunt; brachia quoque et lacertos auro colunt.

743) Theater der Hindus. S. 232.

744) Râmây. I, 61, 3: Kambalâjinaratnâni dukûlâni mriddûni cha
Nânârâgâni vâsânsi subhânyâbharanâni cha.
vergl. I, 63, 13. II. 54, 19.

745) Bei Palladius (de Brachm. p. 32.) sagt ein Inder: wirf von dir die Schaafskleidung und hülle dich nicht in eine todte Haut.

746) Arrian. Indic. 16.

747) S. Stephan Byzant. s. v. Βραχμᾶνες.

(valkala), von welchem schon Herodot gehört hatte [748]). Bei vornehmen Frauenzimmern ist auch von Purpurgewändern, mit Perlen besetzt, die Rede [749]), und überhaupt in den höheren Ständen der Luxus ausnehmend groß. Als Fußbekleidung kommen neben den Schuhen (pâduke), die bei dem gemeinen Manne aus Bast, oder Schilf geflochten waren, besondere Sandalen (upânah, subligaculum) vor, und es scheint, als ob sie besonders den Frauen und Vornehmen eigen gewesen, weil jeder Mahlzeit das Fußwaschen voranging [750]). Außerdem waren die Fußzehen sichtbar, und wurden, wie die Fingernägel, mit rothem Sandelholze oder Lakka geröthet, weshalb es einmal von der wälder-durchwandernden Sita heißt, daß ihre Füße, auch ohne Färbung, eine rothe Farbe erhalten [751]); in Hinterindien herrscht gegenwärtig die chinesische Sitte, die Nägel zum Zeichen der vornehmen Geburt lang wachsen zu lassen. Wesentlich waren noch Arm- und Knöchelspangen von Golde, Schildpatt, oder Elfenbein mit kleinen Glocken (nûpura, kinkini), welche bei jedem Schritte des Mädchens klingelten [752]), Sie werden bei der Trauer um einen Anverwandten zertrümmert, und daher besonders war zu allen Zeiten das Elfenbein in Indien so gesucht, daß selbst noch von Aethiopien aus Ladungen hingesandt wurden. Beide Geschlechter trugen überdieß Ohrringe von kostbaren Steinen [753]); in Ayodhya, sagt der Ramayana, war keiner ohne Ohrgehenk (akundalî), keiner ohne Kranz (amukutî), ohne Halskette (asragvî), ohne Wohlgerüche (atileyanî), und keiner ohne kostbare Gewänder (achâ-

748) Râmày. I, 2, 8 Sundas 1, 8. Herodot. 3, 106.

749) Theater der Hindus S. 334.

750) Râmây. II, 67, 61. Draupadi 4, 14. Theater der Hind. S. 168.

751) Râmây. II, 47, 18.

752) Râmây. I, 9, 17. Arjun. Himmelsr. 5, 12. Theater der Hindus S. 101.

753) Arrian. Indic. 16. Curtius 8, 9. Von den Aegyptern: Winkelmann's Werke III. S. 101. und daselbst Fea.

rupâvrittas) [754]). Wohlriechende Salben waren sehr beliebt, und noch der neuere Inder würde, wie Garcia versichert, sich eher die Speise versagen, als den Gebrauch des Parfümirens; die Oele wurden aus verschiedenen duftenden Pflanzen, woran das Land so reich ist, gewonnen, und häufig bestanden die Abgaben und Geschenke der ärmern Classe einzig und allein aus Blumen, womit zugleich die Zimmer der Vornehmen ausgestreut waren [755]). Die Männer pflegten viele Sorgfalt auf den Bart zu wenden, denselben zu färben und zu salben [756]), wie es zu Zeiten auch mit dem Haupthaare geschehen mogte, welches jedoch das männliche Geschlecht am gewöhnlichsten mit einer Binde von Mußlin zusammenhielt. Die Weiber dagegen suchten im Haare den größten Schmuck, parfümirten es mit wohlriechendem Oele, und ließen eine lange Flechte, mit Perlen und Edelsteinen geziert, von der Schulter herabwallen [757]). Jungfrauen waren daran kenntlich, daß sie die Haare in einen Knoten auf der Stirne zusammenbanden, die Buhlerinnen dagegen, daß sie mehre Locken um den Nacken flattern ließen, oder dieselben kräuselten und mit Blumen durchflochten [758]). Im Schmerze löste auch die ehrbare Frau ihr Haar und ließ es in einer langen Flechte los herabhängen, woher es zu verstehen ist, wenn die ihres Königes beraubte Stadt Ayodhya die Stadt mit Einer Flechte (ekavenîdharâ nagarî) genannt wird [759]), oder wenn erotische Dichter von Frauen reden, deren Locken über

---

754) Râmâyana I, 6, 8. Edit. Schleg.

755) Garcia ab Horto a. a. O. p. 210.

756) Strabo p. 481 (1024). Arrian. Ind. 16. Lucan. Pharsal. 8, 238:

Et qui tingentes croceo medicamine crinem,
Fluxa coloratis adstringunt carbasa gemmis.

Auf den Bart, und schwerlich auf den Fächer, bezieht sich auch wol Indralokâg. 2, 17.

757) Nalus 5, 4.

758) Indralokâgam. 5, 6: mridukunchitadîrghena kusumotkaradhârinâ kesahastena.

759) Râmây. II, 76, 29. vergl. Sakuntalâ p. 523.

die blasse Wange herabwalle [760]). Häufig wird auch das gelockte Haare mit dem Jasmingeringel verglichen, etwa wie Homer die Haare ὑακινθίνῳ ἄνθει ὁμοίας nennt, welche nichts destoweniger immer schwarze (μελαίνας) sind; jedoch scheint aus diesem Bilde der Mißverstand bei den Alten, wenn sie nicht aus eigener Ansicht reden, gekommen zu seyn, daß die Inder sich das Haar crocusfärben und blau bemalt hätten, wie noch selbst Wilson den Ausdruck yûthikâsavalakesî unrichtig durch goldhaarig übersetzt [761]). Nirgend mehr hat wohl eine Nation größeren Hang, alles Schöne mit duftenden Blumen und Pflanzen zu vergleichen, oder sich mit denselben zu schmücken, als die Indische: ganze Verse in den Gedichten sind mit wohllautenden Pflanzennamen angefüllt, unter denen am häufigsten Champaka, Madhavi, Mallika, oder die Jasmingattungen Kunda und Yuthika vorkommen [762]); bei jeder Feierlichkeit werden die Städte mit Kränzen und Guirlanden behangen, die Straßen mit Blumenblättern bestreut, und lebende Pflanzen in Töpfen ausgestellt [763]); ja selbst die ärmste Frau muß ihre Haare, in Ermangelung der Perlen und des sonstigen Schmuckes, mit Blumen durchflechten, wozu es eigene Kranzflechter (mâlakâràs) in Menge gab und noch giebt [764]). Der Schleier ist zur Zeit der dramatischen Poesie bekannt, gehört aber nur zum Schmucke der Vornehmen, wurde von Hetären und Frauen niedrer Stände nicht getragen, und scheint nur bei den verheiratheten Damen üblich, die denselben ohne Anstand zurückschlagen [765]). Die Brustwarzen pflegte man mit wohl-

760) Z. B. Chaurapanchàsika Vers 4. 12. und öfter.

761) Theater der Hindus S. 357. vergl. Salmasius ad Solinum p. 977. 1223.

762) Brahmavaivartapur. 1, 50. Edit. Stenzler.

763) Râmây. I, 63, 59, Nalus 25, 6.

764) Nalus 2, 11. Philostratus vit. Apollon. 1, 12. Wilson zum Meghadùta p. 33.

765) Theater der Hindus S. 278.

riechendem Sandelholze zu röthen [766]), oder auch duftende Essenzen im Busen zu tragen, etwa wie hebräische Mädchen Myrrhenbüschel zwischen die Brüste legten; die Brauen endlich wurden, wie die Augenlieder, mit Spießglanz (Sindhûra), oder sonstiger Augenschwärze (ânjanîs) gefärbt, damit die Winkel der Brauen verlängert scheinen und das Auge um so lebhafter glänzen möge [767]). Ein unentbehrliches Stück des vornehmen, wie des geringen Inders ist schon im Alterthume eine Büchse mit Betel zum Kauen; der Hauptbestandtheil desselben ist das Blatt einer Pfefferart (Tâmbûlì, piper betle) [768]), welche besonders in den malabarischen und malaiischen Berggegenden häufig vorkommt, und deren aromatische Blätter unter dem Namen Malabathrum (d. i. Malaya-patra, **Blatt von Malabar**, folium Indicum, weshalb noch Garcia betre schreibt) ebenfalls von den Römern pfundweise mit 80 Thalern oder 300 Denar erstanden wurden [769]). Um den Betel zu bereiten, wickelt man in diese Blätter die feingeschnittne Frucht der Arekapalme (Areka katechu) und die Körner von Cardamom (prithvìkâ, Alpinia Cardamomum), mit etwas Kampfer von Borneo, worauf zuletzt noch die Rollen mit Kalk macerirt werden. Das Kauen des Betels soll den Magen stärken, den Kopfschmerz vertreiben und das Zahnfleisch erweichen; es färbt Zähne und Lippen roth, läßt aber, wenn man eine Zeitlang sich desselben enthalten, eine schmutzige Farbe zurück: weiße Zähne daher sind dem jüngern Scholiasten eines erotischen Gedichtes, welches die Zähne einer Schönen dem Jasmin vergleicht, so ungewöhnlich, daß er hinzufügt: sie versage sich aus Schmerz den Betel, woher die Weiße komme [770]).

---

766) **Indralokàg** 5, 8.

767) **Hitopadesa** p. 74. Edit. Schleg.

768) S. **Roxbourgh** flora Indica I. p. 160. **Garcia ab Horto** aromata Indic. p. 55. 93.

769) **Weber** elegische Dichter der Hellenen S. 778.

770) **Ghatakarparam** Vers 1.

Mehre Gegenstände zur Toilette einer Indischen Dame macht noch der Ramayana namhaft, unter andern: Sonnen- und Regenschirme (chatra, jalatra) [771]), Haarkämme (kankatân), wie auch besondere Bartkämme (kûrchân) für Männer erwähnt werden; ferner Spiegel (darpanâni), weiße Fächer und Fliegenwedel (svetachâmara) aus dem Schweife des tibetanischen Stieres (bos gruniens); sodann bunte Brusttücher und Corsette (marmatrânâni chitrâni) und nicht einmal die weißen Zahnstocher aus weichem Holze durften hier fehlen [772]). In einem Purana erscheinen die Hofnymphen der himmlischen Radha um die Gebieterin mit Chamaras in den Händen; einige halten die feinen Gewänder, andere den Betel, noch andere schöne Kränze, wohlriechende Waßer, Kräuter und Salben; einige Lotosblumen, andere Spießglanz, Aloe, Sandel, Crocus (kunkuma) und Moschus (kastûrî) [773]); einige halten Kämme und Vasen, andere duftende Oele (sugandhitaila), und noch andere Flöten und Cithern [774]). Jene obenerwähnte Corsette trägt das Indische Frauenzimmer gegenwärtig mehr nach englischem Schnitte, mit einem weißen Mußlinröckchen, feinem Schleier, gefärbten Schuhen und Kasmirschawl; auch mohammedanische Trachten haben Eingang gefunden, jedoch ist hin und wieder noch die alte herkömmliche Toga üblich.

Zu den Belustigungen des vornehmen Inders gehörte ganz besonders die Jagd [775]): ein Erbtheil, wie es scheint, des kräftigen Hochländers, daher sie, mit dem Ackerbau unverträglich, von den Priestern beschränkt wird; denn unter den zehn Lastern, welche der Ramayana nicht weiter auf-

771) Vergl. Arrian. Indic. 16.

772) Râmây. II, 67, 60. seq.

773) Das Wort erscheint bereits im Ramayana, lautet im Arabischen Kastàriuñ, und ist sicherlich nicht dem Griech. κάςωρ nachgebildet; vielmehr scheint dieses den Hellenen ein Fremdling.

774) Brahmavaivartapuràna 1, 54. 2, 48.

775) Draupadî 1, 4.

zählt, ist nach den Commentatoren die Tanzlust, Spielsucht, und vor allem die Jagd inbegriffen [776]). Und in der That, wofern wir in den jetzigen Elephantenjagden auf Ceylan, oder in den Tigerhetzen mit Elephanten auf dem Festlande noch ein Bild des alten Verfahrens vermuthen dürfen, obgleich das Feuergewehr das gefährliche Spiel vereinfacht haben mag, so konnte allerdings die Jagdlust eines Fürsten dem Lande gefährlicher werden, als mancher Krieg. Baldäus, Valentyn, Thunberg und Cordiner beschreiben als Augenzeugen diese Treibhetzen, bei welchen mehre Tausend Jäger das Holz umzingeln, um das Wild einzuengen; zu einer Elephantenjagd gehören etwa 3000 Mann, welche an zwei Monat lang mit Feuerbränden, Musik und Geräusch einen großen Wald einschließen, den Kreis immer enger ziehen und den Elephantenrudel in einen massiven Holzbau treiben, aus welchem sie vereinzelt durch gezähmte Elephanten abgeführt werden. Die stärksten dieser Thiere wurden zur Löwen- und Tigerhetze abgerichtet, zu letzterer selbst gezähmte Leoparden, zu der kleinern Jagd aber entweder Falken, auf welche schon Ktesias hindeutet [777]), oder ungeheure Hunde, wie sie besonders im Penjab vorkamen. Solche »tigerkräftige, bissige, große Hunde« schenkte der Fürst des Indusgebiets dem Bharatas [778]), und wir werden dabei an den schönen Jagdhund des Alexander erinnert, den er in jener Gegend für hundert Minen gekauft hatte [779]). Seitdem reden fast alle Alten von diesen Thieren, die, nach dem Aristoteles, von einer Hündin und einem Tiger entsprossen waren [780]); sie

776) Râmâyana II, 72, 99.

777) Ktesias Indic. 11. vergl. Bochart Hierozoicon II, 2, 19.

778) Râmây. II, 54, 20: vyâgravîryabalopamân danshtrâyudhân mahâkâyân sunas.

779) Die Sage, daß er zu seinem Andenken eine Stadt gegründet (Plutarch. Alex. 61. Pollux. Onomast. 5, 5), entspann sich aus dem Namen des Hundes Περίτα, im Sanskr. parîta, umgeben von einer Stadt, aber sobann auch stark contumax, wie viparîta.

780) Aristot. Hist. Anim. 8, 27.

pflegten ihre Beute nicht loszulassen, selbst wenn man ihnen ein Bein abhieb [781]), und daher waren sie in jenen Zeiten ein sehr gesuchter Handelsartikel. Die Babylonier bezogen ihre, wahrscheinlich abgerichteten Jagdhunde, sämmtlich aus Indien, und Herodot berichtet, wie sogar ein persischer Satrap als großer Jagdliebhaber vier Ortschaften zur Fütterung seiner Hunde bestimmt und abgabenfrei gelassen habe [782]).

Eine andere, aber streng verbotene Zeitverkürzung ist das Würfel- und Hazardspiel [783]), welches nichts destoweniger eifrig betrieben zu seyn scheint. Im Drama kommen eigene Spielhäuser vor, deren Unternehmer gewiße Procente vom Gewinne erhalten, und der Beschreibung nach zu urtheilen, war es eine Art rouge et noir [784]). »Das Spiel,« sagt hier Dardurakas, »ist dem Spieler ein Reich ohne Thron; er denkt niemals an Niederlage, und erhebt Tribut von Allen. Freigebig giebt er wieder aus, was er einnimmt. Er erfreut sich der Einkünfte eines Fürsten, und zählt den Reichen zu seinem Diener. Geld, Frau, Freunde, Alles kann am Spieltische gewonnen werden. Alles wird gewonnen, Alles wird verloren, Alles wird besessen durch das Spiel. Laß mich sehen; die Drei (treta) nahm Alles fort, die Zwei (pâvara) setzte mich in Aengsten, das As (nardita) brachte die Sache in Ordnung, und die Vier (kata) spielte das Garaus.« Die Kunstausdrücke sollen nicht mehr, wie Wilson bemerkt, bei den jetzigen Hindus vorkommen; daß man aber häufig durch falsches Spiel täuschen mogte, verräth noch das Sanskrit in dem Worte kitavas für Betrüger, wörtlich: wie viel setzest Du? denn jeder Spieler konnte die beliebige Summe auf eine Abtheilung des Tisches aussetzen, sein ganzes Eigenthum, sogar Eltern, Weib und Kind, oder

781) Aelian. Hist. Anim. 4, 19. 8, 1. und daselbst Schneider.

782) Herodot 1, 192. Ktesias Indic. 5. Heeren histor. Werke XII S. 213.

783) Manu 4, 74. 7, 47. 50. 9, 221. Nalus 7, 9.

784) Theater der Hindus S. 123. 126. ff.

sich selbst verpfänden, und Leibeigenschaft war, wie bei den alten Germanen [785]), das Loos des Verspielenden. Es gründet sich auf diese Spielwuth, die bei den Wilden Nordamerica's Analogien findet und dem Inder aus der Urzeit ankleben mogte, die ganze Erzählung des Nalus, den ein böser Dämon zum Spiele verführt hatte. Das Schachspiel ist ebenfalls sehr beliebt und nicht gesetzlich verboten, weil es von festen Regeln und Scharfsinn, von keiner Willkühr geleitet wird. Von eigentlichen Volksspielen fehlen bis jetzt Nachweisungen; Tanz und Musik, öffentliche Dramen, Pantomimen und die Kunststücke der Taschenspieler ergötzen schon im Alterthume das Volk, wenn es in den öffentlichen Gärten, Hainen (udyâna) und blühenden Alleen (pushpitâgrâs sâlâs) lustwandelt, oder Familienweise unter den Gallerien seiner Wohnungen sich versammelt. Seiltänzer und Gaukler kennt bereits der Ramayana [786]), und als Alexander seine Vermählung in Persien feierte, erheiterten diese Indischen Thaumaturgen die Hochzeitgäste [787]).

§. 12. Obwol nun das ganze irdische Leben dem ernsten Inder, wie den Asiaten überhaupt, nur als eine Pilgerfahrt erscheint, oder als eine Caravansera, womit es Aegypter und Hebräer so schön vergleichen [788]), so findet er doch keinesweges auf dieser Wanderschaft ein Ziel für den unsterblichen Geist, der hier, wie in einer Prüfungsschule, sich läutern soll, bis er den hinfälligen Körper wie ein abgetragenes Kleid abstreift:

---

785) Tacitus Germania 24: Aleam, quod mirere, sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, quum omnia defecerunt, extremo ac novissimo jactu de libertate et de corpore contendant. Victus voluntariam servitutem adit.

786) Râmây. I, 15, 92.

787) Aelian. Var. Hist. 8, 7: ἐκ τῆς Ἰνδικῆς θαυματοποιοὶ διαπρέποντες. Vergl. Juvenal. 6, 582.

788) Diodor. Sic. 1, 51. Psalm 119, 54. 39, 13.

Denn wie das zerriß'ne Gewand verlassend,
In neues nun wieder der Mensch sich hüllt:
So tauschet den irdischen Leib hienieden,
Wenn abgenutzt, immer von Neuem der Geist [789]).

Aus diesem Grunde finden wir bei den alten Indern nirgends jene sehnlichen Wünsche nach einem langen und glücklichen Erdenleben ausgesprochen, wie sie bei solchen Nationen häufig sind, denen die Hoffnung auf Geistesfortdauer noch nicht zum klaren Bewußtseyn gekommen: vielmehr finden sich stete Klagen über die drückende Körperfessel, welche der Geist zu brechen sich sehnt; und da der orthodoxe Inder sich niemals den Zweifel des hebräischen Skeptikers aufwirft, ob auch der Geist nach oben gehe, so wird es ebenfalls begreiflich, daß ihm das Grab als keine ewige Wohnung erscheinen könne. Daher die geringe Sorgfalt für seine Leichen, während es der letzte Wunsch des sterbenden Hebräers war, auf eine anständige Art beigesetzt und zu seinen Vätern versammelt zu werden. Der Inder baut dem verachteten Körper keine Felsengruft, und setzt ihm, wie es schon Megasthenes anmerkt, keinen Denkstein, weil er durch Gesänge die Seinigen im Gedächtniße zu erhalten strebt [790]). Die Todtenbestattung selbst hängt durchaus von den verschiedenen Secten und deren Gebräuchen ab, und ich glaube die endlosen und nichts sagenden Ceremonien hier um so ruhiger übergehen zu dürfen, als sie im Alterthume nicht vorkommen, sondern nach Willkühr ersonnen scheinen, um die verschiedenen Casten durch

789) S. Theil I. S. 175. Hier die wohlklingenden Verse der Bhagavadgita (2, 22):

Vàsènsi jìrnàni yathà vihàya.
Navàni grihnàti naro' paràni:
Tathà sarìràni vihàya jìrnàny
Anyàni sanyàti navàni dehî.

790) Arrian. Indic. 10: *Μνημεῖα ὅτι Ἰνδοὶ τοῖς τελευτήσασιν οὐ ποιοῦσιν, ἀλλὰ τὰς ἀρετὰς γὰρ τῶν ἀνδρῶν ἱκανὰς ἐς μνήμην τίθενται τοῖσιν ἀποθανοῦσι, καὶ τὰς ᾠδὰς αἳ αὐτοῖσιν ἐπᾴδονται.*

ein bestimmtes Ritual immer mehr zu trennen: wie wenn der Leichnam eines Brahmanen aus dem westlichen Stadtthore gebracht werden soll, der eines Kshatriyas aus dem nördlichen, eines Vaisyas aus dem östlichen, und der eines Sudras aus dem südlichen [791]; anderer Vorschriften zu geschweigen, deren Bedeutung durchaus nicht abzusehen ist. Da aber alle Secten Indiens entweder von den Sivaiten, oder Vishnuiten ausgingen, so folgen sie auch sämmtlich bei ihren Leichenbestattungen den religiösen Ansichten dieser beiden Hauptpartheien, indem sie mit den rohen Sivaiten ihre Todten begraben, aussetzen, oder in das Waßer werfen, mit den Vishnuiten sie verbrennen. Dieses Verfahren rührt, wie bereits angemerkt wurde, von der Scheu her, welche alle Naturreligionen vor der Beflecktung der reinen Elemente zeigen, und aus demselben Grunde wurden bei den nördlichen Völkern America's nur die Helden, welche im Kriege gefallen, bei den Apalachiten in Florida nur die Priester verbrannt, und sodann die gepülverten Knochen in den Trank gemischt, weil das Feuer, als lebendes Ebenbild der Sonne, durch gewöhnliche Körper nicht verunreinigt werden durfte [792]. Bei den Karthagern und andern alten Völkern sind dieselben Grundsätze von Münter und Böttiger mit Recht anerkannt worden [793]; die Phönizier verbrannten ihre Todten, von ihnen nahmen es die Hebräer bei Fürsten und Vornehmen eine Zeitlang an, ohne es zur Sitte werden zu lassen, und der Talmud betrachtet das Verfahren geradezu als heidnischen Gebrauch [794]. Von den alten Persern haben

---

791) Asiat. Research. VII. p. 241.

792) Sitten der Wilden I. S. 430. 993. III. S. 445. Der besonnene Sammler dieser Nachrichten denkt (I. S. 390) sehr wohl an die Hochachtung der Amerikaner gegen das Feuer, wenn bei so verschiedenen Völkerschaften keine einzige vorkomme, die ausschließlich ihre Todten verbrenne.

793) Münter Religion der Karthager S. 84. Böttiger Andeutungen zu einer Kunstmythologie S. 33.

794) Vergl. 1 Samuel. 31, 11. Amos 6, 10. Jerem. 34, 5. Michaelis im Hamburg. Magazin XXIV. S. 410. ff.

wir bestimmte Nachrichten, daß sie es für frevelhaft gehalten, den Leichnam mit Feuer zu zerstören [795]), und Darius schickte sogar Gesandte nach Karthago, um die Todtenverbrennung zu verbieten [796]). Noch gegenwärtig pflegen bekanntlich die Parsen, damit kein Element verunreinigt werde, ihre Todten auf einem hohen Gerüste den Raubvögeln zur Beute zu überlassen; schon Herodot wußte es, daß kein Leichnam beigesetzt werde, bevor ihn Vogel und Hund zerrissen, [797]), und wenn Xenophon den sterbenden Cyrus sagen läßt, daß er begraben seyn wolle [798]), so ist dieses eine Nachläßigkeit des Schriftstellers: nach Andern wurde die Leiche des Cyrus auf einem Thurme gefunden [799]); der griechische Präfect des Alexander in Baktrien wäre fast abgesetzt, weil er den Gebrauch des Aussetzens verhindern wollte [800]), und noch bei Procopius wird jemand in Persien zum Tode verurtheilt, weil er seine Frau begraben hatte [801]).

Nach diesen religiösen Rücksichten erklären sich nun auch die verschiedenen Gebräuche des alten und zum Theil des neuen Indiens. Der milde Vishnudienst hat, wie oben aus einander gesetzt, allenthalben die Oberhand, und der größte Theil der Sanskritliteratur gehört den Vishnuiten an, daher in den epischen Gedichten durchaus, so wie in den meisten alten Schriften, nur das Verbrennen vorkommt. Der Sterbende wird mit dem heiligen Wasser des Ganges besprengt, die Leiche sodann in Leinwand, oder bei Vornehmen in Seide,

---

795) Diog. Laert. prooem. 6: ἀνόσιον ἡγεῖσθαι πυρὶ θάπτειν. Vergl. Herod. 3, 16.

796) Justin. Hist. 19, 1: Legati a Dario, Persarum rege, Charthaginem venerunt, afferentes edictum, quo poeni — — mortuorum corpora terra obruere potius, quam cremare, a rege jubebantur.

797) Herodot 1, 140. vergl. Strabo p. 505.

798) Xenophon Cyrop. 8, 7.

799) Arrian. de Expedit. Alex. 6, 29.

800) Porphyrius de abst. 4, 21. Hieronym. contr. Jovin. I. p. 53.

801) Procopius bell. pers. 1, 7.

gehüllt [802]), und unter Absingen von Hymnen und Gebeten auf die Brandstätte getragen, wobei die Angehörigen Weihrauch auf den Scheiterhaufen streuen. Der Friedhof selbst war umzäunt, und scheint höchstens nur mit Kränzen geschmückt gewesen zu seyn [803]). Die einfachen Todtengesänge, für welche noch jetzt der Dorfpoet zu sorgen hat, und die Klagelieder der fürstlichen Barden besangen die Thaten, und schilderten lobend oder tadelnd seinen ganzen Lebenswandel, worauf sich unstreitig auch die Stelle bei dem römischen Juristen Alexander bezieht: daß in Indien der Lebenswandel des Heimgegangenen an der Thüre seiner Wohnung öffentlich von dem Magistrate beschrieben werde, damit seine Tugenden und Fehler offenbar würden [804]). Dieses wäre eine Art von Todtengericht, wie es bei den Aegyptern uns erzählt und von Einigen wol zu voreilig geläugnet, von Andern zu hoch erhoben ist [805]). — Die Secte der Sivaiten dagegen zeigt wenig Pietät gegen ihre Verstorbenen, die am gewöhnlichsten begraben, oder den Raubthieren zur Beute gelassen, häufig auch in den Ganges geworfen werden; und auf diese Rohheiten bezieht sich die Nachricht, welche ebenfalls der Gesandte des Seleucus mittheilt: daß man die Leichen den Raubthieren vorzuwerfen pflege [806]). Die Buddhisten und Jainas, welche sowohl den Sivaiten als Vishnuiten entgegen seyn wollen, verbrennen ihre Todten und streuen dann erst die Asche in das Wasser, oder begraben diese mit Ausnahme einiger Gebeine, welche in Monumenten aufbewahrt werden [807]); oder sie setzen, nach persischer Sitte, die

802) Râmây. II, 60, 98.

803) Draupadî 6, 21.

804) Alex ab Alexandro Gen. Dier. 3, 7.

805) Diodor. I, 91. Plutarch de ser. num. vind. 13. Josephus Arch. 13, 23.

806) Strabo p. 491. Vergl. Papi Briefe über Indien S. 383.

807) Asiat. Research. IX. p. 252. Hamilton in Transactions II. p. 46.

Leichen aus, wie es bei den Kalmücken, in Tibet und selbst auf der Insel Bali geschieht [808]). Endlich aber muß ich noch eines auffallenden Gebrauches der Buddhisten erwähnen, den man mit Unrecht als einen Hauptbeweis hat aufstellen wollen, daß Aegypten auf jene Indische Religionsform eingewirkt habe, nämlich den des Mumisirens. Carey war Zeuge, wie die Birmanenpriester völlig auf Aegyptische Weise balsamirt wurden: man nahm die Eingeweide aus dem Körper, den man mit Specereien anfüllte und zunächst, um die Luft abzuhalten, mit einer Wachshülle umgab. Darauf wurden die Arme auf der Brust zurecht gelegt, der Leichnam mit Binden umwickelt, mit Gummi überstrichen, mit Flittergold überzogen, und nach einem Jahre erst verbrannt, worauf sodann die Gebeine unter pyramidenartigen Gebäuden aufbewahrt wurden [809]). Auf diese Weise werden in Tibet die Lamen und selbst vornehme Laien balsamirt [810]); häufiger noch zu Marco Polo's, als in der jetzigen Zeit [811]), und daher kann Lucian von den Indern so allgemein sagen, daß sie eine Glasur über ihre Todten gössen (ὑάλῳ περιχρίει), oder Herodot von den Babyloniern, Persern und Skythen, worunter hier eben die nördlichen Buddhisten gemeint scheinen, berichten, daß sie den Körper mit Wachs überzögen [812]). Dieses Wachs, eine Art Bergasphalt [813]), führt im Persischen den Namen Mûm, woher seit dem dreizehnten Jahrhunderte erst die Aegyptischen Mumien benannt sind: denn Aegypten mußte, dem Diodor zufolge, von jeher dieses balsamische Bergwachs von außenher zum Behufe seiner Mumien

808) Asiat. Res. XIII. p. 137. Bergmann Nomadische Streifereien III. S. 154.

809) Asiat. Res. XII. p. 187.

810) Georgi Alphabetum Tibetan. p. 444. Turner's Reise S. 230. Meiners Geschichte der Religionen S. 166.

811) Marco Polo 1, 36.

812) Herodot I, 140. 4, 71. Lucian de luctu c. 21.

813) Am besten wird die persische Mumia beschrieben von Kämpfer Amoen. Exotic. p. 516. seq.

beziehen [814]), und nur Aethiopien lieferte zu der bekanntlich sehr abweichenden Glasurung seiner Leichen [815]) das Bergsalz (sal fossile) [816]), welches an der Luft sich verhärtete, in hinreichender Menge. Es scheint den Aegyptern sogar an einem heimischen Namen für ihre Mumien gefehlt zu haben: sie nannten dieselben Gabar [817]), und vergebens suchen Lacroze und Scholtz im Koptischen dafür eine Etymologie [818]), denn es ist das hebräische kabar, beigesetzt, (compositus): ja es läßt sich auch aus sonstigen Gründen behaupten, daß im Nilthale das Mumisiren erst mit der Zeit zugenommen, zumal da die meisten Cadaver in den Catacomben der sandigen Ebene gefunden und nach Thebais hinauf seltener werden. Fast alle Aegyptischen Mumien, welche für die ältesten gehalten werden, haben baumwollene Bandagen, und die Baumwolle fand erst nach Amasis den Weg nach Aegypten [819]); auf Mumien mit Leinwand findet man mitunter Griechische Inschriften [820]), und daß die Sitte des Balsamirens mit Sicherheit bis in das vierte Jahrhundert, da der heilige Antonius (356) mumisirt wurde, wahrscheinlich aber bis in das sechste fortgedauert, haben Bingham, Walch und Andere zur Genüge nachgewiesen [821]). So eigenthümlich also das Institut des Mumisirens bei den Aegyptern auf den ersten Blick scheint, so war es doch keineswegs

814) Diodorus Sicul. 19, 99.

815) Herodot 3, 24. Diodor. Sic. 2, 15. und das. Wesseling.

816) S. Ludolf Histor. Aethiop. I, 7.

817) Augustin. sermo 120, 12: Aegyptii soli credunt resurrectionem mortuorum. Morem enim habent siccare corpora et quasi aenea reddere. Gabbharas ea vocant.

818) Lacroze Thes. Epistol. III. 173. Scholtz im Repertorium XIII. S. 6. denkt an Oùabare, sancte custoditum.

819) Voß mythol. Briefe III. S. 305.

820) Winkelmann's Werke I. S. 117. III S. 71. VII. S. 34.

821) Bingham Antiq. Eccles. 23, 4. Walch de mumiis Christianis in Comm. Soc. Goett. IV. St. Croix Examen critique sur Alex. p. 510. 858. Anmerk. zu Winkelmann III. S. 312. u. f. w.

hier allein gebräuchlich, sondern fand sich erstaunlich weit verbreitet: die Guanchen auf den Canarischen Inseln, die Peruaner und die Apachaliten in Florida bewahrten ihre Todten durch Mumisirung [822]; auf Otahaiti wurde völlig die Aegyptische Procedur angewandt, und selbst der Taricheute, der den Körper mit wohlriechenden Oelen salbte, für unrein gehalten [823]; noch jetzt mumisiren die wilden Neuseeländer künstlicher, als es jemals die Aegypter gethan [824]: und somit fällt jedwede Absicht und Weisheit der alten Nilanwohner, wie bei so vielen andern ihrer Einrichtungen, bedeutend herab. Die Seelenwanderung konnte hier, wie es Servius [825]) und viele Neuere angenommen haben, durchaus nicht in Betracht kommen, da kaum ein Drittheil der ganzen Nation einbalsamirt wurde [826]), weil man die Seele niemals in den alten Körper zurückerwartete und diesen ohnehin zu gewaltsam verstümmelte, denn Blumenbach fand nicht sowohl die Glieder der Mumien häufig zerbrochen, sondern selbst einen Stock in der Rückenmark-Höhle, um dem Körper eine gerade Haltung zu geben [827]). Noch weniger wird man die Hypothese des Pauw, welche ohnlängst wieder von Pariset hervorgesucht wurde, vertheidigen können, daß die Mumisirung aus polizeilichen Gründen vorgenommen worden, um die Luft rein zu erhalten [828]): unzählige Leichname wurden in den Nil geworfen, so wie die Eingeweide jeder Leiche ohne Ausnahme [829]); von heiligen Thieren finden sich nur

822) Sitten der Wilden I. S. 100. 112. 496.

823) Sitten der Wilden II. S. 251. Stäudlin Magazin für Kirchengeschichte. I. S. 59. II. S. 269.

824) S. Malten Bibliothek der neuesten Erdkunde III. S. 22.

825) Servius zu Virgil. Aen. 3, 68: Aegyptii periti sapientia, condita diutius reservant cadavera: scilicet, ut anima multo tempore perduret et corpori sit obnoxia nec cito ad alios transeat.

826) Münter Religion der Carthager S. 141. (2te Ausgabe).

827) Blumenbach im Gött. Magaz. I. S. 132. vergl. Herodot. 2, 85.

828) Pauw über China und Aegypten I. S. 110.

829) Porphyrius de abstinentia 4, 10.

wenig Mumien, und die alten Aegypter achteten die Reinheit der Luft so gering, daß selbst ihre Küchen durch heimliche Gemächer verpestet wurden, worüber noch Petronius spöttelt. Kurz, möge auch späterhin die Mystik manche tiefe Idee in der Mumisirung gefunden haben, so ging sie doch sicherlich hier, wie allenthalben, von der natürlichen Liebe zu den Abgeschiedenen und von dem Bestreben aus, diese noch lange vor Augen zu haben: am wenigsten dürfen wir also aus diesen Gebräuchen eine Verwandschaft der Völker herleiten wollen.

Fünftes Capitel.

Literatur und Kunst.

§. 1. Bevor wir nun zu dem letzten und wichtigsten Abschnitte des Indischen Alterthums uns wenden, möge auch hier das offene Bekenntniß, welches unserer gesammten Darstellung an die Spitze treten mußte, ganz besonders zu denjenigen Umrißen uns hinüberleiten, in denen es von der künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeit der Nation sich handelt, damit sie gerechte Würdigung erhalten. Es ist dieses die, keineswegs niederschlagende, sondern zu neuen Hoffnungen berechtigende Bemerkung, daß wir erst an der Schwelle der altindischen Literatur uns befinden, und daß diese nur seit wenigen Jahren uns ihre Schätze von weitem zeigt, allein auch jeden unserer Schritte noch hemmt, welcher voreilig in das kaum geöffnete Heiligthum eindringen mögte [830]). In quantitativer Hinsicht kann die Literatur des alten Indiens unstreitig mit der classischen wetteifern, selbst gegenwärtig noch, nachdem die Mohammedaner es sich angelegen seyn lassen, so viele Sanskritschriften zu verbrennen, als sie deren habhaft werden konnten. Es ist schon früher darauf hingedeutet worden, wie selbst die Religion den Inder nach wissenschaftlicher Ausbildung zu ringen verpflichte; in den Veden kommen sogar Gebete um Weisheit vor [831]), und

830) S. die Einleitung zu Othm. Frank's Vyasa, einer Schrift, deren Fortsetzung sehr zu wünschen wäre.

831) Asiat. Res. VIII. p. 433.

häufig finden sich Stellen in den alten Schriften, welche Einsicht und Gelehrsamkeit erheben: denn der kurze Augenblick, der hier uns zu weilen vergönnt sey, werde von den Weisen erst Leben genannt, wenn er angewendet werde, um Kenntniß und Ruhm zu erlangen [832]. Unter allen Gütern sey Gelehrsamkeit das höchste Gut, es sey unschätzbar, und könne weder geraubt werden, noch verloren gehen; Waffenkunde und Gelehrsamkeit seyen beide gleich berühmt, aber wo die erste im Alter thöricht werde, da sey die zweite in jedem Alter ehrwürdig [833]. Da sich aber, wie ebenfalls bei der Religion des Volkes bemerkt wurde, die Wissenschaften fast sämmtlich auf die Vedas stützen und von diesen abhängig gedacht werden, so ist begreiflich, wie jedwede Schrift des Alterthums, wenn sie auch nur im Allgemeinen jenem Grundsatze sich anschmiegen mogte, als heilig und unverletzlich der Nachwelt überliefert werden mußte, und wie Bibliotheken anzulegen, gewissermaßen zu den Religionspflichten gehörte. Die Mongholen fanden dergleichen bei ihren Einfällen in Indien fast in jedem Tempel: Schah Firuz ließ sich von 1300 Bänden, welche man in einer Pagode antraf, nur zwei, über Astronomie und Philosophie, übersetzen, die übrigen aber vernichten [834]; Maffei rühmt die Menge von Schriften in Indien [835]; im Jahre 1668 sah noch Bernier eine ganze Halle zu Benares mit Büchern angefüllt [836], von denen gegenwärtig nichts mehr verlautet, und bei der Einnahme von Seringapatna fielen den Britten 2000 Bände Indischer Schriften in die Hände, denn die alte Sanskritliteratur ist über das ganze Land in gleicher Menge verbreitet. Die brit-

832) Hitopadesa p. 46. Edit. Lond.

833) Ebendas. im Prooemium.

834) Dow Geschichte von Hindostan I. S. 405.

835) Maffei hist. Indica p. 24: Multos habent suarum superstitionum libros, magno labore studioque conscriptos, qui nonnihil ad veteris Graeciae fabulas et auguralem Hetruriae disciplinam videntur accedere.

836) Bernier voyage II. p. 143.

tischen Museen allein besitzen, nach sichern Nachrichten, einen so ansehnlichen Vorrath von Handschriften, daß kaum das Lebensalter eines Gelehrten hinreichen würde, einen Catalog davon zu fertigen, und wie vielseitig diese Literatur erwartet werden darf, geht schon aus der kostbaren Sammlung hervor, welche Colebrooke mit Kenntniß und Auswahl in Indien selbst veranstaltet hatte und im Jahre 1816 nach London brachte. Es befinden sich unter diesen Sanskritwerken allein 211 über die Vedas und deren Scholiasten, 149 über die Vedantaphilosophie, 100 über Dialectik und Logik; 239 Werke mit heiliger, 200 mit profaner Poesie, besonders Lyrik und Dramatik; ferner 57 medicinischen, 67 mathematischen und astronomischen, 251 juridischen, 61 lexicalischen und 136 grammatischen Inhalts [837]). Das Wenige, welches bis jetzt von dieser unermeßlichen Literatur bekannt, oder gedruckt worden, darf kaum in Anschlag gebracht werden [838]), und dennoch muß dieses Wenige vor der Hand unser Urtheil leiten; jedoch kann dieses mit Sicherheit bereits dahin sich entscheiden, daß uns hier die Literatur eines hochcultivirten Volkes der Vorzeit sich eröffne, welche, wenn auch nicht so reich an Ergebnißen, als die classische, jedenfalls eine bedeutende Lücke in der Geschichte des menschlichen Geistes zu füllen verspricht.

Das gesammte Wissen (vidyâ) zerfällt nach einheimischen Classificationen in achtzehn Haupttheile. An der Spitze stehen die vier Vedas, mit ihren zahlreichen Commentaren und Erläuterungsschriften; sodann folgen vier Upavedas oder Unterveden, welche nur noch in Auszügen und schwachen Nachahmungen vorhanden seyn sollen [839]), diese aber behandeln folgende Gegenstände: der erste, mit Namen Gândharva, begreift alle Schriften über Musik und Tanzkunst; der zweite

---

837) Frank Vyasa S. 2.

838) A. W. von Schlegel über den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie, in der Indischen Bibliothek I. Heft 1. und Adelung Literatur des Sanskrit.

839) Asiat. Res. XIV. p. 43.

Ayush genannt, alle Werke über Medicin, Chirurgie, Botanik, Mineralogie u. s. w.; der dritte, Dhanurvidyâ, lehrt die Anfertigung und den Gebrauch der Waffen, so wie Alles, was zum Kriege gehört; der vierte endlich, Sthâpatya genannt, breitet sich aus über mechanische Künste und Gewerbe, deren 64 aufgezählt werden. Zu jenen acht Classen kommen ferner sechs Vedângâ's oder Glieder der Veda's, nämlich Vyâkarana, die Grammatik des Sanskrit; Sikshâ, über Betonung und Aussprache der Vocale; Chanda oder Prosodie; Nirukta, über die Bedeutung schwieriger Wörter und Phrasen der Veden; Kalpa, über verschiedene religiöse Gebräuche und Ceremonien, und Jyotish, über Astronomie. An diese Anga's schließen sich endlich noch die vier sogenannten Upânga's oder untergeordneten Glieder, bestehend aus dem Gesetzcorpus (Smriti) mit seinen unzähligen Digesten, aus den Schriften über die beiden, vorzugsweise orthodoxen Hauptschulen der Philosophie, nämlich Nyaya und Mimansa, und endlich aus den religiösen Epopöen und Puranas. Die letztern, achtzehn an der Zahl, und, wie aus einem ungefähren Ueberschlage geschlossen worden, mehr als 800,000 Doppelverse enthaltend, sind Compilationen mythologischen und historischen Inhalt's und bewahren vielleicht nur die Trümmer von untergegangenen, größern Werken [840]). Meist haben sie von gewißen Gottheiten, denen sie vorzugsweise geweiht sind, ihren Namen, wie der Kalikapurana, weil er die Mythen und den Dienst der Kali enthält; die geographischen und geschichtlichen Notizen jedoch, welche in ihnen sich finden mögen, sind mit unzähligen Mythen und wilden Allegorien durchflochten; der Styl ist schwülstig, mit expletiven Partikeln überladen, und strebt vergebens, die alten und einfachen epischen Gedichte nachzuahmen. Das Alter eines jeden Purana wird sich in Zukunft am besten ermitteln lassen durch ihren historisch-genealogischen Abschnitt, Bhavisyat oder Zukunft betitelt, denn hier wer-

840) S. Theil I. S. 178.

den in der Form von Weissagungen die Schicksale der Monarchen bis zu einem bestimmten Fürsten mitgetheilt: niemals aber gehen diese Vorhersagungen und Stammregister, grade wie bei den Weissagungen anderer alten Völker, über den Zeitpunkt der Abfassung hinaus. Erschienen sind von den Puranas nur einzelne Sectionen, wie aus dem Markhandeyapurana zu Kalkutta, der Abschnitt **Durgâmahâtmyam**, auch **Chandikâ** und **Devimahâtmyam**, Größe der Göttin, betitelt, welcher den Sieg der Durga über den abgefallenen Dämonen schildert; zu Berlin ein Fragment aus dem Brahmavaivartapurana, die Geschichte des Krishna betreffend [841]), der Uebersetzungen, welche hie und da von andern Auszügen gegeben, zu geschweigen [842]).

Alle diese genannten Schriften werden unter dem Namen **Sâstra**, Richtschnur, Gesetz, begriffen, und schon sie bilden eine so unabsehbare Literatur, wie sie kein Volk des Morgenlandes darbietet; allein eben so reich noch ist der zweite Kreis von Indischen Geistesprodukten, der alle profanen Schriften, und die dramatische und lyrische Poesie in sich faßt. Er wird schon dadurch anziehender, weil er ganz den niedern Ständen überlassen blieb und so der Vervollkommnung fähiger war, während die eigentlich wissenschaftlichen Kenntniße des Volkes in Bücher niedergelegt sind, welche ausschließlich zu den heiligen gezählt werden. Denn wenn man gleich mit Schlegel sagen kann: es sey ein schöner Zug der Indischen Religion, daß sie auch der strengen Wissenschaft, wie unter andern der Grammatik, weil sie für inspirirt gehalten wurde, einen so ausgezeichneten Platz im Heiligthume einräume [843]), so darf doch auf der andern Seite auch behauptet werden,

---

841) **Brahma-Vaivarta-Purâni specimen, edid. A. F. Stenzler, Berol. 1829.** Aus diesem Purana ist auch die: Einsiedeley des Kandu von **Chezy (Iourn. Asiat. 1822.)** und Schlegel Ind. Bibl. I. S. 257.

842) Dahin gehören besonders die Proben, welche der gelehrte **Burnouf** im **Journal Asiat.** mitgetheilt. Die Literatur der Puranas s. bei Adelung a. a. O. S. 139. ff.

843) Indische Biblioth. I. S. 355.

daß eben die ernste Wissenschaft durch religiöses Ansehen nothwendigerweise beschränkt und in ihrem Fortgange gehindert werden mußte. Auch hat der Erfolg dieses vollkommen bestätigt: die Mittelklassen haben statt des Manus eine populäre und weit schönere Ethik, das Nitisastra, sich geschaffen; sie haben, statt der Puranas und der, wenn auch einfachen, dennoch flachen und trübsinnigen, epischen Gedichte, das weite Feld des anziehenden und blühenden Drama bearbeitet und sind häufig, unbekümmert um die religiösen Vorschriften, welche die empirischen Wissenschaften in ihrer Kindheit gelassen, über diese hinausgegangen, während sie die speculativen Disciplinen der Religion überlassen haben. Auf diese Weise sehen wir wenigstens die Astronomie über den alten Kalender der Veda's, den Jyotish, hinausgehen und zur wirklichen Wissenschaft werden, aber auch sogleich wieder von der Religion in Anspruch genommen, weil sie dieser gefährlich zu werden schien. Dürfen wir demnach jener Indischen Eintheilung der Wissenschaften, die sich im Grunde erst bei einem jüngern Schriftsteller findet und eine große Willkühr zeigt, nur irgend Gültigkeit beilegen, so scheint es in der That, als ob bei dem wachsenden Priesteransehen manches sogenannt profane Geistesprodukt späterhin das Loos gehabt habe, in den Kreis der heiligen Schriften gezogen zu werden, damit die Volksbildung sich nicht überhebe, sondern in den gehörigen priesterlichen Schranken verbleibe. Nicht unwichtig ist hiebei die Sage, daß die eigentlichen Upaveda's verloren seyen: die vielen Schriften über Tonkunst, Naturwissenschaften und mechanische Künste, welche gegenwärtig an die Stelle derselben treten, werden demgemäß als Nachahmungen, oder gewissermaßen als profan betrachtet, und es dürfte von großem Interesse seyn, wenn gerade diese Werke genauer untersucht würden. Da dieses bis jetzt nicht geschehen, so müßen Vermuthungen und Andeutungen aus den bekannten Schriften häufig, statt der gründlichen Untersuchungen, genügen, und daher können unsere Bemerkungen über die schönen Künste des alten Indiens nur dürftig ausfallen. Wir folgen hier am

besten der Indischen Classification selbst, ohne uns jedoch völlig an dieselbe zu binden, zuvor aber drängt sich noch eine Bemerkung auf, die bei einer vorurtheilsfreien Untersuchung auf diesem Gebiete nicht ohne Nachdruck seyn mögte. Wo irgend eine alte Nation, welche bis dahin unbekannt und abgesondert für sich dagestanden, durch fremde Entdecker aus dem Dunkel hervorgezogen wird, da geschieht es fast immer, daß ihre etwaigen Künste und Bildungsanstalten um so mehr erhoben werden, je geringer die Erwartung gewesen, welche man von den vermeintlichen Barbaren gehegt hatte: man legt den Maaßstab der eigenen Cultur an diese fremden Erzeugniße und Staunen oder Ueberschätzung tritt ein, wenn sie die Probe aushalten, oder wol gar scheinbare Vorzüge sich zeigen. In diesem Falle befanden sich die Begleiter Alexanders, als ihnen die Sitten und Einrichtungen der Inder, ihre nach weisen Gesetzen geregelte Verfaßung und ganz vorzüglich die geistige Thätigkeit der Nation in Künsten und Wissenschaften einigermaßen bekannt geworden. Sie begannen die Brahmanen neben den, als weise bekannten, Aegyptern zu erheben und dieses allerdings mit einiger Unpartheilichkeit, weil die damalige Zeit es erheischte, vor Allem die Weisheit desjenigen Landes zu behaupten, aus deren Born man selbst geschöpft zu haben wähnte. Zwar will es den Anschein gewinnen, als ob der Starkmuth und die Todesverachtung der Inder jene pythagoräischen und stoischen Gleichgesinnten mehr, als alle reellen Kenntniße angezogen [844]), und endlich sogar zu der irrigen Voraussetzung, daß Pythagoras seine Grundsätze aus dem fernen Indien geholt, hingeleitet habe; oder, als ob die philosophischen Zwiegespräche, welche den Gymnosophisten in den Mund gelegt werden, obwol sie im Grunde mehr griechische Sophistik, als Indische verrathen [845]), mit dem Namen der Weisheit belegt worden seyen: so liegt

844) Vergl. die Rede des Eleazar bey Josephus de bell. Iud. 7, 8.

845) S. Plutarch. Alex. 64. Clemens Alex. p. 355. Edit. Potter.

doch immer in diesen Lobsprüchen der Alten eine gewiße Achtung gegen Indien ausgesprochen, die wir besonders zu ehren und zu würdigen haben, wenn sie von der intellektuellen Bildung des Indischen Volkes, welche so glänzend in seinen alten Schriften sich abspiegelt, überall gerechtfertigt wird.

§. 2. Was zuförderst die heitern Musenkünste, Musik und Tanz betrifft, so bewährt sich gleich hier die obige Bemerkung, insofern die Zeugniße der Alten mit den Sanskritschriften Hand in Hand gehen, um die rege Theilnahme für dieselben bei den alten Indern zu bekräftigen, wenn gleich die priesterlichen Gesetze mit einer gewißen Verachtung auf Spielleute, Sänger und Histrionen herabblicken, wie es merkwürdigerweise bei den Völkern germanischer Abkunft, mit ihren harten Gesetzen gegen Skalden und Minstrels, ebenfalls der Fall war [846]). Musik ging, wie die Griechen erzählen, den Karavanen voran, um die Elephanten zu lenken und zu besänftigen [847]), und es gab, nach dem Urtheile der Macedonier, keine Nation, welche so sehr die Tonkunst liebte, als eben die Indische [848]). Der glänzende Cultus mogte zunächst dazu auffordern, denn wie innig sie mit der Religion verbunden war, erhellt schon daraus, daß der **Gândharva**, oder derjenige Upaveda, welcher vorzugsweise der Tonkunst gewidmet ist, unter den Schriften dieser Classe allen übrigen vorangeht, und die epischen Gedichte bestätigen diese Vermuthung vollkommen. Sarasvati ist die freundliche Göttin der Harmonie, und Rambha, die Nymphe der Tanzkunst, deren Tochter; beide ordnen den fröhlichen Reihentanz der Tonnymphen allenthalben an, wo Götter und Menschen ihrer Gunst sich erfreuen, und keine Mythe spielt im Indischen Olymp, ohne daß die himmlischen Gandhar-

846) S. Kopp Bilder und Schriften der Vorzeit I. S. 106.

847) Arrian Indic. 14.

848) Arrian de Exped. Alex. 6, 3.

ven und Apsarasen die Götter mit Gesang (gâna), Instrumentalmusik (vâdya) und Tänzen (nritya), welche davon unzertrennlich waren, ergötzen, oder auch die Sterblichen in diesen Künsten unterrichten [849]). Gewiße Hauptmelodien, drei und zwanzig, oder sechs und dreißig an der Zahl, welche als Nymphen gedacht und unter dem Namen der Râgamâlâs (gemüthsbewegende) bildlich dargestellt wurden, waren mit ihren besondern Tonarten an bestimmte Tage und Jahreszeiten gebunden, und mußten bei religiösen Umgängen, oder an den Festtagen der Götter den Charakter derselben aussprechen [850]), etwa wie es Platon von den Aegyptern berichtet, daß sie ihre einfachen Gesänge zum Cultus nicht hätten verwechseln dürfen [851]). Diese heiligen Hymnen abgerechnet, verschmähten die Aegypter jedwede andere Musik, weil sie die Sitten verweichliche [852]), und Winkelmann schließt aus dem ernsten Charakter dieses Volkes sowohl, als aus den bildwerklichen Instrumenten, daß hier die Kunst niemals sehr in Ausübung gekommen [853]). Bei den Indern dagegen finden wir Musik und Tanz bei jeder weltlichen Feierlichkeit, bei Hochzeiten, Krönungen und Volksfesten, um den Frohsinn zu beleben [854]); es werden dabei Segenssprüche oder Toaste (âsîrvâdâs) auf das Wohl hoher Personen unter Musik ausgesprochen; ganz besonders aber mußte das Theater die Tonkunst vervollkommnen, da alle Gesänge und lyrischen Stellen mit Instrumentalbegleitung gesungen und recitirt wurden. Mogten daher die Brahmanen durch einschränkende Gesetze nach und nach, wie es Jones

849) S. Arjunas Himmelreise 3, 7. und öfter.

850) Asiat. Researches IX. p. 454. seq.

851) Plato de legib. II. p. 577.

852) Diodorus Sicul. 1, 81. vergl. Pauw a. a. O. I. S. 293.

853) Winkelmann's Werke III. S. 70.

854) Râmâyana I, 63, 59.

und Dalberg vermuthen [855]), die Kunst in ihrer praktischen Anwendung zurückhalten, daher sie gegenwärtig wenig beßer in Indien, als im übrigen Asien cultivirt wird, so läßt doch wol die Menge der verschiedenen Instrumente, deren uns Sonnerat, Solvyns, Crawfurd und Andere nicht weniger als 36 namhaft machen, vorzüglich aber die Menge der alten Schriften im Sanskrit, welche über die Theorie der Musik uns genannt werden, wodurch also die Kunst zur wirklichen Wissenschaft erhoben wird, auf eine frühere Vollkommenheit derselben schließen. Am bemerkenswerthesten ist dabei wol, daß schon der Samaveda, dessen Hymnen sämmtlich zum Singen bestimmt sind, die diatonische Skala (saptaka, grâma) von sieben Noten kennt, und diese, da der Inder Alles zu verkörpern pflegt, als sieben Nymphen, welche über die Töne (svarâs) den Vorsitz haben, mit Namen einführt [856]). Die Benennungen dieser Tongöttinnen: sâchâ, rishabhâ, gândhârâ, madhyamâ, panchamâ, dhaivatâ und nishâdâ werden sodann nach ihren Anfangsbuchstaben sa, ri, ga, ma, pa, dha, ni zur Bezeichnung der Töne gebraucht [857]): sie erscheinen sowohl in musikalischen Werken, als in dem Panchatantra, einer Schrift des fünften Jahrhunderts [858]), und gingen zu den Arabern und Persern über, welche es selbst gestehen, einen Indischen Traktat über Musik, unter dem Namen **Biyâphar** (Frucht der Erkenntniß, wie es erklärt wird, also im Sanskrit **Vidyâphala**) erhalten zu haben. Bei den Persern erscheint diese Skala entweder, wie die unsrige, mit den Buchstaben des Alphabets [859]), oder auf Indische Weise mit da, re, mi, fa, sa, la, be [860]), wodurch

855) Jones on the musical modes of the Hindus, Works IV. p. 205. Dalberg über die Musik der Inder (Erfurt, 1802.) S. 39.

856) Asiat. Res. IX. p. 456.

857) Jones a. a. O. p. 186.

858) Transactions of the roy. Asiat. Soc. I. p. 192. 199.

859) Dalberg a. a. O. S. 112.

860) S. Richardson pers. Wörterbuch unter durro 'mofassel.

die Erfindung des ut (oder do), re, mi, fa, sol, la zu Anfange des eilften Jahrhunderts, zu denen noch Lemaire im Jahre 1684 das si fügte, dem Benedictiner Guido Arezzo streitig gemacht werden dürfte.

Unter den Indischen Musikinstrumenten, welche zum Theil schon in den Felsentempeln zu Ellore erscheinen [861]), stehen die beiden kriegerischen oben an, und werden sowohl vom Epos, als von griechischen Berichterstattern verbunden genannt [862]); nämlich die dicke Riesentrommel, mridanga oder dundubhi, und die Muscheltrompete sankha (concha marina), auch sambu und sambûka genannt; der letztere Name jedoch ist mehren Instrumenten eigen, ganz besonders der viersaitigen Lyra, welche auch Athenäus unter dem Namen Sambyka bei Parthern und Troglodyten kennt [863]). Die Perser benannten diese Leyer giârtâre (die viersaitige), woher man sowohl κιθάρα, als den Namen unserer Guitare hat erklären wollen, denn sie kam allerdings mit der Laute, im Arabischen elaud, durch die Mauren nach Spanien. Als friedliche Instrumente kommen mehre Flötenarten vor, besonders eine mit sieben Löchern und dem Tone einer Clarinette [864]), womit man den König einzuschläfern pflegte; ferner erscheinen Sackpfeifen, begleitet vom flachen Tamburin, mit Schellen und Cymbeln versehen, der sogenannten türkischen Handpauke, und von Kastagnetten, welche ebenfalls zuerst durch die Araber nach Europa kamen [865]). Den Gesang zu begleiten, diente entweder ein Bogeninstrument mit 2 Saiten (dvitantri), welches merkwürdigerweise auf einem Aegyptischen Obelisk erscheint [866]), häufiger aber die Wina,

861) Asiat. Res. VI. p. 391.

862) Râmây. I, 10, 36. 19, 4. Strabo p. 1035. 1037. 1041.

863) Athenaeus Deipn. 4, 47. Vergl. Hesych. Σάμμα· ὄργανον μυσικὸν παρ' Ἰνδοῖς.

864) Theater der Hindus S. 168.

865) Ebendas. vergl. auch Suidas s. v. τύμπανα.

866) Asiat. Res. IX. p. 465.

eine Art Cither mit sieben Saiten von Stahl und Messing, die von dem Sänger gezwickt wurden [867]); der Körper besteht aus Bambusrohr, und zwei kugelförmige Resonanzböden verstärken den ohnehin sonoren Ton; das Griffbrett hat 19 Stege, und mithin die Vina, wenn das jetzige Instrument dieses Namens völlig wie das alte angenommen werden darf, einen bedeutenden Umfang an Tönen. Von der Harmonie in unserm Sinne und dem Contrapunkte kommt bis jetzt keine Spur vor; der Gesang scheint unisono gewesen zu seyn, wenn auch der Name des Orchesters, oder eines Conzerts, sangîta Zusammensang, Symphonie, auf das Gegentheil sollte schließen lassen: ein solches Conzert, von einem Virtuosen veranstaltet, wird in einem Drama von den Gebildeten der Stadt Ujjayini besucht [868]), und läßt sich kaum ohne Mitwirkung von Instrumentalmusik denken.

§. 3. Nicht minder unbestimmt und dürftig sind die Zeugniße, welche von den Fortschritten der bildenden Kunst sich sammeln lassen; indessen können hier die vorhandenen Denkmäler des Alterthums einigermaßen das Urthiel leiten, wenn auch nicht im Voraus erwartet werden dürfte, daß die Religion mit ihren unzähligen Göttergestalten eine gewiße Fertigkeit in der Bildnerei befördert haben müße. Merkwürdigerweise aber trat auch hier, wie in so vielen andern Fällen, eben dasjenige Element, welches der Kunst die erste und hauptsächlichste Nahrung gegeben, und dieselbe, wie in Griechenland, zu einer schönen Blüthe hätte führen mögen, hemmend ein, denn gerade die Religion machte gar bald ein strenges Gesetz geltend, daß es auf keine Weise erlaubt seyn sollte, die hergebrachte Form zu ändern, und die Götterbilder anders zu schnitzen, zu meißeln, oder zu gießen, als die graue

867) Theater der Inder a. a. O. und S. 178.

868) Theater der Hindus S. 138.

Vorzeit sie dargestellt habe [869]). Daher kommt es, daß wir bei der Darstellung religiöser Bildwerke in Indien wenigstens zwei Epochen deutlich unterscheiden können, die sich durch eine sclavische Nachahmung unverändert fortgeerbt haben: einmal die ersten Anfänge der Sculptur in den rohen und colossalen Bildern einiger Haupttempel, größtentheils von Holz, Thon oder Porphyr, aber ausnehmend roh und plump gearbeitet, zuweilen jedoch von einer Größe, daß erst die Mauern des Allerheiligsten späterhin darüber aufgebaut werden mußten, wie eine Stelle des Drama dieses ausdrücklich versichert, wenn es von einer wohlbeleibten Dame heißt: »Eine sehr stattliche Dame in der That! Wie hat sie es angefangen hier hereinzukommen? — Wahrscheinlich wurde sie zuerst hieher gesetzt, wie man das mit einem plumpen Mahadeva so macht, und dann wurden die Mauern rund herum aufgebaut [870]).« Das Einzige, wodurch man diese rohen Statuen zu verschönern suchte, war ein glänzender Schmuck von Juwelen und Perlen: Tavernier beschreibt eine solche im Tempel des Jagannatha; sie selbst war von Sandelholz, aber die Augen wurden durch zwei ungeheure Diamanten gebildet, während noch eine Kette von Edelsteinen am Halse herab hing, deren kleinste Steine etwa 40 Karat halten mogten; die Arme blitzten von Perlen und Rubinen, und das Ganze machte bei der Dunkelheit des Tempels, der nur durch einige Lampen erhellt wurde, einen magischen Eindruck. Ein Gleiches berichten morgenländische Scribenten von der prachtvollen Statue zu Sumnat in Guzerate, welche Mahmud zerschlug: die Bildseule war von Marmor, fünf Ellen hoch, und mit Gold und Edelsteinen ausgelegt, wie die 56 Pfeiler der Halle, in welcher sie

869) S. Paulinus Syst. Brahm. p. 251: Si in majoribus statuis sculpendis ars et correctio deest, id certe non ex gentis indole aut mentis imbecillitate nascitur, sed quia a praescripta forma recedere se non posse dicant. Vergl. Papi Briefe über Indien S. 397. 419.

870) Theater der Hindus S. 170.

stand [871]). Solche Statuen, die, hinsichtlich ihrer zusammengesetzten Materie und Größe, etwa mit dem Zeus zu Megara verglichen werden mögen, dessen Haupt aus Elfenbein und Gold, das Uebrige aus Thon und Gyps bestand [872]), finden sich in vielen alten Pagoden Indiens; ihre Form ist, wenn gleich roh, rein menschlich, aus der Kindheit der Sculptur, und darf bei etwaigen Ausbesserungen und Erneuerungen nicht verlassen werden. Diese Gattung von Bildern mag das Gesetzbuch verstehen, denn obgleich es an einer Stelle die Bilderdiener mit Verachtung nennt [873]), so will es doch an andern Orten, daß der Priester die Idole verehre und sie besuche [874]). Die zweite Epoche der Bildnerei wurde durch die epischen Gedichte veranlaßt, und man könnte sie die symbolische oder allegorische nennen, denn sie gefällt sich in Thiercompositionen und Abweichungen von der menschlichen Gestalt, oder in Ueberladungen mit Attributen und vielgliedrigen Formen, um die poetischen Allegorien der Götterwelt plastisch darzustellen, etwa wie die beflügelten Gottheiten Homers bei den spätern Künstlern wirklich Flügel erhalten [875]). Auch diese Ideale der Dichter, wenn man so sagen darf, wurden als eine unverletzliche Norm für die Folgezeit aufgestellt, und wie die Götterbilder in den Felsentempeln erscheinen, so ist ihre Form bis auf die Gegenwart geblieben. Die Künstler gebrauchen, wie es Winkelmann von den Aegyptern vermuthet [876]), Modelle, deren genaue Nachbildung in den kleinsten Nebenzügen mit einer Aengstlichkeit erzielt wird, welche aller Phantasie Schranken setzt, denn höchstens dürfen die verschiedenen Attribute der vielarmigen Götter nach den Händen

---

871) Dow Gesch. von Hindost. I. S. 99. Mirchond bei Wilken Chrestom. pers. p. 128.

872) Pausanias 1, 40.

873) Manu 3, 180.

874) Manu 4, 39. 130. 153.

875) S. Theil I. S. 179.

876) Winkelmann Werke VII. S. 17.

gewechselt werden, worauf sich die mathematische Aufgabe in der Lilavati bezieht, daß es nach den vier Attributen des Vishnu vier und zwanzig Darstellungsarten von ihm geben könne [877]). Alle diese Beschränkungen lassen sich gleichfalls bei den alten Aegyptern nachweisen, denn auch hier durften die Künstler von der einmal festgestellten Gestalt nicht abweichen [878]): in beiden Ländern konnte die Kunst sich zu keiner Freiheit erheben, weil sie in den Händen einer Zunft aus der dritten Caste sich befand [879]), und sie verblieb daher auch am Nil so lange statarisch, bis die nationale Richtung unterging und der griechische Stil Eingang fand, oder in einer dritten Periode die römischen Kaiser ein Gefallen daran fanden, in Aegyptischem Geiste zu arbeiten. Daß es jedoch den Indischen Künstlern nicht ganz an gutem Geschmacke und an Schönheitssinn gemangelt, geht aus den Beiwerken und untergeordneten Verzierungen der alten Tempel hervor, bei denen sie freie Hand hatten, und Niebuhr trägt kein Bedenken, die Statuen und Reliefs in den Felsengrotten denen der Aegypter weit vorzuziehen [880]). Dasselbe behauptet Wallace und besonders der Maler Hodges, der die richtige Zeichnung an den Götterbildern, das Ebenmaaß der Glieder und die Verzierungen an den Säulen nicht genug hervorheben kann [881]); einige Bildhauerarbeiten in den härtesten Massen und höchst widerspenstigen Stoffen seyen in einem schönen Stile gearbeitet, und daß die Inder des Gußes vollkommen Meister gewesen, könnten

877) Colebrooke Algebra of the Hind. p. 124.

878) Plato de leg. VI. p. 66. Bipont: ὀυκ ἐξῆν ζωγράφοις — καινοτομεῖν.

879) Herodot 2, 167. Winkelmann III. S. 74. VII. S. 19.

880) Niebuhr Reise II. S. 32. 44. In einem Briefe an Olaf Tychsen äußert derselbe: »Nach meinem Urtheile hatten die alten Perser und Inder es in den Künsten und Wissenschaften viel höher gebracht, als die Aegypter.« Vergl. Robertson hist. disquis. p. 285.

881) Wallace Denkwürdigkeiten S. 297. Hodges malerische Reise S. 173.

die metallenen Bildsäulen beweisen [882]). Zarter und richtiger schon sind die Bildwerke von Java und den übrigen ostindischen Inseln, als in den Felsentempeln des Festlandes [883]), weil sie in eine spätere Zeit fallen und die Colonien nicht so fest an der alten Form hangen mogten, indessen hat sich das Volk nirgend von den Vorbildern losreißen können, welche seine alten und heilig gehaltenen Dichter gestempelt hatten: ein voller Busen, schmale und gedehnte Mitte, länglichtgezogene Augen und, selbst bei völliger Nacktheit der Figuren, ein reicher Kopfschmuck und Armspangen von Juwelen, dieses sind die Haupterforderniße der weiblichen Schönheit bei Dichtern und bildenden Künstlern, die eben keine Grazien erwarten lassen. Ein genaueres Studium wird bemerklich bei der Darstellung von Thierfiguren, besonders Löwen, Elephanten und Stieren, und als ein Meisterstück dieser Art, ja vielleicht das Höchste, wozu es die Bildhauerei gebracht [884]), wird der Stier des Siva (Nandana) zu Tanjore hervorgehoben: er mißt 16 Fuß Länge und 12 Fuß Höhe, ist aus Einem Stücke braunen Porphyrs, welches an 2000 Centner geschätzt wird und 30 Stunden weit her aus den Steinbrüchen der Ghatts geholt werden mußte, gehauen, und ruht in einem schönen Säulentempel ohne Mauern, Goputika genannt.

Weit jünger als Steinschneidekunst, Bildhauerei und Plastik scheint die Malerei, deren sichere Spuren erst im Drama anzutreffen sind, denn wenn das Epos von bunten Farben redet, so beweist dieses ebensowenig für die Kunst, als die farbigen Schiffe im Homer. Vermuthungen führen allerdings auch hier höher hinauf, denn einmal besitzt Indien eine Menge von vegetabilischen und mineralischen Farbenstoffen, welche frühzeitig bei Griechen und Römern als Handelsartikel vorkommen und demnach schon früher im heimathlichen Lande benutzt werden mußten; dahin gehören besonders die Lakka,

882) Hodges a. a. O. S. 75.

883) Raffles hist. of Java II. p. 54.

884) Wallace a. a. O.

ein purpurner Gummisaft von einem Insekte, welches im Sanskrit Krimis, Wurm, im Persischen Kerem genannt wird, woher das Carmoisin den Namen hat; ferner Zinober, im Sanskrit Chînavarî, weil es hauptsächlich von den Gebirgen auf der Chinesischen Grenze bezogen wurde und neben dem mineralischen Produkte dieses Namens zugleich eine vegetabilische rothe Farbe von dem Safte eines Baumes begriff; vor allem aber der Indigo (ἰνδικὸν μέλαν), welcher sowohl den Hindus, als den Römern zum Schreibmaterial diente und bereits vor Alters in großer Menge gewonnen wurde. Von der andern Seite haben sich lebhafte Farben hie und da in den Grottentempeln erhalten, und scheinen so unvertilgbar, wie die der Thebanischen Tempel; allein es darf immer noch gefragt werden, zu welcher Zeit in beiden Ländern die Ueberpinselung der Figuren geschehen, und wer möchte z. B. wol den Aussagen der spätern Aegypter so unbedingt trauen, daß bei ihnen die Malerei seit den ältesten Zeiten geblüht [885]), daß schon Amasis sein Portrait an die Einwohner von Cyrene geschickt habe [886]), und daß einige Gemälde gar, wie Plato versichert, ein Alter von 10,000 Jahren hätten? Es sind dieses dieselben Ansprüche auf Bewunderung, als wenn der Inder jedes Denkmal der Kunst in sein Tretayuga hinaufschiebt, Ansprüche, welche bei dem Kritiker nur dann erst Geltung erhalten, wenn von außen haltbare Gründe hinzukommen. Und solche finden sich, wie gesagt, bis jetzt erst zur Genüge in den dramatischen Schriften der Inder. Hier nämlich kommt häufig die Liebe eines Frauenzimmers dadurch an den Tag, daß sie das Bild ihres Geliebten in Miniatur gemalt hat, welches ein Anderer erkennt [887]), und Kalidasa beschreibt in der Sakuntala ein so zartes Landschaftsgemälde, daß wir fast annehmen dürfen, ein wirkliches Kunstwerk habe dem Dichter vorgeschwebt, und die Malerei in jenen Jahrhun-

885) Diodor. Sic. 1, 47. Plinius 35, 13.

886) Herodot 2, 182.

887) Theater der Hindus S. 62. 153.

derten bedeutende Fortschritte gemacht, da die Indische Bildung überhaupt auf der höchsten Stufe erscheint. Eine Freundin der Sakuntala, denn fast immer sind es Frauen, welche der Malerei obliegen, hat diese in Begleitung ihrer Gespielinnen gemalt; die Figuren stehen im Vordergrunde, und nunmehr will der König Duschantas die Staffage folgendermaßen ausgefüllt wissen: »In dieser Landschaft, mein Freund, wünsche ich den Malinistrom abgebildet zu sehen, mit den verliebten Flamingo's an seinem grünen Gestade. Weiter zurück müßen einige Hügel ohnweit des Gebirgs Himalaya erscheinen, mit Heerden von Chamaraziegen umgeben. Im Vordergrunde ein dunkler Baum, mit weit umhergebreiteten Aesten, an denen einige Mäntel von gewebter Rinde im Sonnenscheine hängen und trocknen. Ein Paar schwarze Antelopen liegen unter seinem Schatten, und das Weibchen reibt sich sanft die Stirne am Horne des Männchens [888]).« Die neuern Indischen Zeichnungen sind steif und ohne Perspective, die in dem obigen Gemälde gegeben ist; sie sind meist auf Kreidegrund und die lebhaften Pflanzenfarben mit Gummi angemacht worden. Spuren von Oelmalerei, welche Pauw vermuthet [889]), sind noch sehr zweifelhaft und werden bis jetzt durch keine Zeugniße erhärtet; im Jahre 1616 verstanden es jedoch die Indischen Maler, Portraits in Oel gemalt, so genau zu copiren, daß Rhoe die Originale nur mit Mühe wiedererkannte [890]).

Bevor wir diesen Gegenstand verlassen, bliebe vielleicht noch ein Wort zu sagen über die ungemeine Gleichförmigkeit der Indischen und Aegyptischen Kunst, die kaum ein Werk des Zufalls seyn kann. Nicht sowohl, daß die weiblichen Gestalten auf Aegyptischen Bildwerken völlig die Physiognomie der Hindus verrathen, besonders in den langgezogenen Augen, worauf das ὄμμασι μεμυκότα des Diodor sich beziehen

888) Sakuntala p. 497. bei Jones oder S. 146. bei Forster.

889) Pauw Unters. über China und Aegypten I. S. 340.

890) S. Sammlung aller Reisebeschreib. XI. S. 15.

mag [891]), so bieten auch die Tempelsculpturen und Götterbilder, von dem ungestalteten Kanopus und den Figuren mit Thiermasken an, bis zu den Symplegmen vollendeter Art und den Bildern mit reinmenschlicher Gestalt, wenn sie bei völliger Nacktheit mit einem köstlichen Schmucke erscheinen [892]), eine Reihe der überraschendsten Aehnlichkeiten dar. Und in der That mogten diese schon den Griechen auffallen, denn wie wenig wir immerhin auf die Fictionen des Philostratus geben mögen, so kann es doch Beachtung verdienen, wenn er versichert, daß es den Damis nicht im geringsten gewundert, die Bildwerke beider Nationen so gleichförmig zu finden [893]), da sich in neueren Zeiten noch so merkwürdige Erfahrungen angereiht haben. William Jones zeigte den Indern ein Isisbild, welches sie sogleich mit freudigem Staunen als Naturgöttin erkannten [894]); die Hindus bei der englischen Armee in Aegypten fanden hier allenthalben ihre eigenen Bildwerke, und meinten, daß Indische Rakshasas die Erbauer der Denkmäler seyn müßten [895]); und gleiche Bemerkungen will endlich noch ein Franzose gemacht haben, der lange in Indien gelebt, dann nach Aegypten kam, und augenblicklich den Vishnus und andere Gottheiten Indischer Tempel hier wiedererkannte [896]). Tief im Innern von Yava trifft man auf Sperberfiguren, Harpyen und Sirenen, so wie auf häufige Darstellungen des heiligen Lotos [897]); das Wägen in Wagschaalen erscheint

891) Diodor. Sic. 4, 76. Winkelmann Werke VII. S. 9. 23.

892) Eine weibliche Statue der Villa Albani trägt auf Indische Weise einen länglichten Stein auf der Stirne. S. Winkelmann III. S. 99.

893) Philostratus vit. Apollon. 3, 3.

894) Jones Works III. p. 160.

895) Asiat. Res. VIII, p. 42: our Indian followers, who had attended us, behold the scene before us with a degree of admiration, bordering on veneration.

896) S. Savary l'Egypte II. p. 92.

897) Crawfurd Asiat. Res. VIII. p. 359. Ritter Vorhalle ꝛc. S. 337. Schlegel Ind. Biblioth. I. S. 425.

an Aegyptischen und Indischen Tempeln, besonders am Fluße Krishna, wo ebenfalls Krokodile vorgestellt werden [898]), am anziehendsten aber wird die Darstellung der Sphinx in Indien, weil sie vielleicht einen streitigen Punkt des Alterthums erklären dürfte. Die Aegyptische Sphinx, die eigentliche Androsphinx des Herodot [899]), war wesentlich von der Griechischen, aus Weib und Löwe bestehend, verschieden, denn sie war bloß Löwe mit einem Mannskopfe, und nur diese werden in Indien, selbst zu Ellore schon, angetroffen: daß man sie in Arakan mit Weibergesichtern finde, beruht zur Zeit noch auf dem Zeugniße eines ungenauen Beobachters, der sich ebendaselbst die biblischen Personen Jael und Sissera fingiren will [900]). Die Figur aber stellt in Indien den Vishnus als Mannlöwen nach der bekannten vierten Verkörperung dar; sie ist sogar in Tibet und andern Gegenden, wohin wol der Löwe niemals gekommen, verbreitet, und heißt entweder Narasinhas, Mannlöwe, oder schlechtweg sinhas, welches, singhas ausgesprochen, vielleicht dem Worte σφίγξ seinen Ursprung gab, da dieses weder von σφίγγω, noch aus dem Koptischen abgeleitet werden kann. Ist diese Vermuthung gegründet, so fallen damit alle Hypothesen und Deutungen, in denen man niemals sich einigen konnte, von selbst weg: wie der Löwe in Aegypten habe Verehrung genießen können, ob Ueberschwemmung des Nils, ob Fruchtbarkeit, oder Stärke mit Weisheit gepaart, dadurch angezeigt werde, und was der Allegorien mehr sind. Nach allen diesen überraschenden Einzelheiten schließt schon Malet geradezu: die Aegyptischen Bildwerke mögten wol Copien Indischer Originale seyn [901]), und sie zeugen wenigstens mehr für die Verwandschaft beider Natio-

---

898) Asiat. Res. V. p. 312. 314.

899) Herodot 2, 175.

900) S. die Relation im Bulletin universel. Archaeol. 1826. p. 30.

901) Asiat. Res. IV. p. 413.

nen, als wenn der Character ihrer Architectur, der immer nach seinem Locale sich richten muß, einige Verschiedenheiten aufweiset [902]): vielleicht mag selbst eine leise Erinnerung an die ausländische Bildnerei in der Sage des Athenodoros bei Clemens von Alexandrien liegen, daß Sesostris aus Asien den Künstler Bryaxis mitgebracht, der die Statue des Osiris gefertigt habe [903]).

Auffallend wird endlich in Indien noch die Menge Pyramiden (kutâs) und der alten Baudenkmäler in pyramidalischer Form, nicht weil sie eben diese Form aufweisen, welche fast von selbst in der Kindheit der Baukunst sich darbieten mußte, weshalb wir sie sowohl bei Amerikanischen Völkern, als auf Otaheiti antreffen [904]); sondern weil sie ebenfalls mit den Aegyptischen Monumenten dieser Art in einigen unverkennbaren Eigenthümlichkeiten sich berühren, und hier vielleicht erst Bestimmung und Zweck dieser colossalen Bauten erklären. Daß sie zu den ältesten Denkmälern Aegyptens gehören, wird allgemein eingestanden, und erhellt auch daraus, daß sie gänzlich ohne Hieroglyphen erscheinen, und nur eine einzige bei Sakarra, die aber, als jünger angesehen wird, damit versehen ist [905]). Einige derselben streben zu einer ungeheuren Höhe empor: die größte bei Kairo von 500 Fuß auf einer Basis von 660 Fuß, übertrifft die Indischen Werke dieser Art bei weitem, denn hier findet man sie in kleinerm Maaßstabe meist in den Felsentempeln selbst, und nur die unbezweifelt alten Pagoden des Landes, wie die zu Chalembaram, können einigermaßen durch ihre Größe mit den Aegyptischen Pyramiden wetteifern. Sie haben zunächst mit diesen die Gradwinklichkeit gemein, denn die vier Seiten sind astronomisch genau nach den Himmelsgegenden gerichtet, weshalb sie, besonders wenn zu allen Seiten ein

---

902) S. Wiebeking bauwissenschaftliche Abhandlungen II. S. 34.

903) Clemens Alex. p. 43. Edit. Pott. vergl. Diodor. 1, 57.

904) S. Forster im Gött. Magazin I. S. 458.

905) Stieglitz Geschichte der Baukunst S. 167.

Eingang führt, sarvato bhadrâs, allenthalben glückbringend genannt werden, welches bereits auf eine religiöse Idee hindeutet. Diese Gradwinklichkeit indessen fand, nach Humboldt, ebenfalls bei den amerikanischen Pyramiden Statt, und die Aegypter waren also, wie Legentil bemerkt, nicht die Einzigen und vielleicht nicht die Ersten, welche man deshalb bewundern dürfte [906]). Ferner aber giebt es in der Nähe von Benares pyramidenartige Tempel, welche durch unterirdische Gänge mit dem Ganges in Verbindung stehen, und gelehrte Brahmanen schloßen augenblicklich auf eine ähnliche Einrichtung und einen heiligen Strom in Aegypten, als man ihnen die dortigen Pyramiden beschrieben [907]), und in der That hat man einen ähnlichen Gang in der großen Pyramide bei Kairo gefunden, ohne seinem Laufe weiter nachzuspüren. Es bleibt somit wol keinem Zweifel unterworfen, zu welchem Zwecke diese Monumente angelegt worden: sie sind, wie in Indien, gänzlich Sache der Religion, und nicht etwa Gräber der Könige, wie Griechen und Araber sich die enormen Massen erklärten und Neuere es im Allgemeinen angenommen haben, als hätten sie eine ewige Wohnung seyn und durch ihre Höhe den Nil-Ueberfluthungen trotzen sollen. Die Gräber der Fürsten waren ja ohnehin in besondern Grotten und Höhlen angelegt, selbst in der Nähe der Pyramiden in Mittelaegypten, und von einigen Regenten, unter denen diese großartigen Bauten ausgeführt wurden, konnte es schon aus andern Gründen bezweifelt werden, ob das Todtengericht ihnen erlaubt haben würde, dort ihre Ruhestätte zu finden. Die allgemeinste Bedeutung aller pyramidalischen Formen leitet sich wenigstens in Indien aus dem Feuerdienste her: sie werden als Strahl, oder gleichsam als Linga des Sivas betrachtet, und in dieser Beziehung konnten die vielen Spitzsäulen in Indien von den Griechen mit Recht die Pfeiler des Bacchus genannt werden. Der Erste, wel-

906) Histoire de l'Academie roy. 1771. p. 269.

907) Asiat. Researches III. p. 439.

cher diese Bedeutung anerkannte, ist wohl Timäus Lokrus, wenn er vollkommen richtig die Pyramiden als Symbole der Sonne und des Feuers angiebt [908]), womit auch die gewöhnliche Etymologie πι ρη μεη, Sonnenstrahl stimmen und die Meinung der spätern Zeit einen Haltpunkt finden würde, daß die Aegyptischen Obelisken als Sonnenzeiger gedient hätten [909]). Man findet indessen ähnliche Spitzsäulen in Indien in den Hölen von Ellore und Kennery, ja fast allenthalben, sogar bis nach Yava hin [910]) im Adytum der alten Tempel selbst und sie können unmöglich als Gnomons angesehen werden, weil sie auf diese Weise sich selbst beschatten würden, und in den Felsentempeln durchaus zwecklos wären: als Bilder des Phallus und der Befruchtung sind sie dagegen niemals einer Mißdeutung unterworfen. Neben den wirklichen Obelisken finden sich an den Ufern des Ganges, besonders in der Nähe von Hansi, noch runde, sogenannte Siegessäulen (jayasthambâs), gewöhnlich mit Inschriften versehen [911]): sie haben keinen religiösen Zweck, sondern bezeichnen, wie etwa die Säulen des Sesostris, das Ziel momentaner Eroberungen. — Die Buddhisten endlich haben noch die primitive Idee der pyramidenartigen Gebäude darin festgehalten, daß sie in ihrem runden Dagop oder in der viereckigen Form, wie sie in Tibet vorkommen, noch den heiligen Meru versinnlichen [912]), da der Phallusdienst bei ihnen verwischt worden. Sie betrachten aber diese Monumente mehr als heilige Grabmäler, welche die Ueberreste des Buddhas und der vergötterten Lamas enthalten, deren Gebeine als Reliquien angesehen, entweder in Götterbilden und

---

908) Timaeus de anima mundi cap. 3.

909) Josephus c. Apion. II. p. 469. Edit. Haverk.

910) Ritter Vorhalle S. 225.

911) Asiat. Res. III. p. 46. VII. p. 180. Transactions of the roy. As. Soc. Memoir IX. Einige derselben scheinen allerdings ein jüngeres Alter zu haben.

912) Asiat. Res. X. p. 133. seq.

Urnen eingeschlossen [913]), oder unter Pyramiden verwahrt werden [914]). »Es wird,« bemerkt Schmidt, »diesen Pyramiden eine große Ehre erwiesen, und kein Buddhaiste wird, wenn sein Weg ihn in die Nähe eines solchen Denkmals führt, es versäumen, bei demselben seine Andacht zu verrichten [915]).« Dieses Alles wußte bereits aus frühern Nachrichten Clemens von Alexandrien [916]), und einstimmig mit ihm erzählt Abulfeda von den Sabäern in Aegypten, daß sie die Pyramiden als Gräber ihrer Religionsstifter ansähen [917]). So erklärt sich vortrefflich der einzelne Sarkophag, den man in der ersten großen Pyramide entdeckte; und diese räthselhaften Bauten erscheinen demnach als mythische Grabmäler des Osiris, oder eines vergötterten Oberpriesters: mit Sicherheit aber nicht als Fürstengräber. Doch es wird Zeit, nach dieser Abschweifung zu unserm Gegenstande zurückzukehren.

§. 4. Die Naturwissenschaften scheinen bei den alten Indern, nach den wenigen Beziehungen, welche auf dieselben in den Sanskritschriften sich finden, auf der nämlichen Stufe der Kindheit, wie im übrigen Asiatischen Alterthume, gestanden zu haben. Treffliche Beobachtungen im Einzelnen wechseln ab mit poetischen Fictionen, werden mit religiösen Mythen in Verbindung gesetzt, oder gar aufgeopfert, wenn sie irgend einem Dogma der Religion zu nahe treten: jedoch dürfen wir niemals vergessen, daß diejenigen Schriften, welche ausschließlich mit diesen Wissenschaften sich beschäftigen, wie der Upaveda, mit Namen Ayush, der gänzlich der Physik ge-

---

913) In der Nähe von Benares fand man eine Urne mit Gebeinen, dem Bilde des Buddhas, und einer Inschrift, welche auf die buddhistische Paladynastie sich bezog. **Asiat. Res. V. p. 131.**

914) **Alphabetum Tibet. p. 444. Asiat. Res. VII. p. 423. X. p. 129.** Bergmann's Streifereien III. S. 85.

915) Schmidt Geschichte der Ostmongolen S. 316.

916) **Clemens Alex. p. 539:** *σέβουσί τινα πυραμίδα, ὑφ' ἣν ὀστέα τινὸς θεοῦ νομίζουσιν ἀποκεῖσθαι.* Vergl. Theil I. S. 348.

917) **Pococke specimen hist. Arab. p. 144.**

widmet ist, noch keiner Untersuchung sich erfreuen. Einzelne Gleichniße und beiläufige Bilder bei Dichtern lassen wol eine gründlichere Einsicht in die Naturkunde erwarten, wenn sie von den gewöhnlichen Volksansichten auffallend verschieden sind, wie wenn der Ramayana das Steigen des Weltmeers dem Monde zuschreibt [918]); wenn die Fixsterne nicht undeutlich als Sonnen betrachtet werden [919]), oder wenn schon der Jyotish, der alte Kalender an den Vedas, die Erde als ein Sphäroid ansieht, dessen Durchmesser 1600 und Umkreis 5059 Yojana's enthalte [920]). Der Yojana kommt etwa $1\frac{1}{8}$ deutschen Meilen gleich, so daß nicht weit von der Wahrheit abgeirrt ist, und schon die Griechen hatten es ja vernommen, daß die Inder der Erde eine sphärische Gestalt zuschrieben [921]). Wie sehr sticht aber die populaire Erdkunde des Volkes von jenen genauern Kenntnißen ab: die Erde wird als eine gerundete Fläche gedacht, welche auf einer Schildkröte oder vier Elephanten ruhe [922]); sie ist ausgebreitet wie der Kelch eines Lotos, dessen Centrum der Meru, eine Spitze des Himalayas, ist; dieser ist cylinderförmig, golden und die Wohnung der Götter, deren Residenz also die Mitte der Erde ausmacht, wie Jerusalem und Delphi bei den Hebräern und Griechen. Vom Merus ergießen sich vier Ströme nach allen Himmelsgegenden [923]), und rund um ihn liegen Bergreihen und Seen, welche die ganze Erdfläche in sieben Gürtel oder Inseln (dvîpa) theilen, den sieben Zonen des Posidonius vergleichbar. Die südlichste dieser Dvipas umfaßt Indien oder Bharatakhanda, dessen äußerste Spitze Lanka oder Ceylan bildet. Rings um die seeumgürtete Erde, wie sie im Epos oft ge-

---

918) In einer Episode bey Bopp's Conjugationssystem S. 181.

919) Indralokâgam. 1, 32. Die Stelle soll unten mitgetheilt und bei der Astronomie abermals berücksichtigt werden.

920) S. Davis Asiat. Res. II. p. 259. Paulinus Reise S. 353.

921) Strabo p. 490.

922) Râmây. I, 33, 12. Vergl. Theil I. Anmerk. 710.

923) Asiat. Res. VIII. p. 321.

nannt wird [924]), strömt der Ocean, dann folgt ein hohes Gebirge (Lokâloka), und drüber hinaus ist das Land der Finsterniß und die Wohnung böser Dämonen, besonders im dunkeln und niedrigen Süden, wo, als eine Art Gegenpol des erhabenen Meru (sumeru), der niedrige Meru (kumeru) und das Reich des Todtenrichters Yama sich befindet [925]). Jedoch gilt diese Vorstellung nur bei Dichtern und Astronomen, und bei jenen mag die unwirthliche heiße Zone, bei diesen die Neigung der Erdaxe Einfluß darauf gehabt haben, wenn sie den Norden und das Sommersemester uttarâyanam benennen [926]): wird aber das Universum als Makrokosmos gedacht, dann ist der Süden, als die Rechte Gottes und des Weltalls, zugleich die glückliche, sonnenbestrahlte Gegend, da der Sonnendiener sich mit dem Gesichte nach Osten wendet, wie ebenfalls bei den Persern Ormuzd die Rechte und Ariman die Linke genannt wurde [927]). Die Nachbarländer Indiens scheinen völlig unbekannt, wenn auch durch Walfahrten einige Kunde vom hohen Norden sichtbar wird [928]), desto besser aber kennen die alten Schriften ihre eigene Heimath: selbst die Eigenthümlichkeit der Waßerspiegelung in den Sandwüsten, der sogenannte Serab [929]), und mehre Phänomene der Art sind bekannt, und konnten nur durch Pilger bemerkt werden; Wilford, dem man in diesem Punkte Glauben bei-

924) S. Theil I Anmerk. 782.

925) Ayeen Akb. III. p. 24. Ward u. d. O. S. III. p. 1 seq. Wenn Plinius (6, 19) berichtet, daß die Inder den Südpol Dramasa nennen, so scheint dieses ein alter Schreibfehler für Diamasa, im Sanskrit yamasas, dem Yama zu. Der Anklang des Kumeru an die Kymmerier in ewiger Nacht verdient vielleicht Beachtung.

926) S. Walther de doctrina temporum, an Bayer's Baktra p. 186.

927) Plutarch. de Iside p. 370. Die verschiedenen Ansichten im Abendlande drückt folgender Vers aus:

Ad Boream terrae, sed coeli mensor ad Austrum,
Praeco Dei exortum videt, occasumque poeta.

928) Asiat. Res. VIII. p. 416.

929) Sakuntala p. 496. 521. Vincent voy. de Nearque p. 147.

messen darf, führt rein geographische Werke aber erst seit dem 9ten Jahrhundert an [930]), und auf eine interessante Stelle des Abulfeda hat noch vor Kurzem Johannsen aufmerksam gemacht. »Die Araber,« sagt er, von den geographischen Ansichten derselben handelnd, »haben Indische Quellen gekannt, benutzt und sehr hochgeschätzt, wie nicht bloß hervorgeht aus allen geographischen Schriften, sondern wie Abulfeda in folgenden Worten deutlich ausspricht:« »»Die Griechen und die Inder sind die glaubwürdigsten vor den übrigen Nationen, rücksichtlich ihrer Sorgfalt in dieser Wissenschaft; doch haben die Inder nicht den Grad der Forschung erreicht, wie die Griechen; aber diese gestehen jenen den Vorsprung zu. Deshalb neigen wir uns auch zu ihren Ansichten hin und geben ihnen den Vorzug.«« »Diese merkwürdige Stelle«, fügt Johannsen hinzu, »möge zugleich diejenigen Gelehrten, welche sich vorzugsweise mit dem Indischen beschäftigen, aufmersam machen, daß in der Indischen Literatur manche schätzenswerthe geographische Werke vorhanden seyn müßen, die bis jetzt nicht zu unserer Kunde gelangt sind [931]).«

Herrliche Naturschilderungen, mit Beobachtung und warmem Gefühle entworfen, finden sich bei allen Indischen Dichtern, aber eben nur dichterisch und mit beständiger Anwendung auf menschliche Verhältniße, oder allenfalls auf praktischen Nutzen, ohne daß man darauf gefallen wäre, zu classificiren und irgend eine Naturwissenschaft in ein System zu bringen [932]). Besonders gilt dieses von den chemischen und metallurgischen Fertigkeiten, deren Fortschritte aus dem vielfältigen Gebrauche der edlen Mineralien, aus den unverwüstlichen Farben, und aus den verschiedenen Compositionen der Metalle sattsam hervorgehen. Von der Alchimie indeßen,

930) S. Adelung Literatur des Sanskrit. S. 175.

931) S. Hertha 1829. S. 218.

932) S. Schlegel Ind. Bibl. I. S. 343. Jedoch theilen schon die Vedanta-Philosophen alle organische Wesen in drei Classen: jivaja vivipara, andaja ovipara, und udbhijja die Vegetabilien.

dem Erzeugniße goldarmer Zeiten und Völker, welche seit dem vierten Jahrhunderte von Aegypten ausging und der Chemie ihren Weg bahnte [933]), findet sich hier keine Spur. — Fragen wir nun nach den gleichartigen Kenntnißen des Aegyptischen Volkes, so fällt die Antwort dahin aus, daß die Zeugniße, welche hier eine tiefere Einsicht in der Physik beurkunden sollen, durchaus spät sind, und selbst die Bildwerke fraglich bleiben, da sie so manche junge Einrichtung berücksichtigen. Ein einziges Beispiel möge hier genügen und auf das Uebrige schließen laßen, es ist die Aegyptische Erklärung von dem Anschwellen des Nils. Man sollte doch denken, diese Weisen hätten zu Diodor's Zeit schon ihr eigenes Land gekannt und Untersuchungen über die Eigenthümlichkeiten deßelben eingeleitet, aber erst Griechen mußten nach manchen Hypothesen hier die Wahrheit finden [934]). Herodot konnte durch Aegypter, die sogar den arabischen Busen nur nothdürftig kannten, seine Wißbegierde nicht befriedigen [935]), denn sie hatten nur Meinungen, welche Diodor mit Recht ungesunde nennt, weil sie Hypothesen mit Hypothesen erklärten (ὑγιὲς μὲν ὐδὲν λέγοντες, ἀπορίᾳ δὲ ἀποϱίαν λύοντες), entweder vom erdumfließenden Oceane, oder von den drei Zonen, in deren kalten der Nil entspringe und durch den mittlern, heißen Erdgürtel bis in den gemäßigten, Aegyptischen fließe. Psammetich habe daher, erzählt Klearch, eigene Fischeßer abgerichtet, um die Quellen des Flußes zu erforschen, allein man könne der Hitze wegen nicht dahin gelangen, und daher eben sey das Waßer so süß, weil es in der heißen Zone gekocht

---

933) Hecker Geschichte der Heilkunde I. S. 41. Der Name rühret weder von χύω, noch von cham, dem semitischen Namen Aegyptens, sondern vom Arabischen Alkhimia, die verborgene Kunst, her.

934) S. Diodorus Sicul. 1, 37. seq. Athenaeus Deipnos. 2, 88.

935) Herodot. 2, 19. 20. 28. Vergl. Heyne de fide Diodori p. 121: Num post Herodotum inquirendis caussis physicis diligentiorem operam dederant? an Graecam sapientiam ipsi Aegyptii adoptaverant? hoc alterum vereor ne verius sit.

werde [936]). Diese absurde Ansicht (ἀλόγως) hatten die Philosophen von Memphis allerdings, denn auch Eudoxus bezeugt, daß es die Meinung der aegyptischen Priester gewesen [937]); schon Anaxagoras jedoch soll an den Schnee Aethiopiens gedacht, und Aristoteles die Ursachen der Nilschwelle völlig ergründet haben [938]). Auffallend ist es in der That, daß der noch vorhandene Nilmesser auf Elephantine, ein Brunnen von Quadersteinen am Ufer des Flußes, erst unter den Lagiden entstand, oder wenigstens seine zweckmäßige Einrichtung erhielt, wie die griechischen Buchstaben als Zahlen an seiner innern Wand zeigen.

In der Zoologie sind schwache Anfänge bei den Indern bemerkbar: die Thiere scheinen meist nur beobachtet, um ihre Eigenthümlichkeiten recht lebendig auffassen und ihre Neigungen und Triebe zu dichterischen Erzeugnißen benutzen zu können, denn wo der Kokilas, die Indische Nachtigal, seufzet, da muß ein liebendes Herz sie beseelen und Trennungsschmerz in ihren Klagen sich aussprechen. Die meiste Aufmerksamkeit ist, wie am Nil, vor Allen den heiliggehaltenen Individuen der Thierwelt gewidmet worden, und wo sie als die Vehikel oder Begleiter der Götter erscheinen, sind immer die hervorstechenden Eigenschaften der Thiere in Betracht gezogen, um die Natur des Gottes durch dieselben zu heben, oder anschaulicher zu machen, wobei ich nur auf den Sperling und Fisch des Kamas mich beziehen darf. Lebhafter noch ist diese Naturanschauung bei der Pflanzenwelt und giebt sich schon auf eine sinnige Weise in den bedeutsamen und graphischen Namen der Blumen kund: kein Wunder, da die ganze Mythologie der Inder gleichsam eine Metaphysik des Blumenlebens ist, und die vegetabilische Natur am

---

936) Athenaeus 8, 35. Vergl. Meiners philosophische Schriften I. S. 182.

937) Plutarch. de placit. philos. 4, 1. Vergl. auch Lucan. Phars. 10, 235.

938) S. Anonymi vita Pythagorae p. 219. Edit. Luc. Holstenii.

meisten zur Ausschmückung der Poesie verbraucht wurde. Neuere Botaniker sind längst auf die wohlklingenden Namen aufmerksam geworden [939]), wie bandhûla, die Schöne, für pentapetes phoenicea; sûryamani, Sonnenjuwel, für hibiscus cannabinus; raktamûla, Rothwurzel, für Oldenlandia umbellata; kesara, Haarpflanze, für mimosops elengi; gandharâja, Duftkönig, für Gardenia dumetorum u. s. f., oder Andere haben es anerkannt, daß die mythischen Ansprüche und etymologische Geltung der Pflanzen und Blumen von großer Wichtigkeit für die gemüthliche und sittliche Bedeutung derselben seyn werde [940]). Während in Aegypten von der Botanik durchaus nicht die Rede seyn darf, da in ihren Sagen und Bildwerken fast nur fünf Pflanzen eine Rolle spielen [941]), und unter diesen noch zwei von außen her verpflanzt zu seyn scheinen, die heilige Persâa und Nelumbium [942]), soll es in Indien eine ziemliche Menge von Schriften über Pflanzenkunde geben, denn, da die Indische materia medica keine thierischen Substanzen anwendet, sondern die wenigen Krankheiten mit vegetabilischen Präparaten zu heilen sucht, so kennt auch der Hindu vollkommen den pharmaceutischen Werth seiner Gewächse, und seine Heilmittel haben mit Recht längst die Beachtung der europäischen Botaniker und Aerzte auf sich gezogen. Hieher gehört besonders der alte Garcia, der den Gebrauch der Pflanzen und Droguerien seiner Beschreibung derselben hinzufügt [943]), selbst Linné, der bereits an 70

939) Zuerst Will. Jones Works V. p. 55, wo er ein Verzeichniß von 419. Pflanzennamen im Sanskrit giebt, und p. 62. dieselben statt der nichtssagenden botanischen empfiehlt. Sie sind ebenfalls angegeben in Roxbourgh und Wallich's flora Indica.

940) Nees von Esenbek Handbuch der Botanik II. §. 144. vergl. Sprengel Geschichte der Botanik I. S. 26.

941) K. Sprengel a. a. O. I. S. 28.

942) S. Theil I. Anmerk. 628.

943) Garcia ab Horto: Coloquios dos simples o drogas da India, Goa 1563. 4. der Uebersetzer Clusius (aromatum apud Indos nascentium historia, Antwerp. 1567.) ließ diese Anwendungen weg.

officinelle Pflanzen, welche wir Indien verdanken, aufführt, und einige Neuere [944]). Die Arzneiwissenschaft konnte freilich nicht in dem Maaße ausgebildet seyn, wie bei raffinirten Völkern, denn schon die Griechen rechneten die Inder zu den Makrobiern, weil sie wegen ihrer Mäßigkeit nur wenigen Krankheiten unterworfen waren [945]), und ein Neuerer fügt hinzu, daß einfache Kräuter und mäßige Lebensart den Inder genesen mache, wo jeder Europäer unterliegen würde [946]): allein nichtsdestoweniger steht die Wissenschaft in hohem Ansehen. Der Götterarzt und Gott der Heilkunde, Dhanvantaris, selbst, deßen schon bei Manus Erwähnung geschieht [947]), gehört zu den Juwelen, welche bei der Bereitung des Amrita zum Vorscheine kommen; ihm wird sogar ein altes Werk (Sansruta) zugeschrieben, welches in fünf Abschnitten von der Chirurgie, Diagnosis, Anatomie, von der innern Anwendung der Medicin, und von der Toxologie, die schon zur Zeit der Macedonier sehr beachtet wurde, handelt, dann aber noch einen ergänzenden Abschnitt (uttarasthana) über Augen- und Ohrenkrankheiten, und andere örtliche Uebel hinzufügt [948]). Jones will sogar eine vollständige Anatomie des menschlichen Körpers in einem Upanishad der Veden gefunden haben [949]), und Ainslie nennt nicht weniger als 54 Werke im Sanskrit, welche einzig und allein über Medicin handeln sollen, auch machen selbst die Araber mehre medicinische Tractate namhaft, welche sie von den Indern

---

944) J. B. Ainslie materia Indica, Lond. 1826. 2 Bde. und Fleming catalogue of Indian medicinal plants and drugs Calcutt. 1825.

945) Ktesias Indic. 15. Plinius 17, 2. Lucian. Macrob. 4 Diodor Sic. 2, 40. Strabo p. 1027. 1032: μηδὲ γὰρ νόσυς εἶναι πολλὰς διὰ τὴν λιτότητα τῆς διαίτης καὶ τὴν ἀοινίαν.

946) Munro in Sprengel's neuen Beiträgen zur Völkerkunde VII. S. 76.

947) Manu 3, 85.

948) Adelung Literatur des Sanskrit S. 178.

949) Jones works. III. p. 233.

erhalten hätten [950]). Von einer dieser medicinischen Schriften im Sanskrit, welche für alt und als zum Upaveda Ayush gehörig betrachtet wird, ist uns der Inhalt angegeben worden, und es finden sich hier nur drei Abschnitte, welche von dem Gebiete der Wissenschaft abtreten, um dem asiatischen Aberwitze und Wunderglauben zu huldigen; sie handelt nämlich von der Kunst, Geschwüre und Geschwülste chirurgisch zu verbinden und zu heilen, von den äußerlichen, organischen Fehlern der Augen u. s. w., von der Anwendung der Heilkunst auf den Körper im Allgemeinen, von den Krankheiten der Kinder und Kindbetterinnen, von der Anwendung von Gegengiften, dann jedoch ebenfalls von der Wiederherstellung der geistigen Eigenschaften, welche durch Zauberei zerrüttet waren, von der Kunst eine Universalmedicin zu bereiten und endlich von der Kunst, die Menschen zu vermehren [951]). Die spätern Schriften verlieren sich mehr und mehr in dergleichen Absurditäten und können zugleich einen Beleg für den tiefen Sittenverfall unter den Mohammedanern abgeben, denn nunmehr sind Leibschmerzen eine Strafe dafür, wenn man mit einer Person eines andern Glaubens zusammen gegessen; der Husten, wenn man einen Brahmanen getödtet, Steinschmerzen, eine Strafe für Blutschande mit der Mutter; und Durchfall, wenn man sein unschuldiges Weib umgebracht; die Heilmittel bestehen in Almosen, Fasten und Schenkungen an die Priester, und eine absichtliche Ironie könnte kaum die ernste Wissenschaft lächerlicher entstellt haben [952]). Zu Alexanders Zeit dagegen waren die Indischen Aerzte die besten im Lager, obgleich es auch, wie gegenwärtig, wandernde Sophisten und Charlatane gab, welche hauptsächlich Aphrodisiaka und stimulante Medicamente

---

950) Colebrooke Ind. Algebra, Dissertat. p. LXX.

951) Adelung Literat. des Sanskr. S. 177. aus dem Asiat. Journal.

952) S. K. Sprengel pragmat. Geschichte der Arzneikunde I. S. 128. ff.

anzuwenden pflegten, dergleichen schon Sandrokottus dem Seleukus zukommen ließ [953]), aber noch in dem späten Hitopadesa wird die Vorschrift gegeben: man solle sich nicht heimisch machen in einem Lande, wo Reiche, wo Lehrer, ein König, ein Strom, und zum fünften ein Arzt fehle [954]). — In chirurgischen Operationen sind die Inder allen asiatischen Nationen zuvorgekommen, weil sie mit einer feinen und sichern Hand eine große Kunstfertigkeit verbinden. Hier gebühren ihnen besonders zwei Erfindungen: in der Oculistik das Staarstechen, oder vielmehr das Niederdrücken des Staars, und sodann das Ersetzen der Nase aus der Stirnhaut, oder die Rhinoplastik: « »die letztere Operation erfordert,« sagt Hekker, »noch bei weitem mehr Geschicklichkeit, als das Staarstechen, und gereicht den Indischen Wundärzten zur besondern Ehre [955]).« Eine andere Untersuchung, deren Akten jedoch keinesweges als geschlossen zu betrachten sind, ist neuerdings noch von Ainslie angeregt worden, nämlich, ob nicht die Inder oder Chinesen durch Einimpfung der Schutzblattern dem unsterblichen Jenner zuvorgekommen seyen [956]). Bekanntlich hat man die Pocken (emphyesis variola), diese furchtbare Pest Oberasiens, längst als eine Chinesisch-Indische Krankheit betrachten wollen, und der aufmerksame Inder, der sogar dem Wiesel es ablernte, das lignum colubrinum gegen den Biß der giftigen Cobra anzuwenden [957]), und der eine eigene Göttin, Sitala mit Namen, die Gattin des unerbittlichen Todesgottes Yamas um Schutz und

---

953) Athenaeus Deipnos. 1, 32.

954) Hitopadesa p. 22. Edit. Lond.:
Dhaninas, srotriyo, ràjà, nadî, vaidyastu panchamas:
Pancha yatra na vidyante tatra vàsam na kàrayet.

955) Hecker Geschichte der Heilkunde I. S. 26.

956) Ainslie on small-pox and inoculation in Eastern countries, in den Transactions of the Roy. As. Soc. II. p. 52. seq. Hier heißt es p. 61: whether China or India has the prior claim to the discovery of inoculation, is a point still undetermined.

957) Garcia ab Horto a. a. O. p. 185.

Hülfe gegen die Blattern anruft, mogte allerdings durch irgend eine natürliche Mittheilung der Kuhblattern, welche wol nur im hohen Norden vorkommen, auf die Inoculation gerathen. Eine gewiße Classe von Brahmanen behandelt dieselbe auf europäische Weise, obgleich mit Gebeten und astrologischen Mysterien, welche auf eigene Erfindung schließen lassen, verbunden, und ein Inder, Kalvi Virambam, sucht aus einem medicinischen Werke, Sakteya Grantha, welches in Unterindien wohl bekannt ist, die Einimpfung aus dem Alterthume zu beweisen. Die Stelle lautet folgendermaßen: »Nimm das Fluidum der Kuhblatter von dem Euter einer Kuh, oder von dem Arme eines Menschen zwischen Schulter und Elbogen, auf eine Lanzette, verwunde damit den Arm eines Andern an eben der Stelle, bis Blut kommt: dann wird, wenn der Eiter mit dem Blute sich mischt, das Blatterfieber erzeugt werden [958]).« Das Alter dieses Werkes ist indessen fraglich, und jedenfalls wird das kunstmäßige Verfahren, so wie die allgemeine Verbreitung der Schutzblattern dem Wohlthäter Europens verbleiben. Die größten Kenntniße in der Heilkunde hat man ebenfalls den alten Aegyptern zuschreiben wollen, und allerdings konnte das ungesunde Nilthal mit seinen Miasmen zu derselben auffordern. Schon Homer vernahm es, daß jeder Aegypter ein Arzt sey [959]): allein es wird schon mißlich für die Wissenschaft, wenn Herodot jeder einzelnen Krankheit ihren besondern Arzt giebt [960]). Man hat dieses zwar von den Taricheuten verstehen wollen, oder auch die Angabe dahin gedeutet, als ob die strenge Diät des Volkes und seine reinigenden Elixire und Brechmittel

958) Bei Ainslie a. a. O. p. 67:
Dhenustanya masuchiva, narànàncha masuchikà,
Tajjalam bàhumûlàchcha sastràn tena grihitavàn,
Bàhumûle cha sastràni raktotpattikaràni cha:
Tajjalam raktamilitam sphotakajvarasambhavas.

959) Odyss. 4, 231: ἰητρὸς δὲ ἕκαςος, Vergl. Jeremias 46, 11.

960) Herodot. 2, 84. 3, 129.

zu dieser Ansicht verleitet hätten [961]): aber von wirklichen Aerzten, welche vom Staate besoldet wurden, spricht Diodor ausdrücklich, und ihre Kenntniße erhellen genugsam daraus, daß die Ursache der Krankheiten den Dämonen zugeschrieben wurde; daß man Incubationen in Tempeln veranstaltete damit der Kranke durch Orakel ein Mittel gegen sein Uebel erhalte [962]); daß man Kräuter bei wachsenden Monde sammelte und einweihte; als Amulete und sympathetische Kur sie gebrauchte [963]); daß, wer ein neues Mittel in Anwendung brachte, vor Gericht verklagt wurde [964]), und daß nur griechische Aerzte in Aegypten dem Darius seinen verrenkten Fuß wieder einrichten konnten [965]). Die Bücher, welche uns Clemens von Alexandrien als hermetische anführt, enthielten sechs über Medicin, nämlich eine Anatomie, Nosologie, über Instrumente, Medicamente, Augen- und Weiberkrankheiten; allein sie werden schon von Galenus und Andern als unecht anerkannt (πᾶσαι λῆροί εἰσι) [966]), und von der Unwissenheit der Aegypter in der Anatomie haben wir wenigstens redende Zeugniße. Der Paraschistes mußte, wenn er den Einschnitt gethan, sofort entfliehen, weil man vor Leichenöffnungen einen Abscheu hatte; das Einbalsamiren selbst war nicht geeignet, auch nur die rohesten Kenntniße des menschlichen Körpers zu erwerben [967]) und der Nerv vom Ringfinger der linken Hand bis zum Herzen hin, so wie das Abnehmen des Herzens selbst vom dreißigsten Jahre

---

961) Warburton Sendung Mosis II. S. 63. Sprengel Geschichte der Arzeneikunde I. S. 89. vergl. Herodot 2, 77. Diodorus Sicul. 1, 82.

962) Diodor 1, 25. Hecker Gesch. der Heilkunde I. S. 36.

963) Schmidt de sacerdot. p. 196.

964) Aristoteles de civit. 3, 11. Diodor. 1, 93.

965) Herodot. 3, 129.

966) Conring de hermetica Medicina 1, 4. Sprengel a. a. O. I. S. 78.

967) Hecker a. a. O. S. 31. Sprengel S. 99.

an [968]), sind die sichersten Beweise, daß niemals Beobachtungen gemacht worden.

§. 5. Größere Verdienste, als in den so eben behandelten empirischen Wissenschaften, hat unstreitig die Indische Nation in den abstracten und speculativen Disciplinen sich erworben, und die Mathematik insbesondere hat durch sie eine der wichtigsten Bereicherungen erhalten, wenn auch hier abermals in vielen Fällen nur die Keime liegen, die bei dem statarischen Charakter des Volkes niemals zur Reife gediehen sind. Noch gegenwärtig haben die Inder, nach der Aussage eines feinen Beobachters, eine große Neigung zu den mathematischen Wissenschaften; die Arithmetik nimmt noch jetzt in ihren unvollkommnen Schulen den ersten Platz ein, und häufig rechnen sie die schwierigsten arithmetischen Probleme aus dem Kopfe, bevor ein Europäer die Zahlen auf dem Papiere ordnet [969]). Hat demnach der Ausspruch von Robertson: daß man den Zustand der Rechenkunst unter einem jeden Volke als einen Maaßstab zur Würdigung seiner Cultur ansehen könne [970]), nur irgend Gewicht, so läßt auch in dieser Beziehung aus den Berechnungen der ungeheuren Weltperioden und aus andern Erscheinungen, die weiterhin berücksichtigt werden müßen, die Geistesthätigkeit der Hindus sich nicht verkennen. Zu den schönsten Erfindungen, welche Europa den alten Indern verdankt, gehört ohne allen Zweifel das Ziffersystem, wodurch die langwierigen Rechnungen mit Buchstaben so sehr vereinfacht und erleichtert wurden [971]), und der Gegenstand ist wichtig genug, um einige Ausführlichkeit hier zu verdienen. Man bemerkt zwar bei den verschiedensten Völkern des Alterthums überall die Deka-

968) S. Plinius 9, 37. Gellius noctes Attic. 10, 10.

969) Heber Journal II. p. 369. 409. seq. Tavernier Reise II. S. 157. Papi Briefe über Indien S. 403.

970) Robertson Geschichte von Amerika II. S. 357.

971) Man sehe nur diese Schwierigkeiten bei den Alten, z. B. bei Eutocius zu Archimedes dimensio circuli, und Andern.

dik, weil nach den Fingern gezählt wurde, woher noch πεμπάζειν der griechischen Sprache verblieb [972]) und die Figur der hetrurisch-römischen Zahlzeichen von Einigen erklärt wird [973]): allenthalben aber geschieht die Bezeichnung der Zahlen entweder durch die Buchstaben des Alphabets nach dem Werthe der Elementenreiche, wie bei den alten Semiten und Griechen, an deren phönizischem Alphabete die Bezifferung haftete; oder durch eigene Siglen und Hieroglyphen, wie bei den Etruskern, den spätern Aegyptern, in der neuen Pehlwischrift, auf jungen phönizischen Münzen und bei den Muyska's und Azteken in America [974]). Wie viele Fehler durch die erstere Methode in die Schriften der Alten gekommen, haben manche Gelehrte nachgewiesen [975]), die zweite aber machte nur irgend weitläuftige Rechnungen fast ganz unmöglich durch ihre rohe Juxtaposition oder das Neben- und Uebereinandersetzen der Zeichen, welche Unbeholfenheit bei der einfachen und vollkommnen Indischen Positionsmethode, die nach der alten Rechenschnur, dem Rosenkranze, die Null oder das Leere (im Sanskrit Sûnya) einführte, gänzlich wegfällt. Diese sogenannten Ziffern, vom Arabischen zafar zählen [976]), die wir nach unsern Lehrern Arabische Zahlen nennen, finden sich in Europa erst in Urkunden des 11ten und 12ten Jahrhunderts [977]), zunächst bei Astronomen und Astrologen, auf welche sie auch Maximus Planudes im

972) Homer. Odyss. 4, 412. Aeschyl. Eumenid. 718. Apoll. Rhod. 2, 975. Plutarch. de defect. orat. 36. Vergl. Nitzsch Anmerkung zum Homer S. 273.

973) S. Lehrgebäude der Diplomatik. V. S. 65. Hüllmann Staatsrecht des Alterthums S. 18.

974) S. Alex. von Humboldt: über die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen, in Crelle's Journal für reine und angewandte Math. Bd. IV. S. 205. ff.

975) Z. B. Ernesti zum Tacitus I. p. 441. Schlözer zum Nestor I. S. 44. Gesenius Geschichte der hebr. Sprache S. 174.

976) Maximus Planudes begeht einen doppelten Irrthum, daß nur die Null τζίφρα geheißen und dieses ὀδέν bedeute.

977) S. Lehrgeb. der Diplomat. V. S. 86. Montucla hist. des Mathem. I. p. 360.

13ten Jahrhunderte, ihren Indischen Ursprung anerkennend, zurückführt [978]).

Bevor ich aber die ältern und vollgültigen Zeugniße, welche die Indische Erfindung außer Zweifel setzen, mittheilen kann, müßen noch einige Hypothesen der Neuern über die Zifferzeichen kurz erwähnt werden. Ohne allen Grund ist die Vermuthung von Eckhel, daß diese Zeichen phönizischen Ursprungs seyn mögten [979]), oder die des gelehrten Bayer, welchem Hager folgt, daß sie den Chinesen angehören [980]), wogegen schon die Form der Zeichen und ihre Richtung von der Linken zur Rechten spricht. Scheinbarer ist die Meinung von Hüet, Villoison und Mannert [981]), daß die Ziffern verzogene griechische Buchstaben, gleichsam tironische Noten und Siglen von Maaß und Gewicht gewesen und den Pythagoräern gehörten, weil sie in einem Werke des römischen Consul Manlius Severus Boethius (524) über Geometrie vorkommen sollen [982]). Allein das Alter dieser Handschrift ist nicht ermittelt, und die Zahlzeichen können später hineingetragen seyn, da Wallis in einigen Manuscripten eben jenes Werkes noch Buchstaben vor-

---

978) **Planudes** bei **Wallisius opera Vol. I, p. 48**: *οἱ τῶν ἀςρονόμων φιλοσοφώτεροι, ἐπεὶ ὁ μὲν ἀριθμὸς ἔχει τὸ ἄπειρον, τȣ̃ δὲ ἀπείρȣ γνῶσις ȣ̓κ ἔςιν, ἐφεῦρον σχήματά τινα καὶ μέθοδον δἰ αὐτῶν, ὡς ἂν τὰ τῶν ἐν χρήσει ἀριθμῶν εὐσυνοπτότερον κατανοῆται καὶ ἀκριβέςερον.*

979) **Eckhel doctrin. numor. III. p. 396.** Er sagt, das Wort **Abdera** werde z. B. phönizisch **19990** geschrieben; allein hier würden ja die Zeichen vermengt, und man könnte auch in den Worten so oder bis die Ziffern **50** und **615** finden, wenn die zufällige Form gelten sollte.

980) **Bayer hist. regn. Bactr. p. 124.** Hager in den Fundgruben II. S. 65 Bayer's Einwurf von den Casten hergenommen, ist völlig nichtig, weil ja auch die Schreibkunst nicht bei Einer Caste verblieb.

981) S. Lehrgeb. der Diplomat. V. S. 78. **Villoison Anecdota Graeca II. p. 152. seq.** (Die Formen daselbst aus zwey Handschriften № 323 sind noch ganz Arabisch; № 303 aber jünger.) **Mannert de numerorum, quos arabicos vocant, vera origine pythagorica. Norimb. 1801.**

982) **Montucla** a. a. O. I. p. 122. 378.

fand: bei alledem aber mag die Möglichkeit nicht geläugnet werden, daß Boethius bereits die Ziffern gekannt, und wie Alles, was auf Zahlen Bezug hat, den Pythagoräern zugeschrieben haben könne, nur ist dieses Vorgeben völlig aus der Luft gegriffen, da die Zeichen bei den Alten nirgend mehr erscheinen. In der neuesten Zeit endlich hat man noch ähnliche Ziffern, die jedoch nur in den drei ersten Elementen überein kommen, auf hieratischen und enchorischen Documenten Aegyptens aufgefunden; allein abgesehen davon, daß abweichende Formen für die Zahl der Tage vorkommen und die ganze Art der Bezifferung keine Haltung und Consequenz zeigt, gehen auch diese Ziffern, deren Alter man nicht angegeben hat, ihrem Werthe nach von der Rechten zur Linken, wodurch schon die Verwandschaft mit unsern Zeichen aufgehoben wird [983]). Und so bleiben denn die einstimmigen Zeugniße der Araber in Kraft, daß sie die Ziffern und eigenthümliche Rechnungsarten, von welchen noch viele Arabische Handschriften unter dem Titel Indische Rechenkunst (rakamon hendîyon), worunter vornämlich die Algebra gemeint ist, vorhanden sind, von den Indern erhalten hätten [984]). Wahrscheinlich geschah dieses durch den Handel der Inder in Arabien selbst, denn noch gegenwärtig ist dieser meist in den Händen der Banyanen »und fast jeder Kaufmann, sagt Burckhard von den Mekkanern, »versteht etwas Hindostanisch, wenigstens die Zahlen und Handelsphrasen.« Mit den Arabern stimmen der genannte Maximus Planudes, deßen Werk ebenfalls den Namen *λογιϛικὴ Ἰνδικὴ*, oder *ψηφορία κατὰ Ἰνδὸς* führt [985]) und Jo-

---

983) S. Kosegarten de prisca Aegyptiorum literatura p. 52. seq.

984) Bahaeddin und Assephadi zum Tograi bei Wallis a. a. O. I. p. 159. Alkendi u. A. bei Casiri Biblioth. Arab. Escurialens. I. p. 353. 405. 410. 426. 433. Herbelot Bibl. Orient. s. v. Zig.

985) Bei Wallis a. a. O. *Εἰσὶ δὲ σχήματα ἐννέα μόνα, ἅ καὶ εἰσὶ ταῦτα* (es folgen die Zeichen,) *καὶ τὰ ἐννέα δὲ σχήματα καὶ αὐτὰ Ἰνδικά εἰσιν.*

hannes De Sacro Bosco um 1256, der seine Arithmetik in Versen folgendermaßen beginnt:

Haec Algorithmus, ars praesens, dicitur, in qua
Talibus Indorum fruimur bis quinque figuris;

und diesen haben sich die besonnensten Männer angeschlossen, wie Vossius[986]), Wallis[987]), Heilbronner[988]), die gelehrten Benedictiner in ihrem Lehrgebäude der Diplomatik[989]), Montúcla[990]), besonders aber Alexander von Humboldt, nachdem alle jene Aussagen durch das Ziffersystem des Sanskrit selbst beglaubigt worden[991]). Die Inder betrachten diese Zeichen als uralt und schreiben die neun Unitäten (anka), wie Alles, deßen Ursprung sie nicht angeben können, dem Brahman zu[992]), etwa wie die Alten der Minerva, oder dem Palamedes die Kunst zu zählen zueigneten; jedoch sind gegenwärtig die Zifferzeichen in Indien nach den verschiedenen Gegenden etwas von ihrer Urgestalt abgewichen[993]). Eine geringe Aenderung haben schon die Araber mit denselben vorgenommen, insofern sie statt der Null, welche Planudes noch als Kreis, oder den leeren Raum kannte[994]), einen Punkt eingeführt und jenen Kreis an die Stelle der Fünf gesetzt haben. Dieses scheint in der That seinen ersten Grund in einer mystischen Spielerei zu haben, welche außerordentlich weit verbreitet und in Indien

---

986) Vossius de scientiis mathematic. c. 8.

987) Wallis Opera Vol. II. p. 7.

988) Heilbronner hist. Mathematicae p. 485. 737.

989) Lehrgebäude der Diplomatik. V. S. 77. Uebers. von Adelung.

990) Montucla a. a. O. I. p. 375. seq.

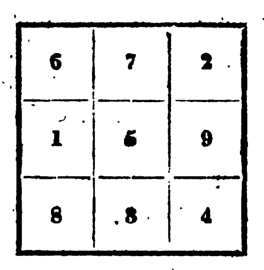
991) Um die völlige Identität der Indisch-Arabischen Ziffern mit denen vom Jahre 1200 in einem Astronomischen Werke einzusehen, vergl. man nur die Tafel XI. bei Montúcla, selbst noch mit dem Drucktypus des Sanskrit.

992) Colebrooke Algebra of the Hindus p. 4.

993) Humboldt a. a. O. S. 219.

994) A. a. O. τιθέασι δὲ ἕτερόν τι σχῆμα, ὃ καλοῦσι τζίφραν, κατ' Ἰνδοὺς σημαῖνον οὐδέν. Ἡ δὲ τζίφρα γράφεται οὕτως, 0.

recht zu Hause war, nämlich in der Anordnung des sogenannten magischen Quadrats, auch Siegel des Saturn, Planetensiegel u. s. f. betitelt, weil man dergleichen als Talismane und Amulete zu gebrauchen pflegt. Das Einfachste besteht aus den 9 Primzahlen in drei Reihen so geordnet, daß das Product einer jeden, selbst der Diagonalen, 15 werde.



6	7	2
1	5	9
8	3	4

Als Amulet ist jedoch die Verschränkung zweier Quadrate in Form eines achteckigen Sternes gewöhnlicher. Die Fünf nimmt dabei nothwendig die Mitte ein; sie wird als Weltseele betrachtet, von den Pythagoräern νῦς genannt, und von den Aegyptern durch einen Stern bezeichnet [995]); die übrigen Zahlen bilden die Welt, und die ungeraden deuten auf die himmlischen, die graden auf irdische Elemente. Die Rabbiner beziehen das Product 15 auf den hochheiligen Namen Jehova; die Araber bannen damit die schädlichen Einflüße des Saturn, weil die Gesammtzahl 45 in deßen Namen Zahal (z = 7, h = 8, l = 30) enthalten sey, und es ist gewiß mehr als Zufall, wenn von ihnen bis zu den Chinesen hin [996]) ähnliche Ansichten über diese Figur sich finden. Bei den Indern traf sie Laloubere allenthalben und auf

995) Horapollo Hierogl. I, 13: Σημαίνοντες τὸν πέντε ἀριθμὸν, ἀστέρα ζωγραφοῦσιν.

996) S. Fr. v. Schlegel Weisheit der Inder S. 145.

sie führt auch Montúcla sie zurück [997]), zumal da die Indische Constructionsweise bei den größern Quadraten von den Mathematikern als die einfachste befunden worden, und nur diese von Moschopulus beobachtet wird, der die Quadrate zu Anfange des 15ten Jahrhunderts in Europa bekannt machte [998]). Nach ihm suchen dann Agrippa von Nettersheim und Theophrastus Paracelsus geheime Bedeutung in denselben. — Sehen wir uns jedoch nach reellern Verdiensten der Inder im Fache der Mathematik um, so bietet sich uns vor Allem die Algebra dar.

§. 6. Die ersten Anfänge der Algebra waren lange im Dunkeln, denn man wußte nur, daß Araber sie uns mit dem Namen zugleich (Aljabro, fractio) überliefert, und daß bei den alten Griechen keine Spur von dieser Wissenschaft anzutreffen sey, weshalb schon Männer von Fach, wie Stevinus und Wallis, vermutheten, die Araber mögten sie wol mit den Ziffern von den Hindus erhalten haben [999]). Diese Vermuthung wurde durch die Aussagen gelehrter Araber bestätigt, daß nämlich unter dem Abbassiden Almansur um das Jahr 773 ein Indischer Astronom an deßen Hof gekommen, und Tafeln über die Aequationen der Planeten und über die Eklipsen mitgebracht habe, die der Chalif von Mohammed

---

997) Montucla a. a. O. I. p. 124. vergl. Klügel mathematisches Wörterbuch IV. S. 14. ff. Wir haben oben die religiöse Bedeutung der Dreyecke und ähnlicher Figuren betrachtet, und der Inder hat allerdings Neigung und Veranlassung zu diesen Charakteren und Formen, mit denen im Mittelalter viel Unfug getrieben wurde, (S. Horst Zauberbibliothek I. S. 32. III. S. 69. ff.). Das mystische Pentagon, welches Einige den Indern zuschreiben, habe ich bis jetzt nicht angetroffen. (Man s. einen Aufsatz von Lange über den Drudenfuß, in Böttigers Archäol. und Kunst I. S. 56).

998) Montucla a. a. O. I. p. 346. 445.

999) Wallis de Algebra (Oxon. 1693) Vol. II. p. 4: Haud improbabile est, hos Arabas, qui ab Indis figuras numerarias acceperint (Graecis ignotas), simul inde didicisse earum usum, tum profundas de illis speculationes, quas neque Latini neque etiam Graeci prius noverant, quam ab Arabibus tandem fuerint edocti.

Ibn Alfazari übersetzen lassen, aus welchem Werke dann Mohammed Ibn Musa aus Charezm die Algebra besonders herausgehoben [1000]), weil die Inder diesen Theil der mathematischen Wissenschaften immer nur in Beziehung auf Astronomie vorzutragen pflegen. Die Araber legten sich nunmehr mit Eifer auf die Mathematik. Es giebt, wie bereits angeführt, in den großen Handschriften-Sammlungen, z. B. des Eskorials, mehre Werke, welche den Titel »Indische Arithmetik« führen, und es scheint derselbe sogar für das Rechnen überhaupt genommen zu werden, da der Dichter Motenabbi einen gewißen Mann nennt, der, wie wir sagen würden, nicht fünf zählen konnte, und doch unter einem Volke lebe, welches die Indische Rechenkunst zu verstehen vorgäbe. Indeßen gebraucht die Algebra an vier Jahrhunderte, um zu den Europäern zu gelangen, weil die dunkeln Regeln und Wahrsagereien, welche die Araber mit dem Abacus, oder ihrem Abujet (vom Alphabete abgeleitet) getrieben, nun auch mit Ziffern beibehalten wurden; wenigstens schreibt es Colebrooke wol mit Recht diesem Umstande zu, wenn der Erzbischof Gerbert (nachher Pabst Sylvester II., gestorb. 1003) nicht mit dem Ziffersysteme, welches er nach eigenem Geständniße in Spanien gelernt hatte [1001]), und mit der Arithmetik durchgedrungen war [1002]). Man behalf sich mit den Buchstaben, bis ein junger Pisaner, Leonardo Bonacci, dessen Vater zu Bugia, an der Afrikanischen Küste, Zollschreiber der Handelsleute von Pisa war, von den Arabern die Ziffern und Indische Rechnungsweise erlernte und dieselbe in einem eigenen Werke, welches unter seinen Handschriften als das älteste aufgefunden ist, bekannt machte [1003]). Er sagt es hier selbst,

---

1000) Casiri Bibl. Arab. Escur I. p. 426. 428. Mohammed Ibn Musa wird gegenwärtig von dem gelehrten Rosen in London mit Uebersetzung herausgegeben.

1001) Heilbronner hist. Mathem. p. 740.

1002) Colebrooke Algebra of the Hindus p. LIII.

1003) Der Titel heißt: Liber Abaci, compositus a Leonardo filio Bonacci Pisano, in anno 1202.

daß er die Arithmetik der Inder mittheile, die ihm in dieser Wissenschaft für die vorzüglichste gelte (plenam numerorum doctrinam edidi Yndorum, quem modum in ipsa scientia praestantiorem elegi). — So weit gebührt noch die Kenntniß dieser Wissenschaft den Arabern, und der Ursprung geht nach ihren Zeugnißen auf die Inder zurück, als die griechischen Werke des Diophantos von Alexandrien aufgefunden wurden, welche die Elemente der Algebra kennen. Es sind bis jetzt fünf Handschriften vorhanden, die alle denselben Text enthalten[1004], und es darf daher vermuthet werden, daß wir getreue und unverstümmelte Copien davon besitzen: aus diesen aber geht hervor, daß die Wissenschaft gewißermaßen erst durch Diophant geschaffen worden, daß kaum die determinirte Analysis vor ihm bekannt gewesen, wie er denn auch ausdrücklich versichert, daß Manches bei ihm neu sey[1005]. Ueber sein Zeitalter, denn es gab mehre Männer dieses Namens unter den spätern Griechen, ist nur das Eine gewiß, daß er nicht später, als im 4ten Jahrhunderte gelebt haben kann; aus dem Epigram eines gewißen Lucilius in der Anthologie[1006], auf einen Diophant kann nichts geschloßen werden, allein es findet sich unter den Werken der Hypatia († 415) ein Commentar über den Algebraiker. Abulfaraj setzt ihn unter Julian[1007], um das Jahr 365, und Colebrooke hält diese Angabe für die richtigste, welcher nichts im Wege stehe[1008]. Auch Diophant wurde späterhin den Arabern bekannt, und von Mohammed Abulwafe'l Bujani übersetzt; allein schon der fleißige und besonnene Cossali gelangte nach seinen Untersuchungen auf das Resultat, daß der erste

1004) Colebrooke a. a. O. p. LXI.

1005) Ebendaselbst p. XVI.

1006) Anthologia Graec. 2, 22.

1007) Abulfarag. Dynast. p. 89. Edit. Pococke Vergl. Montucla a. a. O. I. p. 320.

1008) Colebooke a. a. O. p. LXIV.

Arabische Algebraiker, Mohammed Ibn Musa, nicht von den Griechen, sondern von den Indern diese Wissenschaft erlernt habe [1009].

Es konnte nicht fehlen, daß gelehrte Britten in Indien nicht auch auf diesen Zweig des Wissens aufmerksam geworden wären, zumal da sie die Fähigkeiten des Volkes in seinen Berechnungen noch jetzt benutzen und bewundern konnten, und im Sanskrit eine Menge von technischen Ausdrükken, aus ihrem eigenen Kreise entnommen, für mathematische Gegenstände angetroffen wurde, während wir die meisten von den Arabern und Griechen erborgen. Nicht sowohl daß jede arithmetische Operation hier mit eigenem und entsprechendem Namen bezeichnet wird, hat die Sprache sogar eigene Wörter für die zehnfache Progression einer Unität bis zu 17 Nullen hin ausgeprägt, welches immer auf häufigen Gebrauch der außerordentlichen Zahlverhältniße hinweiset [1010]. Der Erste, welcher nach den Originalschriften der Inder die Algebra darzustellen versuchte, ist Strachey, der zugleich die Bearbeitung eines Indischen Werkes veranstaltete [1011], und dem es Colebrooke nachrühmt, daß er durch seine Arbeiten ein großes Licht auf diesen Gegenstand geworfen habe. Er hob die Verdienste der Inder in einer eigenen Abhandlung in den »Asiatischen Untersuchungen« hervor, und seine Aussprüche: daß dieses Volk hier Entdeckungen gemacht, welche tausend Jahre später von Euler und Lagrange wieder mußten gefunden werden [1012], wie, unter andern, die Auflösung

---

1009) Cossali origine dell' Algebra I. p. 219. (Parma 1797). vergl. Colebrooke p. LXXIX.

1010) Z. B. eka 1, dasa 10, sata 100, sahasra 1000, ayuta 10,000, laksha 100,1000, prayuta Million, koti 10 Millionen, arbuda 100 Millionen, padma 1000 Millionen, kharva 10,000 Millionen, nikharva 100,000 Millionen, mahâpadma Billion, sanku 10 Billionen, samûdrâ oder jaladhi (Ocean) 100 Billionen, antya 1000 Billionen, madhya 10,000 Billionen, parârdha 100,000 Billionen.

1011) Vijaganita or Algebra of the Hindus, Lond. 1813.

1012) Asiat. Res. XII. p. 159. seq.

der algebraischen unbestimmten Probleme des ersten und zweiten Grades, konnten so lange partheiisch scheinen, bis der würdige und gründliche Colebrooke sie bestätigte [1013]), dessen kritischer Abhandlung vor der Ausgabe seiner Indischen Traktate wir das Meiste über die Geschichte der Algebra verdanken [1014]). Die beiden Schriften, welche hier in Uebersetzung gegeben werden, sind Lilâvatì, nach der Tochter des Verfaßers so benannt [1015]), und Vìjaganita, (Arithmetik, von vija, origo, Analysis) von Bhaskara Acharya, als erster Theil aus dessen astronomischem Werke Siddhânta-siromani, und sodann zweitens das Ganitâdhaya und Kuttakâdhyaya von Brahmaguptas. Der Erstere ist bedeutend jung, nämlich aus dem 12ten Jahrhunderte, und compilirte meist aus frühern Schriften; Brahmaguptas aber, der um das Jahr 628, also lange vor den Arabern schrieb, folgt wieder dem Aryabhattas aus dem 5ten Jahrhunderte, der bereits die Algebra unter dem Namen Vija und Kuttaka fractio, von kutt, zerstoßen multipliciren, woher Algebra nur übersetzt ist) [1016]), behandelt hatte, vielleicht die Bahn brechend, oder als Vervollkommner der Wissenschaft, etwas später als Diophant [1017]). Nun aber giebt es nach Colebrooke kein Anzeichen, daß die Griechische Algebra auf die Indische eingewirkt habe [1018]): die Keime wenigstens müßten hier überschnell zur Reife gediehen seyn, während sie bei den Griechen verkümmerten; indeß bedürfen

---

1013) Colebrooke a. a. O. p. II. VII. XV. XVI. XVIII. XXXVII.

1014) Algebra with Arithmetik and mensuration, from the Sanscrit of Brahmegupta and Bhâskara. Lond. 1817. 4.

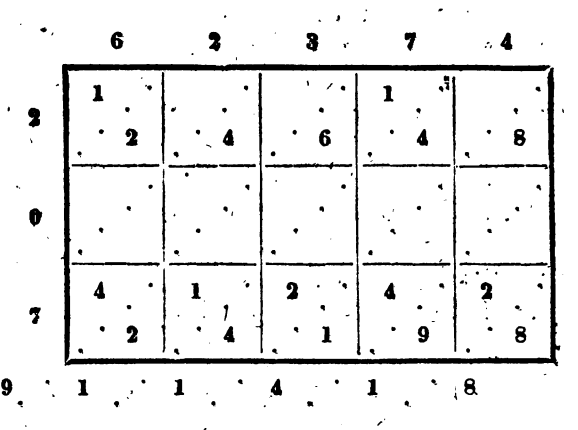
1015) Die Schrift soll ebenfalls von Taylor (Bombay 1816.) übersetzt seyn; im Original erschien sie zu Calcutta 1826. Die Beweise zur Lilavati giebt ein anderes Werk, Udaharana genannt.

1016) Von Kuttaka selbst kommt jedoch bei den Arabern ebenfalls noch katka vor. S. Casiri a. a. O. I. p. 426.

1017) Colebrooke a. a. O. p. VII.

1018) Derselbe p. XXII.

auch die Behauptungen des Bombelli, daß Diophant Indische Auctoren citire [1019]), noch einer genauern Prüfung, falls jene Handschrift des Vatican, die noch Bombelli benutzte, nicht verloren ist. Beide Völker scheinen unabhängige Erfinder zu seyn und die Ziffern es dem Inder leicht gemacht haben, sich schneller zu vervollkommnen. Aryabhatta wenigstens ist unabhängig von Diophant, und in mehrfacher Hinsicht weiter als derselbe [1020]); in den Terminologien gebraucht er Abkürzungen als Zeichen der unbekannten Größen, besonders solche, die von Farben entlehnt sind, wie kâ aus kâlaka, schwarz, nî aus nîlaka, blau, ha aus haritaka, grün, u. s. f. Dagegen aber läßt sich zeigen, daß die Araber den Indern fast Alles hier verdanken, und selbst ihre netzförmige Multiplications-Methode (shabakhaton), z. B. 62374 × 207:



findet sich in den Schriften der Inder wieder [1021]).

1019) Cossali I, 4, §. 4. Colebrooke p. LXIV.

1020) Colebrooke a. a. O. p. X. seq.

1021) Ebendas. Algebra of the Hind. p. 7.

§. 7. Um nunmehr einen andern schwierigen Gegenstand, die Astronomie der Inder, möglichst vollständig behandeln zu können, müßen wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken, und besonders einen vergleichenden Blick auf den Zustand dieser hohen Wissenschaft in der alten Welt überhaupt werfen. Eine jede sabäische Religion führt auf die Beobachtung der Gestirne, oder sie ist vielmehr erst aus derselben erwachsen, da es zum Glauben solcher Culten gehört, daß die Himmelskörper in das Schicksal der Menschen eingreifen, und nicht mit Unrecht ist behauptet worden: erst die Astrologie sey als Mutter und Pflegerin der Astronomie zu betrachten. Müßen wir auch das Vorgeben einiger Mythendeuter zurückweisen, als seyen die Urreligionen des Alterthums bloß siderischer Natur gewesen, so zwingen uns doch manche triftige Gründe, den Sabäismus als die Grundlage vieler religiösen Erscheinungen des Orients anzusehen, und bei Indern, Aegyptern und Chaldäern läßt sich wol schwerlich läugnen, daß der siderische Cultus die erste Stelle hier einnehme, daß er der Mythologie als Hauptgerüste unterliege [1022]). Es ist ein tiefeingreifender Glaube der genannten Nationen, daß die Gestirne belebt, daß sie entweder göttliche Wesen an sich seyen, deren Pfad am Himmel die Milchstraße vorstellt, daher diese bei den Indern sowohl die Sternenbahn (nakshatramârga), als auch die Götterstraße (suravithi) und der Weg der Frommen (siddhimârga) genannt wird [1023]), oder daß wenigstens die Seelen der Tugendhaften aus ihnen strahlen, so lange ihr Verdienst währt, dann aber in Sternschnuppen herabfallen, um in irdische Körper abermals gebannt zu werden: »es sind Fromme,« sagt Matalis zum Arjunas, »welche du in Sternengestalt auf der Erde gesehen hast [1024]);« und die Vergleichung

1022) S. Gesenius Excurs II. zum Jesaias.

1023) Indralok. 1, 12. 40. Dieselbe Vorstellung bei Amerikanischen Völkern s. bei Weidler hist. Astronomiae p. 261.

1024) Ebendaselbst 1, 38.

mit einem gefallenen Sterne bei Indischen Dichtern findet nach dieser Ansicht erst ihren tiefen Sinn. Aehnlich war die Vorstellung bei einigen Griechen; denn bei Aristophanes heißt es ausdrücklich, daß die Seele zum leuchtenden Sterne werde [1025]), und noch Origenes kann sich von diesem Glauben nicht losreißen [1026]). Werden aber die Gestirne mit diesem Interesse betrachtet, so muß die Astrologie, in dem ursprünglichen Sinne der Astrognosie oder Sternkunde [1027]), gar bald ein unzertrennlicher Theil der Religion werden, und die Beobachtung muß sich auf die Himmelskörper mit gesteigertem Antheile lenken, um wo möglich ihre ewigen Gesetze zu berechnen und die scheinbar regellos zerstreuten Funken in eine kosmische Symmetrie zu bringen. Beobachter waren die Priester, durch Muße, höhere Bildung, Castenverbindung und Beruf am ersten angewiesen, auf Alles, was Religion betraf, aufmerksam zu seyn, und hier konnte es auch der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen, wie die Allesbelebende Sonne, als Hauptgottheit des Sabäismus, im Laufe der Jahreszeiten ihren Einfluß zugleich mit der anscheinenden Bahn veränderte; wie die Sterngruppen zu ihr die Stellung wechselten und besonders das milde Gestirn der Nacht, der Mond, eine regelmäßige Wanderung zu machen schien am unermeßlichen Himmelsgewölbe, bald dieses, bald jenes Gestirn begrüßend, bald in vollem Glanze, bald unscheinlich und verschwindend. Im Geiste des Orients hüllte man die beobachtete Regelmäßigkeit in populäre Allegorien ein, theils um die Mittheilung der Erfahrungen zu erleichtern, theils um dem Volke den geglaubten Einfluß jener glänzenden Körper auf die Erde bemerklich zu machen. Dieses die erste Astrologie der Alten, gegen welche man mit Unrecht sich ereifern würde, da erst späterhin ihr Mißbrauch zu den unglaublichsten Ver-

---

1025) Aristophaues pax 832. Plinius 2, 8. Vergl. Voß zu Virgils Landbau 1, 32.

1026) Bei Photius p. 4. Edit. Bekker: ἐμψύχȣς τȣ̀ς ἀςέρας.

1027) Lalande Astronomie I. p. 106.

irrungen führte, als der Priesterstand, selbst zu beßern Einsichten gekommen, die eitle Kunst eigennützig zu seinem Vortheil wandte [1028]). Fortgesetzte Beobachtung mußte gar bald zur größten Ueberraschung neben Sonne und Mond noch fünf irrende Sterne entdecken lassen; selbst die kindlichen Otaheiter waren schon dahin gekommen, die Planeten von den Fixsternen zu unterscheiden [1029]), und wirklich geht die Erwähnung der Wandelsterne über unsere Geschichte hinaus. Homer kennt bereits die Venus; die Chaldäer verehrten besonders den Mars und Jupiter; der Letztere ist den Vedas bekannt [1030]), und die Zahl Sieben ist im Alterthume aus keinem andern Grunde so heilig, als eben in Rücksicht auf diese wandelnden Himmelskörper. Man hat nach solchen unläugbaren Thatsachen die genauen Beobachtungen der Alten, welche selbst bis auf die Jupitertrabanten sich erstreckten, überschätzen wollen, und Bailly leiht deshalb seiner nördlichen Urnation ohne Umschweif Herschelsche Teleskopen, durch welche auch Demokrit die Milchstraße soll betrachtet haben; ein Anderer will aus einer Stelle des Hekatäus beweisen, daß die alten Druiden mit gewaffneten Augen in den Mond gesehen; noch Andere rathen auf eine frühere teleskopische Dichtigkeit der Athmosphäre, welche die Beobachtungen erleichtert hätten: allein man sieht, daß alle diese Vermuthungen unter dem trüben Himmel Europa's gemacht wurden, und daß keine Rücksichten genommen sind auf die religiösen Motive des alten Orients, welche die Blicke zum ewig reinen Himmel empor lenkten. An die Entdeckung der Planeten und ihres harmonischen Cirkeltanzes schloß sich wol zunächst, jedoch allmählig, die Erfindung und Abgränzung der wichtigsten Sterngruppen in bestimmte

---

1028) Um sie kennen zu lernen, sehe man besonders Salmasius de annis climacteriis p. 31. 40. seq. 784. Vergl. Gesenius zum Jesaias Bd. II. S. 349.

1029) Kotzebue Neue Reise um die Welt (Weimar 1830) S. 75.

1030) Vergl. Jesaias 65, 11. 2 Könige 17, 30. Asiat. Res. VIII. p. 456.

Bilder, welche bald das einfache Jäger- und Hirtenleben des Beobachters verrathen; bald mit Flammenschrift den Volkskalender zur Regelung der Zeiten und der agrarischen Beschäftigung an den Himmel schreiben; bald, nach verschiedenen Ansichten, z. B. in den Septentrionen, einen Wagen, Pflugstiere, sieben weise Männer, eine Bahre mit Leidtragenden, oder einen Bären erblicken lassen; bald mit Phantasie und Witz ganze Gemälde uns abstecken und ausführen. Das hohe Alter dieser Bilder, welche die wissenschaftliche Astronomie beibehalten, besonders der auffallendsten, wie des Bootes und Orion mit ihren volksthümlichen Mythen und ihren gewissermaßen heiligen Legenden der alten Welt, ist bekannt genug, und nicht minder sind es die abweichenden Vermuthungen der Neuern, welche über ihren Ursprung gewagt wurden: Plüche führt dieselben unter den gezwungensten Etymologien auf die Phönizier zurück; Bailly auf den hohen Norden von Asien und Indien; Goguet muthmaßt Aegyptische Hieroglyphen, deren Bedeutung erst die Griechen geändert; Bode vertheidigt ebenfalls den Aegyptischen Ursprung der Sternbilder, während sie Freret und Lalande, mit Ausnahme des Thierkreises, den Griechen zuschreiben mögten. Alle diese Meinungen aber konnten natürlicherweise das Räthsel nur verwirren, weil sie auf Ein bestimmtes Volk zurückgingen, die Bilder dagegen selbst als eine Musterkarte gleichsam verschiedener Nationen und Zeiten erscheinen, welche erst, nachdem sich die Mythe derselben bemeistert, von den Griechen entfaltet und dargelegt wurde. Hier zeichnet zuerst Eudoxus (um 380 vor Chr.) ein Sternverzeichniß von 48 Constellationen, nämlich 36 Bilder neben denen des Zodiacus, welche zusammen einen Catalag von 1022 Sternen ausmachten; an diese knüpft sodann Aratus seine Wettererscheinungen, und Eratosthenes, ein Mann von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit, sammelt in seinen Katasterismen die Mythen und Deutungen, welche im Laufe der Zeit in die Sternbilder waren gelegt worden. Wie schwankend und unbestimmt aber schon damals die mythische Auslegung gewesen, könnte bei jedem Bilde ge-

zeigt werden; manches war mißverstanden und aus der einfachen Windung (ἑλικῇ) eine Nymphe geschaffen; andere waren mit den abweichendsten Mythen belegt, und noch andere entbehrten gänzlich der Deutung, wie der Herkules ἐν γόνασιν:

Dem schwer arbeitenden Manne
Gleich, ein Gebild, das keiner genau zu erklären geschickt ist,
Auch nicht, welchem Betrieb er anhängt; sondern nur schlechtweg
Heißt es der knieende Mann [1031]).

Alle diese Erscheinungen sind neuerdings von dem scharfsinnigen Buttmann auf das genaueste erörtert worden [1032]), und es findet sich dabei ein Grundsatz aufgestellt, wodurch unsere Ansicht von der mythischen Schlange sich bestätigt und manche andere noch an Haltung gewinnen wird, nämlich: wenn ein Bild zugleich in den Gestirnen und in einem Mythus sich befindet, so ist das Gestirnbild der Ursprung des Mythus [1033]). Von der andern Seite wird es hier anerkannt, daß die patriotischen Dichtungen der Griechen sich nur an das Bild geschmiegt haben, daß die Griechische Astrothesie überhaupt erst von einer altorientalischen ausgegangen sey [1034]), und daß namentlich die ausgebildete Legende der benachbarten Sternbilder Kepheus, Perseus, Kassiepeia und Andromeda gänzlich dem Morgenlande angehöre [1035]); die Balána, welche damit in Verbindung gesetzt

1031) Aratus Vers 63. ff.

1032) Buttmann über die Entstehung der Sternbilder auf der griechischen Sphäre in »Abhandl. der Academie, histor. philolog. Klasse 1829.« S. 19. ff.

1033) Buttmann a. a. O. S. 55. Vergl. Theil I. S. 248.

1034) Buttmann a. a. O. S. 25.

1035) Ebendaselbst S. 53. Vergl. Eratosthenes Katasterism. 16. 36.

wird, gehört ohnehin nur großen Meeren und konnte, weder in Griechenland, noch in Persien und Chaldäa mit der Fabel verflochten werden [1036]). Eine gleiche Bewandniß hat es unstreitig mit dem großen Bären, denn wir können unmöglich Buttmann beipflichten, daß die Septentrionen an sich nur einen kleinen Theil des Bildes ausgemacht hätten: dieses ist gegen die Astrothesie, welche nur die am meisten in die Augen fallenden Sterne in ein Bild begränzt, und scheint ein Nothbehelf der spätern Zeit, um die Figur dem Thiere angemessener zu machen, welches aber nichts desto weniger seinen langen Schwanz behält. Auf der barbarischen, d. h. asiatischen, Sphäre war kein Bär enthalten [1037]); der Inder findet, wie in dem Kanopus der Argo, einen heiligen Mann, Agastya, den schon die Veden kennen [1038]), so in der glänzenden Gruppe des Nordens die sieben Weisen oder Rishis: merkwürdig ist aber, daß im Sanskrit riksha sowohl den Bären, als eine Constellation bezeichnet, und das Altgriechische entweder die letztere Bedeutung frühzeitig verloren haben, oder der Mißverstand des Bildes bereits dem Oriente zur Last fallen muß.

Sind wir auf diese Art bei der Betrachtung des gestirnten Himmels von allen Seiten nach Asien hingewiesen, so darf uns zuvörderst noch die Frage vergönnt seyn, welche Nation sich hier vor andern einer genauern Kenntniß erfreut habe? Die Aegyptische, ruft man uns zu, denn »sie sagte schon vor Moses, vermöge ihrer astronomischen Kenntniße, Finsterniße vorher [1039]),« und Thales habe unstreitig die Grundsätze, nach welchen er eine Sonnenfinsterniß berechnete [1040]), in Aegypten gelernt. Sie sollen die Bewegung

1036) S. Voß zum Aratus, Vers 178.

1037) S. Lobeck Aglaoph. II. p. 886. not. e.

1038) Colebrooke As. Res. VIII. p. 399. IX. p. 355.

1039) Hüllmann über die lamaische Religion. S. 8.

1040) Herodot 1, 74. Plinius 2, 9. Diogen. Laert. 1, 27. Lalande Astron. I. p. 137. hält das Factum für nicht so ganz gewiß.

der Erde um ihre Axe gekannt [1041]) und die schöne Entdeckung zuerst gemacht haben, daß Merkur und Venus ihren Lauf um die Sonne nehmen: allein die Schriften der Griechen gedenken noch dieser Vorstellung mit keiner Sylbe, sondern erst Macrobius zu einer Zeit, als man Altes und Neues in der Astronomie nach Aegypten versetzte, weil hier die Griechen in dieser Wissenschaft sich ausgezeichnet hatten [1042]). Halten wir uns an den ältesten Zeugen, Herodot, so erhellt aus seinen Nachrichten wenig mehr, als die Kenntniß des beweglichen Jahres mit Monat- und Wocheneintheilung, so wie in der Mythe von dem Phönix ein Anklang an den 25jährigen Apiscyklus, mit Rücksicht auf die Mondwechsel, sich findet [1043]). Man erwiedert zwar, daß bald darauf Platon und Eudoxus von den Priestern zu Heliopolis über den Viertelstag allerlei Mysteriöses vernommen, welches gerade für eine neue Entdeckung spreche [1044]), allein ohne der Verdienste, welche bereits Euktemon und Meton um die Zeitrechnung sich erworben, zu gedenken, fragen wir nur, warum die Aegypter selbst ihrem Jahre nicht die sechs Stunden Ueberschuß hinzufügten? Die Ptolemäer zählen aus Mangel einer festen Chronologie nach den Jahren ihrer Regierung [1045]), und noch im dritten christlichen Jahrhunderte, zur Zeit des Censorinus, herrscht das bewegliche Jahr von 365 Tagen, ohne Schalttag [1046]), obgleich schon Cäsar mit seiner Kalenderverbesserung vorangegangen war und dabei der gräzisirten Aegypter, besonders des Peripathetikers Sosigenes sich bedient hatte [1047]). Die

1041) Lalande a. a. O. I. p. 126.

1042) Macrobius in somn. Scipionis 1, 19. S. Ideler im Museum für Alterthumswissenschaften von Wolf und Buttmann II. S. 442.

1043) S. Herodot 2, 4.

1044) Strabo p. 1160. Lalande Astron. I. p. 124.

1045) Drumann rosett. Inschrift S. 23.

1046) Ideler Chronologie I. S. 151.

1047) Plinius 18, 25. Macrob. 1, 16: siderum motus, de quibus non indoctos libros reliquit, ab Aegyptiis disciplinis hausit.

Aegyptischen Feste liefen daher regellos durch alle Jahrszeiten im Kreise herum, und es erhellt aus dem Geminus, daß man sogar hierin nothgedrungen eine große Weisheit suchte [1048]). Das bewegliche Jahr selbst scheint nicht einmal im Nilthale erwachsen zu seyn, denn es findet sich so manche Beziehung auf ein Jahr von 360 Tagen, welchem späterhin, wie es die Allegorie verräth [1049]), die fünf Epagomenen hinzugefügt wurden, und Dodwell sowohl als Voß vermuthen nicht ohne Grund, daß das genauere Jahr erst mit dem chaldäischen Sonnendienste nach Aegypten gelangt sey [1050]), zumal da es hier niemals in bürgerlichen, sondern nur astronomischen Gebrauch kam. Freret [1051]) kann dieser Muthmaßung nur die spätern Zeugniße eines Syncellus, Diogenes von Laerte und Censorin, welche für Aegyptische Erfindung sprechen, entgegensetzen, oder allenfalls den goldnen Ring zu Theben am Grabe des Osymandyas, dessen Breite eine Elle bei einem Umkreise von 365 Ellen gewesen, um die Tage des Jahres zu bezeichnen [1052]): eine gigantische Dichtung, welche durch ihre Größe sich selbst vernichtet, da das Locale keinen Platz für ein solches Monument gewährt [1053]). Die Phönixmythe ist astrologischer Natur, um die Wiederkehr der Sonne nach dem großen Jahre, oder der völligen Revolution aller Gestirne zu bezeichnen [1054]). Der Phönix, nach Ideler sogar aus dem

---

1048) Petavii Uranologia p. 19. Ideler historische Untersuchungen über die astronomische Entdeckungen der Alten S. 66.

1049) S. Theil I. S. 243.

1050) Dodwell de cyclis Diss. II. sect. 6. Voß mythol. Briefe III. S. 43. dagegen Ideler a. a. O. S. 147. vergl. dessen Chronol. I. S. 107. ff.

1051) Memoires de l' Academie XIV. p. 337.

1052) Diodorus Sicul. 1, 49.

1053) S. Pococke descr. of the East I. p. 107. Montucla a. a. O. I. p. 54: je pense, que dans ce siècle éclairé des lumières, de la critique et de la philosophie, l'immense cercle d'Osimandyas et l'observatoire de Belus trouveront peu de croyance.

1054) S. Schaubach Geschichte der griech. Astronomie S. 584. Fundgruben des Orients VII. S. 199.

Griechischen αἰών (pi-enech im Koptischen) benannt, war ein Symbol der Sonne, wie schon Horapollo es angiebt (ἡλίου ἐςὶν ὁ φοίνιξ σύμβολον); er kehrte im Alter aus Indien zurück (daher ἰνδικὸς ὄρνις und gangeticus ales bei Aristides und Claudian), füllte sein Nest mit Wohlgerüchen, und verbrannte sich selbst, um aus der Asche verjüngt hervorzugehen [1055]). Der Vogel soll auf Aegyptischen Denkmälern vorkommen und an dem Sterne, Sirius, und konischem Federbuschen kenntlich seyn; auch ist die Ansicht keinesweges jung, sie findet sich vielleicht schon im Buche Hiob [1056]), und hängt mit den Weltperioden der Chaldäer und Inder, welche wir unten noch genauer betrachten müßen, zusammen: allein noch Herodot, der vielleicht bei dem zweimaligen Aufgehen der Sonne im Westen nur denselben Mythus unrichtig auffaßt [1057]), giebt die Lebensdauer des Phönix auf 500 Jahre an [1058]), und dieses sind 20 Cykeln einer 25jährigen Mondperiode, welche noch keine Spur von dem nachmaligen, wirklich astronomischen Canicularcykel (periodus sothiaca) verrathen. Erst Tacitus kennt diesen, wenn er dem Phönix ein Alter von 1461 Jahren giebt [1059]), insofern nämlich in diesem Zeitraume ein ganzes Jahr zur Einschaltung aus den Viertelstagen gewonnen wurde [1060]). Daß diese Hundsstern-Periode berechnet worden, ist in der That wol gewiß; da indessen der

---

1055) Herodot 2, 73.

1056) Hier heißt es (29, 18.):
Da dacht' ich denn mit meinem Nest zu enden,
Und wie der Phönix meine Tag' zu mehren.
Die jetzige Texteslesart chol, Sand, giebt zwar einen guten Sinn, indessen scheint bereits in dem mißverstandenen ςέλεχος φοίνικος der LXX die Erklärung der jüdischen Interpreten vom Phönix, Chul (vergl. das Arab. haul, periodus), wie auch Handschriften lesen, zu liegen, und der Parallelismus mögte dafür sich entscheiden.

1057) Herodot 2, 142

1058) Ungenauer ist hier Plinius 10, 2.

1059) Tacitus Annal. 6, 28.

1060) Lalande Astron. I. p. 123. Ideler Chronol. I. S. 126.

Sirius alle vier Jahre um einen Tag später heliakisch aufging, so war es ausnehmend leicht zurück zu rechnen, und wir dürfen auf keine Weise die Feststellung dieser Periode auf 1322 vor Chr. setzen, einzig und allein, weil sie gerade im Jahre 139 unserer Zeitrechnung ablief [1061]). Aus diesen geringen Bemerkungen, die ich nicht über Gebühr anhäufen will, um die Inder nicht zu lange aus dem Gesichte zu verlieren, erhellt wol soviel, daß wir den Aussagen der Aegypter bei Diodor und Andern: als hätten sie zuerst kosmische Beobachtungen angestellt, zuerst Astrologie in Theben getrieben, und durch sie seyen erst die Chaldäer, als ihre Colonie, berühmt geworden [1062]), nicht so unbedingt trauen dürfen. Zu einer andern Zeit bekannten sie es ja selbst, daß die Magier älter, als sie gewesen, und die Astronomie nach Aegypten gebracht hätten [1063]); von den Griechischen Astronomen wissen wir es überdieß bestimmt, daß sie niemals auf Aegyptische Entdeckungen eingegangen, sondern daß im Gegentheile Hipparch sich der genauen babylonischen Berechnungen der Eklipsen bediente und ganz den Chaldäern folgte [1064]). Endlich darf noch erwähnt werden, daß die Aegyptische Luft gewöhnlich so mit Dünsten überladen, und den astronomischen Beobachtungen von der Ebene aus so ungünstig ist, daß man auch in den schönsten Nächten niemals in einigen Graden über dem Horizonte Sterne der zweiten und dritten Größe sieht [1065]).

1061) S. Freret a. a. O. p. 334. Ideler a. a. O. S. 131. 138. ff.

1062) Diodor. Sic. 1, 11. 50. 81. Diogen. Laert. prooem. 7.

1063) Josephus contr. Ap. 1, 8. 9. vergl. Brucker hist. philos. I. p. 102.

1064) Lalande a. a. O. I. p. 122. Ideler a. a. O. I. S. 199. ff. vergl. S. 206. Dessen Gesch. der astron. Beobachtungen S. 167. Bode zum Ptolemäus S. 4. Heilbronner hist. math. p. 67 urgirt dieses ebenfalls und schließt: Omnia de Aegyptiorum Astronomia testimonia fabulosa nominari possunt.

1065) S. Nouet bei Cuvier Urwelt I. S. 168. Uebers. von Nöggerath. Ideler Chronol. II. S. 594.

Weit gegründeter dagegen sind die Ansprüche, welche die alten Chaldäer auf astronomische Kenntniße machen können, und ihre genauen Beobachtungen, von denen schon die Alten reden, sind durch den gründlichen Ideler durchweg beglaubigt worden. Ihre Beobachtungen, mögen sie nun durch den Kallisthenes, nach der bekannten Aussage des Simplicius, an den Aristoteles, oder durch Berosus erst zu den Griechen gelangt seyn, wurden für die ältesten angesehen, und in der That fällt die erste Mondsinsterniß unter den dreizehn chaldäischen Eklipsen im Almagest des Ptolemäus in das Jahr 720 vor Chr.; Aristoteles gedenkt der Babylonier als Astronomen [1066]), und Julian behauptet geradezu, daß dort die Wissenschaft begonnen habe [1067]), in welches Lob manche Neuere unbedingt einstimmen [1068]). Die Monatsnamen erhielten die Juden nach dem Exil, die Stundeneintheilung sowohl Aegypter, als Hebräer und Griechen, von den Chaldäern [1069]), denen man ebenfalls die Sonnenuhr des Ahas zuschreibt [1070]). Sie kannten eine retrograde Bewegung der Sonne von Westen nach Osten [1071]), und folgerten aus ihrer berühmten Mondperiode von 223 Mondwechseln, welche bei Ptolemäus und Geminus den παλαιοῖς μαθηματικοῖς zugeschrieben wird, die tägliche, mittlere Bewegung des Mondes zu 13° 10′ 35″, wie es bis auf die Secunde mit unsern Tafeln übereinstimmt [1072]); sie waren ferner

1066) Aristoteles de coelo 2, 12. vergl. Plinius 7, 56. Euseb. Praep. Evang. 9, 16.

1067) Julian bey Cyrillus V. p. 178. Edit. 1696.

1068) Dom. Cassini in Memoires de l'Acad. VIII. p. 5. Weidler histor. Astronomiae p. 30. seq. Lalande Astron. I. p. 106 129. Ideler an vielen Orten, und Andere mehr.

1069) Herodot. 2, 109. In hebr. Büchern erscheint erst ein Wort dafür in chaldäischeu Berichten, besonders im Daniel.

1070) 2 Könige 20, 12. vergl. Herodot a. a. O.

1071) Diodor. Sic. 2, 31.

1072) Ideler über die astronomischen Untersuchungen der Alten. S. 152.

durch Berechnungen ziemlich auf die Peripherie der Erdkugel gerathen [1073]); wollten sogar die Bahnen der Kometen berechnen und deren Wiederkunft vorausbestimmen [1074]), und hatten durch die Aera des Nabonnassar, seit dem 26. Febr. 747 vor Chr., ein geregeltes Sonnenjahr und eine genaue Zeitrechnung gewonnen. Die hebräischen Propheten endlich eifern bereits gegen die Astrologie der Chaldäer [1075]), womit doch wol eine ziemliche Kunde des gestirnten Himmels verbunden seyn mußte, denn es scheint dieses die eitle Kunst der Nativitätsstellerei, welche der Babylonier Berosus zuerst nach der Insel Kos brachte und in seinem Werke *Βαβυλωνιακά* niederlegte, wofür ihm die Athenienser eine Statue errichteten [1076]). Weidler und Andere haben diesen Berosus, einiger absurden Meinungen wegen über die Mondphasen [1077]), von dem Historiker gleiches Namens trennen wollen: der gelehrte Ideler streitet mit Recht dagegen, da man die populairen und astrologischen Ansichten selbst nicht auf Rechnung des Berosus bringen darf. — Nach diesen trocknen Vorerinnerungen treten uns zwei interessantere Probleme zur Berücksichtigung entgegen, welche zugleich in Indien eingreifen, nämlich das der Wochenabtheilung und des Thierkreises.

§. 8. Die kurze Periode von sieben Tagen verliert sich in ein hohes Alterthum, und gehört zugleich mit zu den allgemeinsten Instituten des alten Orients, da wir sie bei Indern, Chaldäern, Aegyptern, Hebräern, und muthmaßlich auch

---

1073) Achilles Tatius zum Aratus in Petavius Uranolog. p. 137.

1074) Diodor. 2, 30. Seneca Quaest. naturales 7, 3.

1075) Jesaias 47, 13. Jeremias 10, 2.

1076) Vitruvius de Architectura 9, 7. Plinius 7, 37. Ideler Untersuchungen über die astronomischen Entdeckungen der Alten S. 321.

1077) Plutarch de placitis philos. 2, 29.

bei den Persern antreffen [1078]). Allerdings konnte sie anfänglich von den Mondphasen ihren Ursprung nehmen, allein sie wird, so weit unsere Kunde zurückgeht, allenthalben mit den Planeten in Verbindung gesetzt, und die Tage werden mit ihren Namen gestempelt, oder doch ihnen geheiligt, wie unter andern bei den alten Arabern, welche die Woche mit dem Sontage begannen, und der verehrten Venus, Arubah, die Geliebte, genannt, den Freitag weihten [1079]). Man mögte sogar noch bei den Griechen, ihrer Dekaden ungeachtet, eine Erinnerung an die alte Heiligkeit der Planeten und an die Woche voraussetzen; denn einmal sehen wir die Bedeutsamkeit der Siebenzahl, welche nur aus dieser Quelle sich erklärt, auch hier uns entgegen treten, und von der andern Seite können religiöse Feste, an bestimmte Tage geknüpft, einigermaßen diese Ansicht beglaubigen. Wir wollen nicht der heiligen Siebensachen aller orientalischen Nationen, bei welchen die Wocheneintheilung sich findet, erwähnen, denn sie sind oft und viel gesammelt, oder besprochen worden [1080]); aber so wenig die zwölf Koven des Eumäos und seine 360 Eber bedeutungslos scheinen [1081]), so wenig sind es wol die sieben Heerden des Helios, oder wenn Odysseus am siebenten Tage von Thrinakia, wie von Kreta abfährt, und Agamemnon dem Achill bei Ablegung eines Schwures sieben Tripoden sen-

1078) Vergl. Esther I, 10 und die vielen Beziehungen auf die heilige Sieben bei diesem Volke.

1079) S. Ahmed ibn Jusuf bei Pococke specim. hist. Arab. p. 317. Selden. de Diis Syris p. 285. Daß sie den Planeten an den ihnen bestimmten Wochentagen Menschenopfer brachten, ist ebenfalls bekannt. S. Abutaleb bei Norberg Onomast. zum Cod. Nasir. p. 4. 10. 30. 78. 97. 138.

1080) S. Meursius in Denario Pythagorico (Lugd. 1631.) p. 79. seq. Vossius de idololatria 2, 34. Brucker histor. philos. I. p. 1055. Plessing Osiris und Sokrates S. 280. Gedike Geschichte des Glaubens an die Heiligkeit der Zahl Sieben, in der Berl. Monatschr. XVIII. S. 494. Müller Glauben u. s. w. der Hindus I. S. 502. Hammer in der encyklop. Uebersicht der Wissenschaften des Morgenlandes, u. A. mehr.

1081) Odyss. 14, 20.

det [1082]). Bekannt ist, daß der Alexandrinische Jude Aristobul dem Homer und Hesiod auf eine schamlose Weise Verse andichtete, oder andere verfälschte, welche späterhin von den Kirchenvätern als echt angenommen werden [1083]), um es glaublich zu machen, daß beide Dichter die Heiligung des siebenten Tages von den Hebräern entnommen hätten [1084]): indessen bedarf es nicht dieser Täuschung, da sich ohnehin einige Anklänge an die Woche bei den Alten finden. Der siebente Tag eines jeden Monats, nicht des Thargelion allein, war des Apollon Geburtstag, so wie der vierzehnte abermals heilig [1085]), und schon Aeschylus sagt es ausdrücklich, daß der Gott sich den siebenten Tag auserkoren habe [1086]). Die Vier dagegen war dem Merkur geweiht, und dieses wenigstens schon zur Zeit des Aristophanes, bei welchem Merkur des Kuchens erwähnt, den er am vierten zu erhalten pflege [1087]); der sechste Tag war der Venus heilig, und die Opfer an demselben wurden auf den Pythagoras zurückgeführt [1088]). Den germanischen Völkern mögte Ideler erst

---

1082) Odyss. 12, 129. 399. 14, 252. 15, 475. Die alten Araber heiligten ihre Bündniße durch sieben Steine, Herodot 3, 8. vergl. oben S. 57.

1083) Clemens Alex. p. 713. Potter. Eusebius Praep. 13,13.

1084) S. Valckenar de Aristobulo Iudaeo Alexandrino Diatribe, Lugdun. Bat. 1806.

1085) Valckenar a. a. O. p. 108. Apollon führt daher bei den Priestern beständig den Namen Ἑβδομαγένης oder Ἑβδομαγέτας. Plutarch. Sympos. quaest. 8, 1. Bei den Römern war die Zahl Sieben von großer Bedeutung (Ideler Handbuch der Chronol. I. S. 89), und der siebenmalige Kreislauf in den circensischen Spielen wurde schon im Alterthume auf die Planeten bezogen.

1086) Aeschylus Sept. c. Theb. 806:

τὰς ἑβδομὰς
Ὁ σεμνὸς Ἑβδομαγέτας
Ἄναξ Ἀπόλλων εἵλετ᾽.

1087) Plutarch. Symposiac. 9, 3: Ἑρμῇ δὲ μάλιστα τῶν ἀριθμῶν ἡ τετρὰς ἀνάκειται κ. τ. λ. vergl. Meursius a. a. O. p. 46. Valckenar a. a. O. p. 113. Lobeck Aglaoph. p. 430.

1088) Jamblichus vit. Pythagor. 1, 28.

die Wocheneintheilung nach den Planeten seit der Bekanntschaft mit dem Christenthume zuschreiben, worauf man später die römischen Götternamen mit heidnischen vertauscht habe [1089]), indessen dürfte wol der alte, bei Mainz gefundene, Altar mit den Tagesgöttern: Sonne, Mond, Tyr oder Mars, Wodan, Thor, Freya und Sater, auf die vorchristliche Zeit zurückgehen [1090]), für welche auch hier sich die meisten Stimmen entschieden und auf die gemeinschaftliche Quelle dieser Anordnung hingewiesen haben [1091]). Diese Quelle ist unstreitig zunächst die Chaldäische, aus welcher so frühzeitig astrologische Ideen nach dem Westen geflossen waren, daß sogar schon ein Gedicht des Solon von den Stufenjahren auf solchen beruht [1092]). Die Chaldäer, bezeugt noch Varro, hielten die Sieben für eine höchst einflußreiche Stufenzahl [1093]), und die spätere Tradition schrieb ihnen sowohl als den Aegyptern die Anordnung der Wochentage zu [1094]). Nun aber findet sich dieselbe ebenfalls bei den Indern mit allen Nebenumständen wieder: die Siebenzahl ist eine sehr geheiligte, und spielt in den Mythen eine bedeutende Rolle, wobei wir nur an die sieben heiligen Rishis, an die sieben Rosse des Surya, sieben Zungen des Agnis, an den siebenhäuptigen Drachen, den Ganges, der, wie der Nil, mythisch mit sieben Mündungen sich ergießt [1095]), und an die sieben Reinigungshöllen erinnern dürfen, welche eben so viele Mithrapforten vorstellen. Die Wandelsterne selbst werden in alten

---

1089) Ideler a. a. O. II. S. 182.

1090) Ebendaselbst II. S. 623.

1091) Heilbronner hist. Mathes. p. 65: septimanarum usum non post Christianorum tandem Europaeis, sed jam inde a prima haud dubie ex Asia in Europam migratione fuisse receptum. Vergl. Grotius de veritate relig. Christ. 1, 16. Gesner in Comment. Soc. Goett. III. p. 78. Schlegel Indische Biblioth. II. S. 179.

1092) S. Weber elegische Dichter der Hellenen S. 60.

1093) Varro bei Gellius Noct. Attic. 3, 10.

1094) Joan. Lydus de mensib. p. 40. Edit. Roether.

1095) S. Theil I. S. 16.

Schriften genannt, und es giebt sogar eigene Gebete an sie [1096]); sie erscheinen unter denselben Sagen, wie im übrigen Asien: Venus, hier eine männliche Gottheit, und Merkur sind glückliche Sterne, Jupiter, als Lehrer der Götter, in hohem Ansehen, und dagegen Saturn (Sanis, der Langsame) unheilbringend, daher ihm der Rabe geweiht, der allenthalben als Anzeichen des Unglücks, der Trennung und der Regenzeit erscheint [1097]). Nach ihnen werden die Wochentage auf unsere Weise geordnet:

Tag	des	Sûryas,	oder der	Sonne,
»	»	Chandras,	» des	Mondes,
»	»	Mangalas,	» »	Mars,
»	»	Buddhas,	» »	Merkur,
»	»	Vrihaspatis,	» »	Jupiter,
»	»	Sukras,	» der	Venus,
»	»	Sanis,	» des	Saturn.

Der Sontag ist unter diesen am geheiligtsten; er war der Schöpfungstag unter dem Meridian von Lanka [1098]); mit ihm, um Sonnenaufgang, beginnt die Kalpa, oder eine neue Weltperiode, und er soll noch jetzt in einigen Gegenden mit religiöser Feier begangen werden [1099]). Wahr ist, daß alle diese Erscheinungen noch nicht berechtigen, eine Mittheilung von einem bestimmten Volke anzunehmen, denn jedes einzelne konnte leicht darauf kommen, die wandelnden Himmelskörper als eben so viele Schutzgeister den Tagen vorzu-

---

1097) Asiat. Res. VII. p. 239.

1097) Moor Hindupanth. p. 312. Tab. 89. Porphyrius de abst. 3, 4: Ἄραβες κοράκων ἀκούουσι, vergl. meine Commentat. de Motenabbio p. 50. Auch Virgil (Georg. 1, 388.) sagt:

Tum cornix plena pluviam vocat improba voce.

Die Vorstellungen der Perser s. bei Hammer Fundgruben des Or. I. S. 1. ff. Rhode (II. S. 300.) verwechselt sämmtliche Planeten nach einem Abdrucke bei Creuzer.

1098) Davis in Asiat. Res. II. p. 233.

1099) S. Walther doctr. tempor. p. 154. Hitopadesa p. 18. Edit. Lond. Moor Hindupantheon p. 286. Schlegel Ind. Bibl. II, S. 178.

setzen; nur findet sich das Merkwürdige, daß allenthalben die Tage in derselben Ordnung, und abweichend von der Reihenfolge ihrer Entfernung, welche die Gestirne am Himmel einnehmen, sich folgen: ein Problem, welches nur durch die Astrologie des Orients gelöst und wodurch es höchst wahrscheinlich wird, daß die Combination von Einer Nation zuerst gemacht sey. Dio Kassius giebt uns zu diesem Räthsel den Schlüssel, wenn er dasjenige, was Herodot nur angedeutet hatte, nämlich: die Aegypter hätten erfunden, unter welchem Gott jeder Monat und Tag stehe [1100]), genauer entwickelt und von ihnen berichtet, daß sie nicht sowohl jedem Tage sondern auch jeder Stunde einen Planeten vorgesetzt hätten [1101]). Die Gestirne waren wie im ganzen Alterthume nach dem fälschlich sogenannten Ptolemäischen Systeme geordnet, die Sonne nach optischer Täuschung in die Reihe gezogen, und man begann mit dem fernsten Saturn unter deßen Einfluß die erste Stunde des Sonnabends und dieser selbst zu stehen kam, bis nach steter Wiederholung die 25ste Stunde oder die erste des Sonntages, der Sonne anheim fiel [1102]). Es folgt zunächst aus dieser Anordnung, daß sie von den Hebräern, welche aller Astrologie abhold waren, unmöglich getroffen werden konnte: sie machten nur den Tag des Saturn in schöner Beziehung national, denn es wird ausdrücklich behauptet, der Sabbath sey zum Andenken an die Aegyptische Knechtschaft gestiftet worden [1103]),

---

1100) Herodot 2, 82.

1101) Cassius Dio 37, 17. 18.

1102) Die Methode ist demnach folgende:
Sonnab ♄ 1. ♃ 2. ♂ 3. ☉ 4. ♀ 5. ☿ 6. ☽ 7. ♄ 8. ♃ 9. ♂ 10.
☉ 11. ♀ 12. ☿ 13. ☽ 14. ♄ 15. ♃ 16. ♂ 17. ☉ 18. ♀ 19. ☿ 20.
☽ 21. ♄ 22. ♃ 23. ♂ 24. ☉ 25. u. s. w.
Das διατέσσαρον dagegen, oder die pythagor. Quarte, welche Dio ebenfalls angiebt, ist weit künstlicher. Vergl. im Allgemeinen Marsham Chronic. canon. p. 197. Vossius de theol. gentil. 2, 34. Salmasius de annis climact. p. 250. Gatterer in Comment. Soc. Goett. VII. p. 10. Ideler Handbuch der Chronol. 1. S. 178.

1103) Deuteron 5, 15. Ezech. 20, 10. Nehem. 9, 14. Zugleich kam

wodurch zugleich das jüngere Alter der Chaldäischen Kosmogonie in der Genesis, welche auf das Institut der Woche sich stützt, gegeben ist; die Verehrung des Saturn aber, welcher sie eine Zeitlang eifrig sich hingegeben hatten [1104]), galt für Abgötterei, weil Aegypter und Phönizier diesen Planeten als Schutzgott des Volkes, als Urheber des Ackerbaues, als Gott der Gerechtigkeit (daher sein chaldäischer Name kaivan justus) und des glücklichen Zeitalters betrachteten, und die Tyrier ihm sogar Knaben zum Opfer brachten [1105]). Rühren nun, wie Herodot versichert, die Stunden von den Babyloniern her, so können nur diese mit den alten Indern um die Abgrenzung und Anordnung der Wochenperiode in die Schranken treten und es wird vielleicht einzig und allein von einer mehr oder weniger einfachen Combination abhangen, welcher von beiden Nationen der Sieg verbleibe. Höchst merkwürdig ist es zuerst, daß die Inder auf ebendemselben Wege durch die Stundenvertheilung zu ihren Wochentagen gelangen, wie es Colebrooke aus sanskritischen Schriften nachgewiesen hat [1106]), jedoch so, daß mit dem Sonntage, wie es einer sabäischen Religion allerdings natürlicher ist, begonnen wird, und sodann, daß dabei nicht 24 Stunden, sondern 60 Muhurtas zum Grunde liegen, nach deren Vertheilung die rückwärts gehende Reihenfolge der Tage sich ergiebt. Die Inder kennen zwar neben anderen Bezeichnungen für die Stunde (nâdika, ghatika) auch das Wort horâ selbst [1107]), allein unerachtet es sich gar wol aus hod oder hor, gehen, ableiten ließe, und ὥρα, dessen Etymologie noch ungewiß ist, erst bei den spätern griechischen Astrono-

---

dem Hebräer der Anklang des Shabbat (Ruhe) mit Sapta, Sieben, Woche, im benachbarten Sprachstamme zu Hülfe, daher es noch die LXX. einige Male mit ἑβδόμη übersetzen.

1104) Vergl. Amos 5, 26.

1105) Die Belege finden sich bei Selden. de Diis Syris, und Jablonsky dissert. de Deo Remphan.

1106) Colebrooke Asiat. Res. V. p. 107. VII. p. 286.

1107) Asiat. Res. V. p. 105. 109. Transact. II. p. LXII. Append.

men scheint gebraucht zu seyn, „als man zu Alexandria die Sonnenuhren vervollkommnet hatte [1108]),“ so mögte man dennoch das Wort in Indien als ein ausländisches zu betrachten geneigt werden, da es erst in jüngern Büchern erscheint, welche bei der horoskopischen Divinationstheorie auch in andern Puncten mit dem Westen sich berühren [1109]), und der Yavanas als Astrologen gedenken. Die Indische Stunde (muhûrta) dagegen ist dem Ramayana, wie dem Gesetzbuche bekannt [1110]), aber während hier der bürgerliche Tag aus 30 derselben besteht, rechnet der astronomische nach 60 Stunden zu 60 Minuten, die Minuten, zu 60 Sekunden, und diese Zahl ist es eben, welche für die Anordnung der Woche einiges Gewicht zu Gunsten der Inder in sich selbst tragen mögte, da sie hier auf so vielfache Weise in die Zeittheilung eingreift, wie weiter unten noch erhellen wird. Zudem schrieb man schon frühzeitig den Indern die Woche zu, denn offenbar thut dieses Philostratus, selbst wenn es erdichtet seyn sollte, daß ein Brahmane dem Apollonius sieben Ringe geschenkt habe, welche mit den Namen der Planeten versehen waren, und von denen er täglich einen andern nach dem Namen des Tages am Finger tragen sollte [1111]). Durch diese Zauberringe (*δακτύλιοι φαρμακῖται* bei Hesychius), in welche die Kräfte der Gestirne unter gewißen Weihungen übertragen und gebannt worden, glaubte man den Einfluß der schädlichen Planeten zu vernichten [1112]) und des Beistandes guter Planetargeister in dem Maaße sich zu vergewißern, daß

1108) Ideler Handb. der Chronol. I. S. 238.

1109) Colebr. Algebra of the Hindus Dissert. p. XXIV. LXXX.

1110) Râmây. I, 60, 10. Manu 1, 64.

1111) Philostratus vit. Apollon. 3, 41: *φησὶ δὲ ὁ Δᾶμις καὶ δακτυλίους ἑπτὰ τὸν Ἰάρχαν τῷ Ἀπολλωνίῳ δοῦναι τῶν ἑπτὰ ἐπωνύμους ἀστέρων οὓς φορεῖν τὸν Ἀπολλώνιον κατὰ ἕνα πρὸς τὰ ὀνόματα τῶν ἡμερῶν.*

1112) Daher *βασκανίας προτρεπτικά* genannt. Schol. Aristoph. Plut. 885.

man mittelst derselben sogar sich unsichtbar machen zu können wähnte: ein Glaube, der vom Ringe des Gyges bei Herodot an, bis zu dem bei Lucian im Lügenfreunde, und zu den Mährchen der tausend und einen Nacht unwandelbar derselbe geblieben ist, derselbe astrologische Glaube, der bei den siebenfarbigen Mauern von Ekbatana und den Metallpforten der Mithrashöhle nur in einer andern Gestalt auftritt [1113]), und späterhin bei den Adepten die Metalle mit den Planetenzeichen stempelte [1114]). Endlich darf noch erwähnt werden, daß Ammianus Marcellinus von den Brahmanen Gestirnkunde nach Persien gelangen läßt [1115]).

§. 9. Die Inder haben ferner einen gedoppelten Zodiakus, nämlich die sogenannten Mondstationen und den eigentlichen Sonnen-Thierkreis. Die erstern dürfen hier nur erklärt werden, da man sie bis jetzt den Hindus nicht entrißen, sondern sie ihnen vielmehr vindicirt hat, mit dem Bemerken, daß die Araber ihre Mondmansionen (manazilol' kamri) aus Indien erhalten hätten [1116]). Es sind dieses 27 oder 28 Constellationen (nakshatrâni), nach der Mythe, die Töchter des Dakſha, als eben so viele Frauen des Mondes (Chandradârâs), welche er bei seinem 28tägigen Umlaufe auf jeder Station, welche demnach 13° von einan-

1113) Origenes cont. Celsum 6, 22. Vergl. oben S. 105.

1114) S. Beckmann Beiträge zur Gesch. der Erfindungen III. S. 356. ff. 364.

1115) Ammianus Marcell. histor. 23, 6: Cujus scientiae (magicae) saeculis priscis multa ex Chaldaeorum arcanis Bactrianus addidit Zoroastres; deinde Hystaspes, rex prudentissimus, Darii pater. Qui quum superioris Indiae secreta fidentius penetraret, ad nemorosam quandam venerat solitudinem, cujus tranquillis silentiis praecelsa Brachmanorum ingenia potiuntur, eorumque monitu rationes mundani motus et siderum purosque sacrorum ritus, quantum colligere potuit, eruditus, ex his quae didicit, aliqua sensibus Magorum infudit, quae illi cum disciplinis praesentiendi futura per suam quisque progeniem, posteris aetatibus tradunt.

1116) Le Gentil in Memoires de l'Acad. 1772. p. 207. seq. 313. und 1789. p. 506. Colebrooke Asiat. Res. IX. p. 323 bis 246.

der entfernt liegen, zu besuchen pflegt [1117]). Ideler hält mit Recht die Einrichtung für sehr alt [1118]), denn allerdings mußte der Mondlauf beobachtet und geregelt seyn, ehe man die 12 Monate zu einem Jahre sammeln und die Sonnenbahn bestimmen konnte, und in der That auch finden sich diese Nakshatras bereits in dem alten Kalender der Veden und im Atharvaveda selbst, wo sie mit den Pleyaden beginnen, und hie und da mit den Bildern des Sonnenzodiakus zusammenfallen [1119]). Dieser aber ist für uns von größerer Wichtigkeit, da er in Indien dieselben Bilder aufweiset, wie wir von den Griechen und Römern sie erhalten, und wie sie ebenfalls auf den Aegyptischen Thierkreisen von Denderah und Esne erscheinen, so daß demnach die Anordnung deßelben von Einem Volke ausgehen muß, weil unmöglich zwei Nationen zugleich in diesen Zufälligkeiten zusammentreffen konnten. Das Alter der in Aegypten im Jahre 1798 gefundenen Sphären sowohl, als derjenigen, welche in manchen alten Pagoden Indiens angetroffen worden [1120]), kann uns hier völlig gleichgültig seyn; die lächerlichen Hypothesen von einem 15,000 und mehrjährigen Alter der Aegyptischen Kreise, welche nach der ungenauen Position der Zeichen geschlossen wurden, und eine Zeitlang zu einer wahren Zodiakomanie führten, sind längst gestürzt, da es völlig ausgemacht ist, daß die Tempel mit Thierkreisen selbst erst unter Tiberius und Antonin erbaut worden [1121]), weshalb wir uns einzig und allein an

---

1117) Manu 9, 129. 12, 48. Vergl. Euler bei Bayer hist. Bactr. p. 212.

1118) Ideler über die Sternnamen S. 121.

1119) Asiat. Res. VIII. p. 470. 490.

1120) Eine Abbildung in den Philos. Transact. und in den Memoires de l'Academ. 1785. Vergl. Montucla hist. des Mathem. I. p. 433. Die Aegypt. Kreise sind vielfach nachgestochen, unter andern von Hug über den Mythus u. s. w, und Rhode Versuch über das Alter des Thierkreises, Breslau 1809.

1121) S. Letronne recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte, pendant la domination des Grecs et des Romains p. 180. 456 seq.

die Bilder selbst zu halten, und deren erstes Erscheinen im Alterthume nachzuspüren haben. Bei Homer geschieht derselben keiner Erwähnung, denn mit einigen Franzosen die τείρεα πάντα, oder den Schild des Achill auf die Zodiakalbilder zu deuten, ist eben so unzuläßig, als mit Hug auf das Vorhandenseyn des Skorpion zu schließen, wenn Hesiod den Orion an einem Skorpionstiche sterben läßt. Die spätern griechischen Schriftsteller dagegen kennen die Zeichen und suchen sie in ein hohes Alter hinaufzuschieben: bald war es Oenopides aus Chios [1122]), bald Pythagoras, der den Thierkreis und die Ekliptik entdeckte [1123]); bald Thales, der den Lauf der Sonne zwischen den beiden Wendekreisen gefunden [1124]), und bald Anaximander, der die Schiefe der Ekliptik bemerkte, worauf Kleostratus in den Sechziger Olympiaden einige Zeichen in den Thierkreis setzte [1125]). Wir dürfen uns durch dieses Erfinden, welches eben sowohl ein Auffinden und Bekanntmachen durch die practische Sternkunde in der jonischen Schule bezeichnen kann, nicht irre machen lassen, weil die Griechen selbst über die Anordnung des Ganzen schwanken, da ihre ersten Anfänge der Sternkunde mit Aristill und Timocharis um das Jahr 240 kaum in das Leben treten und durch Hipparchos um das Jahr 130 vor. Chr. erst gedeihen, und da kein Astronom bis jetzt die Griechische Erfindung angenommen hat. In der Zendavesta sind diese zwölf Bilder die Gehülfen des Ormuzd bei der Weltschöpfung [1126]), und aus alten Sagen führt sie noch Ferdusi ein als den sieben Planeten untergeordnet, ähnlich wie bei den Aegyptern jene als θεοὶ βουλαῖοι, und diese als Lictoren (ῥαβδοφόροι) des

---

1122) Diodor. Sic. 1, 62.

1123) Plutarch. de placit. philos. 2, 13.

1124) Diogen. Laert. vit. Thaletis 1, 2.

1125) Plinius 2, 8.

1126) S. Gesenius zu Jesaias II. S. 328.

Demiurgen erscheinen [1127]). Bei den altasiatischen Völkern, deren religiöse Mythen sich auf den Sonnenlauf gründeten, waren diese Bilder besonders heilig gehalten, und ihr Ansehen hatte sogar in der christlichen Welt sich erhalten, da sie nicht selten in gothischen Kirchen, wie in der Notredame zu Paris, angetroffen werden; bei den Chaldäern führten sie als κύριοι τῶν θεῶν die Aufsicht über die Monate [1128]), und in die irdischen Schicksale scheinen sie ebenfalls im Buche Hiob einzugreifen, wenn es heißt:

Läßt du zu seiner Zeit den Thierkreis aufgeh'n,
Und führest du die Bahre mit Gefolge?
Sind dir bekannt die himmlischen Gesetze?
Von dir bestimmt ihr Einfluß auf die Erde [1129])?

Die Inder nennen den Zodiakus Gestirnkreis (jyotishimandala), oder Zeichenrad (râsichakra); die Bilder sollen, nach Jones, in den Veden vorkommen [1130]), wenigstens erscheinen sie im Ramayana [1131]), und in der Bhagavadgita beziehen sich die zwölf Adityas auf die Sonne in diesen zwölf Zeichen [1132]): kurz, das hohe Alter derselben darf wol eben so wenig, als die weite Verbreitung bezweifelt werden, da man sogar am Amazonenfluße Spuren davon will angetrof-

---

1127) Ferdusi Schahnameh p. 4. Edit. Calcutt.

1128) Diodorus Sic. 2, 30.

1129) Hiob 38, 32. Das Wort, welches wir hier mit allen Erklärern nach den jüdischen Interpreten und einem griech. Uebersetzer (S. Suidas ζώδια) mit Thierkreis übersetzen, heißt im Hebr. massaroth, vergl. 2 Könige 23, 5. massaloth (Wohnungen). Die Gesetze (chukkoth) sind die astrologischen, und bezeichnend dafür ist das nur hier vorkommende mishtar, von shoter Aufseher abgeleitet, also recht eigentlich die κύριοι oder ἑρμηνεῖς nach chald. Begriffen. Man mögte selbst die Ansicht von den Dekanen hier finden können.

1130) Jones Works IV. p. 91. Daß sie bei Kalidasas und Amarasinhas vorkommen, weiset derselbe nach.

1131) Râmây. I, 15, 82.

1132) Schlegel Indische Biblioth. II. S. 411.

fen haben [1133]) Sehr wahrscheinlich aber ist, daß Anfangs die Bilder nur in der Phantasie stattfanden und an gewiße Sterne, wie der Stier am Aldebaran, sich knüpften, wofür die unverhältnißmäßige Größe einiger Zeichen sprechen mögte, da z. B. die Fische bei weitem mehr als 30° einnehmen, und wieder muß bemerkt werden, daß bei den alten Völkern häufig nur von einem intellektuellen Thierkreise die Rede seyn kann, da die Constellationen längst nicht mehr auf den Kalender passen, der daher, wie bei den Indern, in Verwirrung gerathen ist.

Was nun die Erklärungen der Bilder betrifft, mittelst welcher man mit Recht auf das Vaterland des Zodiakus schließen zu können glaubte, so giebt es deren eine große Menge, und es findet sich kaum ein Land mehr, dem man die Erfindung nicht zugeschrieben hätte, so daß selbst Skandinavien durch Rudbeck seine Ansprüche geltend gemacht hat. Die Meisten haben für Aegypten gestimmt, sind aber auch dann noch mit ihren Deutungen himmelweit von einander gegangen: bald wird in diese Zeichen eine tiefe Mystik, Hieroglyphik und göttliche Selbstbeschauung gelegt und mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit oder Scharfsinn behauptet [1134]); bald werden daneben noch die gründlichsten astronomischen Kenntniße vorausgesetzt [1135]); bald beziehen sich die Bilder auf Aegyptische Gottheiten mit mehr oder weniger allegorischen Nebenideen und geheimer Weisheit [1136]); bald sind sie

1133) Lalande Astronomie IV. p. 419.

1134) So zum Theil von Gatterer (Comment. Soc. Goett. VII p. 1. seq.) und Hug (über den Mythus der berühmt. Völker), vergl. z. B. S. 167.

1135) Freret und Gatterer a. a. O. Dupuis in Lalande Astronom. IV. p. 350. seq. und in Origine des tous les cultes VI. p. 390. seq.

1136) Lalande a. a. O. 1. p. 243. Schmidt opuscula a. mehren O. So auch in der Schrift: la pierre zodiacale du temple de Dendèrah, expliquée par S. A. S. le Landgrave Charles de Hesse. Copenh. 1824., wo es p. 37 heißt: le Zodiaque, étant le panégyrique d'Osiris, prouvoit, que le Soleil avoit guidé et éclairé ses

politisch: der Löwe stellt die monarchische Regierung, der Skorpion, man denke, das Abgaben- und Douanenwesen vor; oder zugleich geographisch, weil sie mit dem Widder in Theben beginnen und den Fischen im Mittelmeer enden [1137]. Bei genauer Betrachtung der Bilder, welche, dem größten Theile nach, mit den Constellationen selbst nicht die mindeste Aehnlichkeit aufweisen, bietet sich nur eine einzige Deutung mit vollständiger innerer Consequenz fast von selbst dar, nämlich diejenige, welche von dem einfachen Landleben sich hernehmen läßt. Plüche und Warburton gingen voran, und so willig wir Buttmann beistimmen, daß diejenigen, welche den ganzen Himmel in einen bloßen Kalender umschaffen, am meisten von Seiten der Poesie verwahrloset seyen, so glauben wir doch bei den Bildern des Zodiakus am wenigsten Widerspruch erwarten zu dürfen, wenn wir sie als einfache Kalenderzeichen ansehen, welche sich auf die klimatischen Verhältniße desjenigen Landes beziehen müßen, dem sie ihren Ursprung verdanken. Die Benennung derselben kann uns ziemlich gleichgültig seyn, wenn sie wie καλπή, amphora, kumbha oder pharmuthi (der Waßermacher) in den verschiedenen Sprachen erscheint; die kyriologischen Figuren, größtentheils von den Bildern abgekürzt, jedoch von ziemlichem Alter, können noch weniger Aufklärung gewähren. Ohne Rücksicht auf den wahren Anfang beginnen wir mit den drei bedeutsamsten Zeichen, welche auf periodische Ueberschwemmung hinweisen und schon von den Alten so gefaßt wurden [1138]:

I. Der Steinbock hat eine Doppelgestalt, halb Fisch, halb Gazelle oder Bock. Aratus gedenkt des Fischschwanzes nicht, wol aber Eratosthenes, der ihn nach geläufigen Ideen

actions. Das Buch kam nicht in den Buchhandel und wurde mir durch die Güte Sr. Excell. des Herrn Grafen von Dohna zur Ansicht.

1137) S. Schmidt a. a. O.

1138) S. Ideler über die Sternnamen S. 196.

Pan nennt [1139]). Bei den Indern ist es eigentlich der Tumler oder Delphin (makara, von mak, hinaufsteigen), und wird dann mit einem Seeungeheuer, welches dem Gotte Varuna geweiht ist, am gewöhnlichsten mit dem Krokodil, verwechselt [1140]). Die Bildung des ausgehenden Fischschwanzes kommt hier häufiger vor; unter andern bei der Matsyavatara des Vishnus; um aber das Steigen des Waßers recht anschaulich zu machen, zeichnet auch die Indische Sphäre die Protome einer Gazelle hinzu.

II. Der Waßermann (ὑδροχόος), bei den Dichtern bald Deukalion, bald Ganimedes, gießt aus einer Urne Ströme Waßers herab, und schon Eratosthenes meint, er scheine seinen Namen von der That zu haben [1141]). »Nur Schade,« bemerkt Voß, »daß wenn der Waßermann am Himmel sein Amt verwaltet, in Aegypten weder Nilschwellung, noch sonderlicher Regen ist [1142]).» Da es überhaupt in dem obern Theile Aegyptens fast gar nicht regnet, so müßen Gatterer und Hug nothgedrungen an das Oeffnen der Schleusen denken [1143]). Im Sanskrit heißt dieses Zeichen geradezu Krug (kumbha), der in der Hand des Wassermannes die auffallendste Aehnlichkeit mit den Aegyptischen Kanopuskrügen darbietet [1144]). Nach diesem periodischen Regen folgt dann im dritten Monate der Regenzeit das völlige Wachsen der Ströme, welches

III. die Fische andeuten. Die Mythe von diesen knüpft sich fast unwandelbar, und dieses sogar schon bei Ktesias, an

---

1139) Eratosth. Catasterism. 27. Bei Manilius Astron. 4, 791: ambiguum sidus terraeque marisque.

1140) S. die Abbildung bei Jones Works IV. p. 86. und oben Theil I. Anmerk. 784.

1141) Eratosthenes a. a. O. cap. 26.

1142) Voß zum Aratus, Vers 281.

1143) Diodor. I, 10. Hug a. a. O. S. 288.

1144) S. Paterson Asiat. Res. VIII. p. 76. und Theil I. S. 204.

den Orient, nämlich an die syrische Göttin Derketo [1145]). Im folgenden Monate ist das Waßer insoweit abgelaufen, daß man

IV. im Widder das kleine Vieh wieder auf die Weide treiben kann. Die mythischen Ansichten der Alten schwanken über dieses Bild, welches bald den Widder des Bacchus in Libyen, bald den des Phrixus und der Helle vorstellt [1146]); die Neuern beziehen es auf den Jupiter Ammon, der über die Frühlings-Nachtgleiche den Vorsitz führe [1147]), wodurch der Zodiakus erst um 560 vor Chr. könnte erfunden seyn, und wogegen wenigstens Bibel und Zendavesta sprechen.

V. Der Stier wird von den Mythen auf den Stier der Jo, der Europa, und auf den Apis bezogen [1148]); er ist das natürlichste Zeichen, daß man das Feld bestellen müße und nebenbei ist die Reihenfolge beobachtet, weil nach dem Schaafvieh im Frühlinge das Rind wirft.

VI. Die Zwillinge sind auf der Indischen und Aegyptischen Sphäre verschiedenen Geschlechts, aber diese Darstellung scheint jung, da man bei den Griechen Triptolemus und Jasion, Zethus und Amphion, Herkules und Apollon, oder die Dioskuren in ihnen fand [1149]). Die Letztern können nicht gemeint seyn, da sie auf den Morgen- und Abendstern sich beziehen [1150]), und aus dem Namen δίδυμοι, im Sanskr. mithuna, ein Paar, wird das Geschlecht nicht deutlich. Die neuern Auslegungen sind höchst gezwungen: Gatterer nimmt an, es seyen in diesem Monate in Aegypten die

---

1145) Ktesias fragm. p. 394. Edit. Baehr. Diodorus Sic. 2, 4. Eratosthenes a. a. O. cap. 38. Ideler a. a. O. S. 202.

1146) Eratosthenes Catasterism. 19

1147) Jablonsky Pantheon I. p. 163. Lalande Astron. I. p. 245.

1148) Eratosthenes a. a. O. 14.

1149) Eratosth. Catasterism. 10.

1150) S. Buttmann in der Abhandl. der Academ. S. 47. Uebrigens waren die Dioskuren den Aegyptern unbekannt. Herodot. 2, 43.

meisten Zwillinge geboren worden; Schmidt denkt an Horus und Harpokrates, beide aber werden als Sonne gedeutet, und dann tritt derselbe Fall ein, wie bei Herkules und Apollo, nämlich, daß die Sonne durch die Sonne geht; die beiden Augen des Horus bei Hug sind offenbar Grübeleien der spätern Zeit, und ein bloßer Zufall ist es endlich wol, daß sie gerade neun Monate nach der Jungfrau fallen, als wären sie von dieser die Kinder. Statt der menschlichen Zwillinge, auf welche jedoch schon die Asvinau der Inder in den epischen Gedichten sich zu beziehen scheinen, finden sich auch zwei Gazellen, und so kann das Bild ganz einfach die üppige Natur überhaupt andeuten.

VII. Die Erklärung des folgenden Zeichens durch Krebs ist zwar allgemein und alt, aber wahrscheinlich unrichtig, da die Abbildung im Indischen und Aegyptischen Zodiakus vielmehr einen Käfer (scarabaeus sacer Linn.) darstellt [1151]), der zur Sonne strebt, dieser geheiligt war, und erst in späterer Zeit als Solstitialzeichen dem Anubis zugesellt wurde. Die griechische Fabel läßt den Krebs aus dem Sumpfe Lerna kriechen und den Herkules am Fuße verwunden, als dieser mit der Schlange kämpfte, worauf er ihn mit dem Fuße zertrat [1152]): eine Mythe, die augenscheinlich erst aus dem Sternbilde entstand, zumal da die Taschenkrebse, denn ein solcher müßte es seyn, nur in der See leben. Nachher erklärt Makrobius den Krebs von der retrograden Bewegung der Sonne [1153]), wofür er sich nach der Stellung als Solstitialpunkt sehr wohl eignen würde.

VIII. Der Löwe, das Bild der Kraft, bildet gegenwärtig nicht mehr den Culminationspunkt der Sonne, wie

---

1151) S. Descript. de l'Égypte I. Planche 23. № 4. Pl. 79. 87. Vergl. Rhode über den Zodiakus S. 30.

1152) Eratosthenes cap. 11. Ideler a. a. O. S. 159.

1153) Macrob. Saturn. I, 17: cancer retro et oblique cedit; eadem ratione sol in eo signo obliquum, ut solet, incipit agere regressum.

nach der alten Sphäre, auf welche die Mythen sich beziehen, aber es liegt noch in dem Horazischen furit et stella vesani leonis, und in dem Nemeischen Löwen, welchen Herkules überwunden [1154]). Was allegorische Erklärer von der Aehnlichkeit des Namens zwischen Löwen und Waßer im Koptischen von der Löwenbändigung bei dem Tempel des Osymandyas, von dem Löwen als Symbol des Nils und der brüllenden Katarakten noch bemerken, scheint weit gesucht und für die Zeit, von der es sich handelt, zu künstlich.

IX. Die Jungfrau mit der Spika ist an sich klar als Bild der Ernte, und nur, wie Voß bemerkt [1155]), auf gemäßigte Gegenden anwendbar; allein dem ganzen Alterthume ist eine Frau als Schnitterin fremd, und sie kann demnach nur auf die Erde sich beziehen, welche als Göttin ihre Gaben spendet. Darauf zielen auch noch die schwankenden Mythen, nach denen sie bald Dike und Asträa, weil sie späterhin die Wage trägt, bald Isis, immer aber eine Göttliche (παρθένος διός) ist [1156]).

X. Die Wage war der frühern Griechischen Sphäre unbekannt, denn die Scheeren des Skorpions nahmen die Stelle ein [1157]), und so auffallend es ist, daß hier Ein Zeichen den Raum von zweien sich erstreckte und ein Thier getheilt werden mußte, so sicher läßt es sich mit Zeugnißen belegen. Aratus so wenig, als die Sphäre des Empedokles,

---

1154) Eratosthenes Catast. 12.

1155) Voß zum Aratus 96.

1156) Aratus Vers 98:
Ob sie nun von Asträos gezeugt, der, wie man erzählet,
Vater des Sternheers war in der Urzeit, oder von sonst wem
Ruhigen Sinnes hinschwebte.
Vergl. Vers 105. 129. Bayer Uranometr. p. 54. Scaliger ad Manilium 2, 527.

1157) Ovid. Metamorph. 2, 197: Porrigit in spatium signorum membra duorum. Manilius 4, 203. librantes noctem Chelae. Buttmann (bei Ideler Gesch. der astron. Entd. S. 375) vermuthet scharfsinnig, daß man χηλή für Schaale (vergl. σχηλή) nur gemißdeutet habe.

welche doch ihr jüngeres Alter dadurch anzeigt, daß sie den Widder als Aequinoktialzeichen setzt [1158]), kennen die Wage [1159]), und selbst noch Ptolemäus verschweigt sie, gebraucht aber, merkwürdigerweise, den Namen ζυγός für das Sternbild bei Chaldäischen Beobachtungen von 237 vor Chr., als bei den Römern von Astronomie noch nicht die Rede war [1160]). Denn die Sage ging, daß erst die Römer zu Ehren des Octavian, der unter der Wage geboren war, dieses Zeichen an den Himmel gesetzt hätten; allein Virgil, auf welchen man sich beruft [1161]), scheint bloß dem Cäsar eine witzige Schmeichelei sagen zu wollen, und die Wage kann, wie Ideler mit Recht erinnert, ein altes Bild seyn, welches jetzt erst in die Fasten aufgenommen sey [1162]). Dazu kommt, daß dieses Zeichen von den Römern hätte zu den Indern gelangen müßen, und wir hier nothwendig ein fremdes Instrument mit vielleicht fremdem Namen antreffen würden: dem aber ist nicht so, sondern tulâ ist die Wage mit zwei Schaalen, worauf Yama die Thaten wägt, und deren sich die Goldschmiede bedienen; es leitet sich her von dem ächt sanskritischen Stamme tul, wägen, der von jeher in der Sprache sich befindet, und bedeutet sodann aequalitas an sich, wie denn das Bild das natürlichste Zeichen der Aequinoctien ist [1163]).

XI. Ueber den Skorpion finden sich wenige Fabeln;

1158) Sphaera Empedocl. bei Heilbronner hist. Mathes. vs. 86.

1159) Aratus Vers 545: dann auch die Scheeren des Skorpions und er selber. Vergl. Eratosthenes a. a. O. 7. Heilbronner a. a. O. p. 126. (vs. 49. 50. 120); Voß Antisymbolik I. S. 78. Bayer Uranom. p. 58: erant olim libra et scorpio unum signum. Den Platz der Wage nahmen die Sterne α β μ ε ein.

1160) S. Bode zum Ptolemäus S 27. Ideler a. a. O.

1161) Virgil. Georg. 1, 34. Sueton. August. 5. Vergl. Lalande I. p. 240. 255. Dupuis a. a. O. p. 429.

1162) Ideler über die Sternnamen S. 174. Geschichte der astron. Entdeck. S. 370. ff.

1163) Manilius 2, 242: aequantem tempora libram. Vergl. Rhode a. a. O. S. 37.

in Aegypten fängt unter ihm das Reich des Typhon an, welches dort, wie wir sehen werden, keine Bedeutung hat. Sehr natürlich aber steht das Bild in Beziehung zu einem Lande, welches um diese Zeit eine Menge giftiger Insekten, oder Krankheiten aufweiset, und gerade Persien und das nördliche Indien wimmeln im Herbste von Skorpionen, Schlangen und anderem Gewürme [1164].

XII. Vom Schützen allein giebt es keine befriedigende Deutung; welche man aber auch anwenden mögte, so will wenigstens keine auf Aegypten passen. Mehre Alten dachten an den Centaur, welches jedoch schon Eratosthenes widerlegt [1165]. Bleiben wir daher bei dem natürlichen Bogenschützen stehen, dessen Sigle von einem Pfeile Gatterer zu einer Pflugschar machen will, so fragt es sich, was er im Nilthale solle, dessen Reichthum an Rossen wir bezweifeln mußten, und dessen Jagdlust keiner Erwähnung geschieht; für die Letztere dagegen wäre das Bild ganz an seiner Stelle in dem Pferdereichen Norden von Asien, und wo alle Zeichen ihre Erklärung finden, da möge das Eine mit einer Muthmaßung sich begnügen.

Hat nun aber diese einfache Deutung der Zodiakalbilder nur irgend einen Grund, und muß diejenige Nation, auf deren Clima nicht etwa einige, sondern alle Zeichen sich beziehen, den Thierkreis angeordnet haben, so braucht es nur Einen Blick, um sich zu überzeugen, daß er mit Aegypten im entschiedensten Widerspruche stehe. Wenn andere Flüße abnehmen, sagen schon die Alten, so steigt der Nil vom Sommersolstitium bis zum Herbstäquinoctium [1166], und wenn andere Völker Winter haben, ist in Aegypten Alles blühend [1167]. Die Frühlings-Nachtgleichen finden statt im

---

1164) S. Theil I. S. 248. Vergl. Legentil in den Memoires de l'Acad. 1785. p. 449.

1165) Eratosthenes Catast. 28.

1166) Diodor Sic. 1, 36.

1167) Athenaeus Deipnos. 5, 6. Vergl. Hug a. a. O. S. 48.

Widder, der Nil beginnt zu steigen im Krebs [1168]), die Ueberschwemmung dauert bis zu der Wage in den Herbst-Nachtgleichen, und der Löwe kann nicht mehr Bild der Sonnenhöhe seyn. Die Ackerarbeit fängt im November, also im Schützen an [1169]), und erst im April ist die Sonne im Stier, der nicht einmal mit Gatterer Erntestier seyn kann, denn die Erndte fällt hier im März, während in dem Zeichen der Jungfrau das Land unter Waßer ist. Kurz, am Nil wird die ganze Ordnung verrückt und mit keiner geringern Aenderung hergestellt, als wenn wir, mit Düpüis, die Frühlings-Nachtgleichen in die Wage setzen und den Krebs als Wintersolstitium annehmen [1170]): daß aber dann Löwe, Krebs und Stier ihre Bedeutung verlieren, ist noch eine Kleinigkeit gegen das ungeheure Alter dieser Position, welche 14,272 vor Chr. stattfand! Düpüis scheint hier selbst einen Schwindel empfunden zu haben, wenn er, um einzulenken, seit der Sündfluth eine Ungleichheit im Fortrücken der Nachtgleichen hypothesirt, als hätten sich die Gestirne nach Menschenwitz und Wahn in ihrer ewigen Ordnung wankend gemacht; dazu kommt, daß die Conjectur nach einem Aegyptischen Zodiakus gewagt worden war, den der lügenhafte Pater Kircher erst zusammensetzte und der an den römischen und arabischen Zahlen sich entlarvt [1171]). Wir sind weit entfernt, den alten Chaldäern, für welche die meisten Sachkenner sich entschieden haben [1172]), den Thierkreis zu entzie-

150. Ein altes Buch: Schauplatz der Natur (Wien 1753) IV. S. 367. spricht vielleicht schon nach diesen Gründen den Aegyptern die Erfindung des Thierkreises ab.

1168) Manilius 4, 748:

Nilusque tumescens
In cancrum, et tellus Aegypti jussa natare.

1169) Plinius 18, 47.

1170) Dupuis origine des cultes. a. a. O. p. 406. 457.

1171) Kircher Oedip. Aegypt. II. p. 164. 206.

1172) Lalande Astron. I. p. 234. Ideler über die Sternnamen S. XII. vergl. van Goens zu Porphyrius p. 113. seq.

hen, so wenig dieses bei dem Institute der Woche unsere Absicht war: es kommt nur darauf an, die an sich unwichtigen siderischen Probleme, auf welche späterhin so viele Mythen sich beziehen, von allen Seiten zu beleuchten, und, wenn sie zugleich in Indien sich finden, dieselbe Veranlaßung zu denselben hier nachzuweisen. Auf das nördliche Indien und Bengalen würde der Zodiakus vollkommen passen, denn während die Küste Malabar durch die Mussons aus Südwesten in der Regenzeit mit Aegypten völlig übereinstimmt und mit den Herbst-Nachtgleichen das Zurückziehen des Waßers (jalavishuva) auch hier eintritt, so beginnt dagegen in Bengalen der Nordost-Musson im Herbste, und die Regenmonate, chaturo vârshikan mâsân nennt sie schon der Ramayana, fallen, unserer Sphäre gemäß, vom November bis zum Februar [1173]). Die Vedas setzen den Lenz (vasanta) unter die Zeichen der Fische bis zum Stier sofort nach der Ueberschwemmung [1174]); diese drei Monate sind die angenehmsten, es beginnen sodann die Pilgerfahrten nach Haridvari bis zum April hin [1175]); das Schaafvieh, welches kein Marschland, wie Aegypten, liebt, wird auf die Weide getrieben und hat sich seit den Nachrichten des Ktesias nicht verringert, da man zu Madras sechs Schaafe um eine Pagode einkaufen kann [1176]); endlich beginnt die Ackerzeit unter dem Zeichen des Stieres [1177]), und der Thierkreis bietet somit noch gegenwärtig dem Inder eine Art von Kalender dar, während er für Aegypten eine durchaus nichtssagende Hieroglyphe ist. Daher läßt auch Rhode es zweifelhaft, ob nicht die Erfindung an den Ufern des Ganges gemacht worden sey [1178]), und Wil-

1173) S. Theil I. S. 37.

1174) Asiat. Res. VII. p. 283.

1175) Asiat. Research. XI. p. 450.

1176) S. Munro bei Sprengel: Neue Beiträge u. s. w. VII. S. 68.

1177) Legentil voyage I. p. 547.

1178) Rhode Versuch über das Alter des Thierkr. S. 17.

liam Jones beginnt sofort seine Untersuchung über den Indischen Zodiakus mit den Worten: »ich unternehme es, eine Meinung, welche der gelehrte und fleißige Montucla mit der äußersten Verachtung zu behandeln scheint, zu behaupten, daß die Indische Eintheilung des Zodiakus nicht von den Griechen oder Arabern erborgt worden, sondern, da sie in diesem Lande seit undenklichen Zeiten bekannt und zum Theil dieselbe ist, wie bei andern Nationen des alten Hindustammes, vermuthlich durch die Vorfahren dieses Stammes vor seiner Verbreitung erfunden ward [1179].« Die Einwendungen von Montucla, auf welche hier gezielt wird, sind sehr dürftig: es sind Aussagen der Missionare, daß ein Indischer Raja der neuesten Zeit astronomische Tafeln habe copiren lassen, und daß die Inder selbst geständen, ihre Kenntniß des Himmels von einem nördlichen Volke zu haben, welches allerdings dem Legentil im Dekkan mit Recht erzählt wurde; der Frage, warum man keinen Elephanten im Zodiakus erblicke, nicht zu gedenken [1180]. Colebrooke muthmaßt, daß auch die Araber diese Bilder zunächst von den Indern hätten [1181], und diese sagen es im Grunde selbst, insofern Massudi den Zodiakus auf Brahma zurückführt [1182].

Es drängt sich endlich noch die wichtige Frage auf, ob die Anordnung des Thierkreises getroffen worden, als Sache und Bild zusammenfielen, mit andern Worten, als der Widder Frühlings-Aequinoctialzeichen war, welches um das Jahr 500 oder 560 vor Chr. stattfand [1183], oder ob es früher geschehen sey? Wir dürfen hier nicht willkührlich rükken, weil das Alter sofort in das Ungeheure wächst, denn die Fortrückung der Nachtgleichen beträgt in 72 Jahren 1

1179) Jones Works IV. p. 71. seq.

1180) Montucla hist. des Mathem. I. p. 432. seq.

1181) Colebrooke Asiat. Res. IX. p. 323. seq.

1182) S. die Stelle bei Deguignes in Memoires de l'Acad. XXV. p. 770.

1083) Bode zu Ptolemäus S. 243. 249.

Grad, mithin tritt erst nach 2160 Jahren ein anderes Zeichen an die Stelle des frühern; der ganze Kreislauf endet in 25,920 oder 25,716 Jahren [1184]). Einzig und allein die Wage, welche Zeichen der Gleichung bleiben muß, tritt störend ein, alle übrigen Bilder aber erhielten in Indien ihre deutlichste Beziehung, wenn mit dem Stiere das Jahr sich eröffnete. Die Hitze mit ihren Fiebern wird am drückendsten in den Herbstnachtgleichen, im Skorpion, gerade wie die persische Lehre und die biblische Kosmogonie das Hereinbrechen des Uebels unter dem alten Drachen, und jüngere Stücke der Zendavesta es unter dem Zeichen der Wage annehmen; im Steinbock steigt die Sonne und das Waßer der Ströme, angedeutet durch das Amphibium Makara, welches also wol nicht so gut den Wendepunkt einnimmt; der Waßermann gießt seine Ströme herunter; der heilige Käfer erhält Bedeutung, weil er erst zur Sonne strebt, aber noch nicht den höchsten Punkt derselben bezeichnet. Dieser ist dann im Löwen, dem Hause der Sonne bei den Astrologen, daher Herkules ausruht auf der Löwenhaut, und in Aegypten der Thron des Horus auf dem Löwen ist [1185]): überhaupt beziehen sich die siderischen Mythen alle nur auf diese Sphäre, besonders wenn in ihnen der Stier figurirt, an dessen Stelle in spätern religiösen Mythen der Widder, oder das Lamm trat. Die Chinesen fangen noch gegenwärtig mit dem Stier zu zählen an, und feiern die Wiederkehr der Sonne im Waßermann [1186]); noch jetzt bezeichnen die Perser ihre zwölf Bilder mit numerischen Buchstaben und setzen A für ♉, B für ♊ u. s. f. [1187]), und in der Zendavesta wird der Urstier, der himmlische Lichtbringer, der da Gras wach-

---

1184) Bode a. a. O. S. 246. Nach Ideler (Handb. der Chronol. I. S. 28) am genauesten in 26,777 Jahren, die Fortrückung in 100 Jahren zu 1° 20′ 40″ angenommen.

1185) Horapollo hierogl. 1, 17. Macrob. Saturn. 1, 21. Vergl. Gesenius zum Jesaias II. S. 354.

1186) Bailly Alte Astron. I. S. 230. II. S. 63.

1187) Chardin voyage V. p. 84.

sen lasse [1188]), im Frühlinge geschaffen. Noch deutlicher wird dieses bei den mithrischen Monumenten, von denen bereits geredet worden [1189]), und bei dem Aegyptischen Apis, als Urheber der Fruchtbarkeit [1190]), welches für Aegypten durchaus keine Bedeutung hatte, unbewußt aber noch bei Virgil durchschimmert [1191]), und ebenfalls in dem Namen *βογενής* sich kund giebt, womit die Archiver den Dionysus belegten. In allen diesen religiösen Mythen, welche das ganze Alterthum durchdringen, eröffnet der Stier das Jahr; und es geht mit ihm und dem Frühlingsäquinoctium bei der Weltschöpfung die Umwälzung sämmtlicher Gestirne aus: in den Indischen Vedas beginnen die Krittikas, oder die Plejaden am Halse dieses Sternbildes, sowohl die Reihe der Mondnakshatras, als den großen Cykel überhaupt im Monate Magha, oder dem April, und Colebrooke setzt diese Anordnung um das Jahr 1400 vor Chr. [1192]). Nur die einzigen Aegypter, bei denen schon früher die Personification der Erde durch eine Kuh, als eine auswärtige Vorstellung, vermuthet werden durfte [1193]), treten hier, durch ihr Clima genöthigt, mit der später erhaltenen Sphäre allenthalben in Widerspruch: der Widder, noch im Zodiakus der Kopten das Reich des Ammon genannt [1194]), war ihnen bereits das Zeichen der Frühlings-Nachtgleichen [1195]), und die Mythen vom Jupiter Ammon,

---

1188) S. die zahlreichen Stellen in der Zendav. Thl. III. Register unter Stier.

1189) S. Theil I. S. 258. Freret in den Memoires de l'Acad. XVI. p. 284: je serois plus porté à croire, que les fêtes de Mithra venoient de Chaldée, et qu'elles avoient été instituées, pour célébrer l'exalation du soleil dans le signe du taureau.

1190) Aelian. Hist. anim. 11, 10.

1191) Virgil. Georg. 1, 217: Candidus auratis aperit quum cornibus annum Taurus.

1192) Colebr. Asiat. Res. VIII. p. 491. IX. p. 332.

1193) S. Theil. I. S. 255. ff.

1194) Montucla hist. des Math. I. p. 71.

1195) Belege bei Druman über die rosett. Inschr. S. 63.

der uns ohnehin mit einem semitischen Namen entgegentritt [1196]), können schwerlich weit über das sechste vorchristliche Jahrhundert, oder das Zeitalter des Jeremias hinausreichen, so wenig wie die Einrichtung des sothischen Jahres, weil es mit dem heliakischen Aufgange des Sirius begann. Der Hundsstern sollte, nach ihnen, bei der Schöpfung der Welt präsidirt haben [1197]); weil sie nach Metons astronomischem Jahre den Jahresanfang vom Sommersolstitium an rechneten, oder sie begannen daßelbe nach der Ueberschwemmung im Herbste und verlegten die Schöpfung unter die Wage [1198]), weil sonst die Züge des Osiris keine Beziehung zu dem Lande gehabt hätten, denn während dieser in Aethiopien (im tropicus cancri) war, sagt Diodor, trat der Nil mit dem Aufgange des Sirius, über seine Ufer [1199]). Dennoch aber fingen sie ihre Trauer um den Osiris an, wenn der Nil im Schwellen war, und die Thränen der Isis vermehrten das Wasser [1200]); ja sie verlegten das Röthen ihrer Häuser, als Symbol der Sonnenglut, wie wir er bereits kennen gelernt [1201]), in die Nachtgleichen, und Osiris stirbt sogar in den Aequinoctien des Herbstes mit dem Skorpion [1202]). Dieses sind sämmtlich Ansichten der Perser und Inder von dem Absterben der Natur und dem Siege des Bösen, die aber im Nilthale mit dem Anfange des Frühlings ohne alle Bedeutung sind, und, genau erwogen, die gerühmte Weisheit der Aegypter gewaltig erschüttern [1203]). —

1196) S. Theil I. Anmerk. 511.

1197) Bailly a. a. O. S. 209.

1198) S. Alex. ab Alexandro 1, p. 830. Scaliger ad Manilium 1, 125.

1199) Diodorus Sic. 1, 11.

1200) Pausanias 10, 31.

1201) S. Theil I. Anmerk. 444.

1202) Plutarch Isis et Osir. p. 377.

1203) Dupuis origine des cult. II. p. 408: ceci est vrai dans nos climats, mais ne s'accorde pas exactement avec la vegetation

Die bis jetzt besprochene Position der Sphäre, auf welche die Sonnenmythen der alten Welt sich beziehen, fand aber im Jahre 2720 vor Chr. Statt, und Bailly entscheidet sich für dieselbe [1204]), allein so hoch dürfen wir die Erinnerung und ganz besonders die Anordnung des Thierkreises bei keinem einzigen Volke hinaufschieben; daher schlägt Hug den gewiß zum Ziele führenden Mittelweg vor: die Einrichtung sey getroffen worden, als die Solstitial- und Gleichungspuncte in der Mitte der Bilder, 15 Grad rückwärts, also etwa um 1640 vor unserer Zeitrechnung, gelegen [1205]). Dieses käme sowohl dem Datum bei Lalande, der sie um 1700 setzt [1206]) als demjenigen bei Colebrooke (um 1400), welche auch Münchow sehr wahrscheinlich findet [1207]), nahe, und die Wage konnte nunmehr schon als Gleichungszeichen dienen. Das hohe Alter des Zodiakus erhellt übrigens auch dadurch, daß er auf ein ephemeres Jahr von 360 Tagen sich stützt, für dessen Vorhandenseyn zu viele Beziehungen reden, als daß wir es mit dem gelehrten Ideler bezweifeln dürfen [1208]). Bei den Griechen schrieb man ein solches dem Solon zu, und die Anspielungen darauf lassen sich kaum wegräumen [1209]); in Aegypten wurde zu Philä täglich ein Gefäß mit Milch bis zu der Zahl von 360 hingestellt [1210]), eben so viele Priester mußten Nilwasser in ein durchlöchertes Faß gießen [1211]), und der Kiegsrock des Amasis bestand aus Faden von 360

---

de l'Egypte. Ce n'est donc pas en Egypte, qu'on doit en chercher l'origine.

1294) Bailly a. a. O. I. S. 83.

1205) Hug a. a. O. S. 330.

1206) Lalande Astron. I. p. 234.

1207) Münchow zu Cuviers Urwelt, a. a. O. S. 340.

1208) Ideler Handb. der Chronol. I. S. 187.

1209) Ebendaselbst S. 258.

1210) Diodorus Sic. 1, 22.

1211) Diodor 1, 97.

Dräthen [1212]). Am Rocke des jüdischen Hohenpriesters nehmen einige Rabbiner 360 Glöckchen und ebenso viele Fenster des Lichtes am Himmel an [1213]); 360 Götter standen um die Kaaba der alten Araber, Semiramis zieht eine Mauer von 360 Stadien um Babylon [1214]) und das altpersische Jahr hatte nur so viele Tage [1215]). Bei den Indern machen 360 Menschenjahre ein Jahr der Götter und noch gegenwärtig findet sich ein solches im Gebrauche bei den Bhattaks auf Sumatra [1216]), ferner auf Java und Bali [1217]), so wie bei den Banianen in Surate und oberhalb des Vindhya [1218]); sogar die Mexikaner bedienten sich deßelben, da sie 18 Monate zu 20 Tagen hatten, und die Epagomenen welche durch ihren Namen als hinzugekomene (ἐπαγόμεναι) sich ankündigen, späterhin zu Schalt- und Festtagen machten [1219]). Die Indische Stunde hat 60 Minuten, aber auch wohl 360 Augenblicke [1220]), und daß auch in Aegypten eine Stundeneintheilung von diesem Jahre entlehnt war, erhellt aus dem Ptolemäus, der nach den 360 Graden des Aequators, der Stunde 15′ der Minute 15″, also dem Tage nothwendig 60 Stunden giebt, während der bürgerliche nur 24 zählte [1221]).

Endlich bliebe noch der Eintheilung des Zodiakus in 120 Dekatemorien, auf jedes Zeichen zehn gerechnet, zu erwähnen, und dieses einzig und allein darum, weil bei den Grübeleien

---

1212) Herodot 3, 47.

1213) Pirke Elieser cap. 6.

1214) Diodor. 2, 7. Die spätere Lesart ist 365.

1215) S. Interpret. ad Alex. ab Alexandro gen. Dier. I. p. 826.

1216) Transactions of the roy. As. Soc. I. p. 501.

1217) Asiat. Res. XIII. p. 148.

1618) Baldaeus Beschreib. von Malab. S. 472. Walther doctrina temp. 164. 185

1219) Robertson Geschichte von Amerika II. S. 336.

1220) Walther a. a. O. p. 145.

1221) Bode zum Ptolemäus S. 17.

der Orientalen auch diese Zahl bedeutend wird, so wie ferner der Dekane, deren es 36 giebt, auf zehn Grad zwischen die Bilder vertheilt, da auch sie bei der Indischen Astrologie eine Rolle spielen. Es sind diese in der Lehre vom Horoskop die Aufseher über eben so viele Theile des menschlichen Körpers, denn dem Makrokosmos muß der Mensch als Mikrokosmos durchweg correspondiren, und sowohl die Planeten und 12 Zodiakalbilder, als die 36 Dekane, nehmen Glieder von ihm in Anspruch [1222]). Man hat die Eintheilung der Letztern in Aegypten von dem Militair hernehmen wollen [1223]), allein es mögte gerade das Gegentheil eben so wohl sich behaupten lassen, da die Nomenvertheilung und manches Andere nur an den Himmel geknüpft wurde, damit das Land gleichsam die Welt vorstelle. Aus dem Namen der Dekane ist ferner auf griechischen Ursprung geschlossen worden [1224]); indessen lehnt dieses schon Saumaise mit guten Gründen ab, einmal, weil die Bildung des Adjectivs δέκανος unerhört wäre, und sodann, weil Psellus und Andere die Einrichtung den Chaldäern zuschreiben [1225]). Bei den Letztern kennt sie sicherlich schon Diodor von Sicilien unter dem Namen der θεοὶ βυλαῖοι, von denen alle zehn Tage einer nach unten und einer nach oben gesandt werde; nur findet hier, wie Gesenius mit Recht erinnert, ein Irthum in der Zahl statt, denn es müßen keine 30, sondern 36 seyn, zumal da gleich darauf noch 24 Andere

1222) Origenes contr. Celsum 8, 58. Diodor. Tarsens. bei Photius p. 210. Edit. Bekker.

1223) So Scaliger ad Manil. p. 223 und Gesenius zum Jesaias II. S. 330.

1224) Manilius 4, 298:

quas partes decimas dixere Decania gentes,
A numero nomen positum est.

Die Sache war gewiß alt, wenn es wahr ist, daß schon Teuker, der Babylonier, darüber geschrieben.

1225) Salmasius Exercit. Plin. p. 653. de annis climact. p. 557. Hier wird an das Chald. diokna, imago, gedacht, welches aber schon Burtorf auf εἰκών zurückführt. Der chald. Dekane erwähnt auch Ptolemäus im Tetrabibl. 1, 22.

genannt werden, von denen die Hälfte oben, die Hälfte unten sich befinde [1226]). Colebrooke weiset dieselben 36 Dekane bei den Indern aus ihren astrologischen Büchern nach [1227]), und bis jetzt haben wir kaum einen andern Grund, sie mit ihm für ausländisch zu halten, als weil sie hier dreshkânâs heißen: von driş, sehen, abgeleitet, würden sie gerade als Aufseher sich bewähren, und die Astrologie der Inder läßt sich wenigstens aus ihren ältesten Schriften beweisen.

§. 10. Nach dieser trocknen astrologischen Mystik, die wir nur mit großer Ueberwindung dem Leser dargeboten haben, weil sie nicht zu umgehen war, dürfen wir endlich die Frage aufwerfen, ob sich bei den alten Indern keine reellen Verdienste um die Astronomie aufweisen lassen? Die Araber schreiben ihnen solche willig zu [1228]); Abulfaraj nennt sie in dieser Beziehung eine Fundgrube von Weisheit; Massudi, der Indien selbst besucht hatte, spricht von einer alten Sternwarte mit 12 Thürmen [1229]), und Sultan Baber weiß es ebenfalls, daß Vikramadidya vor 1584 Jahren, also 87 Jahre vor Chr., Sternwarten zu Ujjayini und Dhar in Malva errichtet habe und daß die Inder noch ihre alten Tafeln gebrauchten [1230]). Eine alte Warte, wie sich deren auch eine zu Delhi befindet, beschreibt Heber zu Benares, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß sie vor den Mohammedanern erbaut worden: es sey ein steinernes Gebäude mit vielen Höfen, die zu Wohnungen der Astronomen und Studirenden gedient haben mögten; ein großer viereckiger Thurm erhebe sich hier mit einem Gnomon von 20 Fuß Höhe und mit einem

1226) Diodorus Sic. 2, 30. 31. Gesenius a. a. O. S. 333.

1227) Colebrooke Asiat. Res. IX. p. 367.

1228) S. Renaudot anciennes relat. sur la Chine p. 37. 58. Robertson historic. disquisit. on India p. 113.

1229) Silv. de Sacy in Notices et Extraits. I. p. 9.

1230) Baber Denkwürdigkeiten S. 138.

15. Fuß im Durchmesser haltenden Gradbogen [1231]). Die Sternwarte wird gegenwärtig nicht mehr benutzt, läßt aber doch wol mit andern Anstalten dieser Art auf ernst gemeinte Beobachtungen schließen. Und in der That sind die Araber selbst die ersten Anfänge dieser Wissenschaft den Indern schuldig, wie sie es kein Hehl haben, so wenig wie die Chinesen, welche es mit Bestimmtheit angeben, daß 440 nach Chr. ein Indischer Astronom zu ihnen gekommen sey [1232]). Bevor nämlich noch Alhazen, um d. J. 800, den Almagest des Ptolemäus in das Arabische übersetzte, war schon das astronomische Werk, woraus später Mohammed Ibn Musa die Algebra epitomatisirte, aus dem Indischen von Alfazari übertragen, und diese Tafeln, die ein Indischer Fürst, Phigar, hatte berechnen lassen, blieben lange den Arabischen Astronomen unter dem Namen des großen Sindhind bekannt [1233]). Unter Mamun copirte ein Anderer astronomische Tafeln nach den Regeln des Sindhind [1234]), und das Original wird bis in die Zeit des Behmen hinaufgesetzt [1235]): dieses wäre Artaxerxes Longimanus, allein der Name scheint verschrieben und der Sassanide Behram gemeint, der im J. 440 zum Throne gelangte, einen Zug nach Indien unternahm und mit vielen Geschenken von dort zurückkehrte [1236]), in welchem Falle das genannte Werk nur das Siddhânta des Aryabhatta seyn kann, wie sich weiter unten noch ergeben wird. Vor dem Studium des Sanskrit konnten nur diese jungen Zeugniße der Araber in Anschlag gebracht werden, und sie wurden nicht einmal gehört, wie sie

---

1231) Heber in Sommer's Taschenbuch zur Verbreit. geogr. Kenntniße 1830. S. 48.

1232) S. Quarterly Review 1810. p. 293.

1233) Casiri Biblioth. Arab. Escurial. I. p. 426. 428, wo der Titel mit addâhro ddâhiro, periodus circumgyrans, übersetzt wird.

1234) Abulfaraj hist. Dynast. p. 114. 161. Vergl. Herbelot s. v. Zig und Alsind.

1235) Montucla a. a. O. I. p. 443.

1236) Sacy histoire des Sassanides, an den Memoires sur la Perse. p. 337. seq.

es verdienten; nach und nach hatte man indessen erfahren, daß das Volk noch gegenwärtig seine alten Tabellen habe, mittelst welcher es mit einer gewißen Fertigkeit die Eklipsen berechne und vorhersage; man wußte, daß diese Tafeln in vielen Abschriften gleichsam erblich waren in den Händen einiger Brahmanen, welche daher den Namen Theosophen (devajnâs) führten und, ohne astronomische Kenntniße, die Verpflichtung hatten, den jährlichen Kalender mit seinen unzähligen astrologischen Kleinmeistereien zu fertigen [1237]). Man war Zeuge gewesen, wie sicher und schnell nach jenen Tafeln berechnet wurde, und mit welcher Geringschätzung dabei die Brahmanen auf Europäer herabsahen; aber ebenfalls war man Zeuge, wie wenig selbst die Gelehrtesten im Stande waren, über die Gesetze des gestirnten Himmels Rechenschaft zu geben, oder auch nur die Asterismen nachzuweisen [1238]). Dieses mußte vorläufig ein lebhaftes Verlangen nach jenen Tabellen erregen, und sie geriethen endlich dem französischen Astronomen Legentil in die Hände, der sie 1784 in den Memoiren mittheilte. Er hatte erst den Schlüssel dazu suchen müßen, gelangte aber dann zu dem merkwürdigen Resultate, daß sie weit über unsere Zeitrechnung zurückgingen und, je älter je mehr, der Wahrheit nahe kämen, dagegen die jüngeren oft große Correctionen nöthig hätten. Dieser Umstand mußte Verdacht erwecken, denn die Tafeln konnten, wie es die Jesuiten bei den Chinesen gemacht, fingirt, oder wenigstens von den Indern selbst zurückgerechnet seyn. Das Letztere vermuthete Laplace [1239]), und er hätte dafür eine wichtige Analogie in dem Verfahren der Römer finden mögen, die nach dem Cicero ihre Tafeln über Finsterniße eben so zurück-

1237) Walther doctr. tempor. p. 188. Sartorius ebendaselbst p. 198.

1238) Asiat. Res. IX. p. 323.

1239) Laplace Darstellung des Weltgebäudes II. S. 227. deutsche Uebersetzung.

gerechnet hatten [1240]). Legentil, der früher, im Jahre 1768, selbst nach Pondichery gegangen war, um die Astronomie der Inder kennen zu lernen, hatte die Operationen der Brahmanen sehr einfach gefunden: die Zeit wurde mittelst der Klepsydra gemessen, ein Meridian mit dem Schatten des Gnomon, aber nur, wenn die Sonne im Aequator, oder mitten in der Welt stand, wie sie sich ausdrückten, gezogen, und nach demselben unvollkommenen Instrumente aus der Kindheit der Astronomie schienen sie auch ihre gradwinklichen Pagoden errichtet zu haben; nichts desto weniger aber berechneten sie im Beiseyn des Legentil eine Mondfinsterniß, die nur um 30 Minuten von der genauesten Beobachtung abwich, und gaben an, daß sie diese Kenntniß den nördlichen Brahmanen zu danken hätten, welche unter Salivahanas, zu Anfange unserer Zeitrechnung, mit derselben zu ihnen gekommen seyen [1241]). Aus diesen mündlichen Mittheilungen nun und den dargelegten Tabellen, so wie aus frühern Berichten der Missionare, schrieb Bailly seine Geschichte der Indischen Astronomie mit Begeisterung für eine vorgebliche, nördliche Urnation, aber ohne diejenige Kritik, welche besonders dem Sachkenner bei solchen Untersuchungen unerläßlich wird [1242]). Mit William Jones, der auch auf diesem Felde sich versuchte und überhaupt für die gesammte Indische Alterthumskunde die Bahn brach, beginnt eine neue Epoche, denn es folgen bald Davis, Bentley und Colebrooke, denen wir das meiste Licht über die Indische Astronomie verdanken, da sie mit Sach- und Sprachkenntniß aus den wissenschaftlichen Werken des Volkes schöpften, und besonders der Letztere mit einer un-

---

1240) Cicero de republ. 1, 16. Vergl. Niebuhr Römische Geschichte I. S. 259.

1241) S. Memoires de l'Acad. 1772. p. 172. 1785. p. 384. histoire de l'Academie royale 1776. p. 108.

1242) Bailly Geschichte der Sternkunde des Alterthums, aus dem Franz. von Wünsch, Leipz. 1777. 2 Bde.

erreichten Gründlichkeit und fast ängstlichen Vorsicht die Ergebniße darlegte [1243]).

Die ersten Anfänge der Sternkunde, welche nur auf die Bewegung der Gestirne, auf einige Namen derselben, und auf den Mond- und Sonnenlauf sich beschränken, sind in den alten Festkalendern der Vedas enthalten, welche, nach astronomischen Gründen, auf 1400 Jahre vor Chr. zurückzugehen scheinen: indeß finden sie sich sehr in der Kindheit. Sie scheinen nach Cykeln von 5 Jahren zu rechnen, das Jahr selbst ist Lunar, und intercalirt am Ende des Cykels und in der Mitte einen Monat; es hat sechs Jahreszeiten: Frühling (vasanta), heiße Zeit (grîshma), Regenzeit (varsha), gemäßigte Zeit (sarada), Winter (himanta) und Thauzeit (sisra), jede zu zwei Monaten; der Monat besteht, wie noch jetzt, aus zwei Hälften [1244]). Auf diese Kalender-Tractate (jyotishas) wird ein großer Werth gelegt, da sich die religiösen Feste des Volkes so sehr an die Gestirne binden, und es heißt geradezu bei einem Dichter: alle übrigen Sastras seyen unfruchtbar, weil Uneinigkeit dort herrsche, im Jyotish aber dienten Sonne und Mond als Zeugen. Die wachsenden Einsichten treten dann immer mehr in den übrigen alten Schriften des Volkes und oft in überraschenden Anspielungen hervor, wie wenn es in einer Stelle der Veden heißt, daß der Polarstern seine Stelle verändert [1245]), wenn in den Epopäen Sternbilder namentlich genannt, und die Fixsterne, welche bei den Griechen erst Aristarch für Sonnen erklärte, als große Körper betrachtet werden, welche durch eigenen Glanz leuchten [1246]), und wenn

1243) Davis in Asiat. Res. II. p. 225. Bentley ebendaſ. VI. p. 540. Colebrooke ebendaſ. XII. p. 209 und öfter.

1244) Colebrooke Asiat. Res. VIII. p. 490.

1245) Jones Works XIII. p. 371. Unser Polarstern (α ursae min.) kann nicht der der Alten seyn; Bailly nimmt, da die übrigen zu schwach wären, κ Draconis an, der 1236 dem Pol am nächsten stand, und Colebrooke (As. Res. IX. p. 329) meint, man müße diese Conjectur annehmen, oder in ein noch höheres Alter zurückgehen.

1246) Indralok. 1, 34. Das Sanskrit unterscheidet stâ von stâra Fix- von târa Wandelstern.

die Zodiakalzeichen nicht sowohl in alten Tempeln, sondern auch in schriftlichen Denkmälern erscheinen. Mathematische Gewißheit können hier erst die wissenschaftlich astronomischen Werke geben, von denen Jones ein Verzeichniß von 79 will gesehen haben, und deren die Nation wirklich in hinreichender Anzahl besitzt, obgleich sie sämmtlich nach unserer Zeitrechnung sich datiren. Die wichtigsten derselben wurden dem Hunter zu Ujjayini mit der Angabe ihres Alters genannt und die Richtigkeit von Colebrooke verbürgt [1247]). Es sind folgende Werke von:

Varâhamihira	vom	Jahre	122,	d. i.	201 nach Chr.
Varâhamihira II	»	»	427,	»	506.
Brahmagupta	»	»	550,	»	629.
Munjâla	»	»	854,	»	933.
Bhattotpâla	»	»	890,	»	969.
Svetotpâla	»	»	939,	»	1018.
Varunabhatta	»	»	962,	»	1041.
Bhojarâjâ	»	»	964,	»	1043.
Bhâskara	»	»	1072,	»	1150.
Kalyânachandra	»	»	1101,	»	1180.

Ausgelassen sind hier Vishnuchandra, welcher von Brahmagupta citirt wird, sodann Pulisas, und der wichtige Aryabhatta, auf welchen sich Varahamihira, selbst seine Terminologien annehmend, gänzlich stützt, und den er, wie die übrigen Astronomen Indiens, als den ersten menschlichen, nicht inspirirten, Schriftsteller in dieser Wissenschaft ansieht, wodurch anerkannt wird, daß sich Aryabhatta von den Ansichten der Vedas losgerissen hatte. Er verfaßte mehre hieher gehörige Werke, von denen Aryâshtasata, Achthundert Distichen, Dasagîtakâ, Zehn Stanzen, und Laghvârya siddhânta, das große Siddhanta des Arya, genannt werden. Letzteres scheinen die Araber unter ihrem großen

1247) Colebrooke Algebr. of the Hind. Dissert. p. XXXIII. Die Aera ist die Sakâbda von 79. nach Chr., nach welcher sich auch die Indischen Drucke in Calkutta datiren.

Sindhind zu verstehen, denn sie nennen den Verfaßer und dessen System Arjabâr [1248]), und höchst wahrscheinlich ist es ebenfalls der Andubarios in einem spätern Chronikon, der zur Zeit des Phaleg der erste Indische Astronom gewesen [1249]). Es würde damit die Angabe der Araber stimmen, daß er zu der Zeit des Behram gelebt habe, denn Colebrooke setzt ihn, nach astronomischen Gründen, in das vierte, höchstens in das fünfte Jahrhundert [1250]). Die Algebra (kuttaka) und Analysis (vîja) wurde von demselben behandelt [1251]), und wenn die Araber späterhin zwischen dem Arjabar und dem Sindhind einen Unterschied machen, so rührt dieses daher, daß die folgenden Siddhantas, wie Brahmagupta's Revision des Brahmasiddhanta, anderen Systemen huldigen, obgleich sie auf den Aryabhatta sich stützen. Der nächstfolgende Varahamihiras, ein Brahmane aus Ujjayini, daher von seinen Scholiasten Avantikas genannt, schrieb, nach frühern Schriften, ein reichhaltiges Werk in drei Theilen: der erste begriff die eigentliche Astronomie, der zweite und dritte enthielten die Astrologie oder Divinationslehre. Sie zerfällt wieder in drei Theile (skandâs), nämlich Tantra, welches den Stand eines Planeten durch Berechnung zu finden lehrt, sodann Horâ, das eigentliche Horoskop mit Nativitätsstellerei, um darnach die glücklichen Anzeichen bei Reisen, Hochzeiten u. s. f. zu ermitteln, und endlich Sâkhâ, die verschiedenen Prognostika selbst. Dieser dritte, astrologische Theil seines gesammten Werkes ist unter dem Namen Vrihatsanhitâ noch übrig und von Bhattotpala commentirt worden, unabhängig aber davon ist das dem Varahamihira zugeschriebene Suryasiddhanta in

---

1248) Nach der Neigung der Cerebralen in r überzugehen: vaṭa, Feigenbaum, hindostan. ber, gaùda, Zucker, gaura u. s. w.

1249) Chronicon Paschale p. 36: Σοφὸς ἀςρονόμος, ὀνόματι Ἀνδουβάριος, ὃς καὶ συνέγραψε πρῶτος Ἰνδοῖς ἀςρονομίαν. Den Andubarios nennt, wenn ich nicht irre, schon Eusebius, es ist mir indessen nicht gelungen, die Stelle aufzufinden.

1250) Colebrooke Dissert. a. a. O. p. XLIV.

1251) S. oben S. 231. Colebrooke a. a. O. p. XXXVII.

seiner jetzigen Gestalt, welches von Bentley scharf angegriffen und in das zehnte Jahrhundert gesetzt wurde [1252]). So sind die Data zu vereinen, denn Varahamihira selbst fällt, nach dem Stande der Coluren in seinen Schriften, um 472 oder 499 nach Chr., womit also das Vorgeben der Inder besteht, daß er unter Vikramaditya geschrieben habe, weil hier der dritte Fürst dieses Namens um d. J. 441 gemeint ist [1253]). Endlich aber wird es gewiß, daß Varahamihiras über 600 Jahren unserer Zeitrechnung zurückgehe, weil ihn die Fabeln des Panchatantra citiren, dieses Werk aber bereits unter Nushirvan in das Persische übersetzt wurde [1254]). Die dahin gehörige Stelle steht im ersten Buche und sollte im Hitopadesas in der vierten Fabel des siebenten Abschnittes vorkommen, wenn der Epitomator sie aufgenommen hätte; sie wurde von Wilson in zwei der besten Handschriften des Panchatantra ohne Abweichung angetroffen, und lautet: Varahamihira sage: wenn der Sohn des Surya (Saturn) den Wagen Rohinis zertheile, dann werde Madhavas in der Welt auf zwölf Jahre keinen Regen fallen lassen [1255]). — Der dritte Astronom, dessen Zeitalter abermals nach innern Gründen sich ergiebt, ist Brahmaguptas um 581 nach Chr. [1256]), und damit stimmt sogar Bentley, der sonst die gesammte Indische Literatur für Ausgeburten des Mittelalters erklären wollte, völlig überein [1257]). Auch diesen lernten die Araber frühzeitig kennen und der berühmte Astrolog Abu Maashar († 885) kommt genau mit ihm in Bestimmung der großen Zeitperioden über-

1252) Asiat. Res. VI. p. 540. seq.

1253) Wilson prefac. to his Diction. p. XIV. und XV.

1254) Colebr. Asiat. Res. IX. p. 364.

1255) Wilson in Transactions p. 163: Uktancha Varâhamihirena: yadi bhinatti sûryaputro rohinyas sakatam iha loke, dvâdasavarshâni tadâ na hi varshati Mâdhavo bhûmau.

1256) Davis Asiat. Res. IX. p. 242. Colebrooke Algebra Dissert. p. VI. XXXV.

1257) Bentley Asiat. Res. VI. p. 586.

ein, auf deren Berechnung die Inder ihr beständiges Augenmerk richten. Daher sprechen die Araber von drei Systemen (mazhab) der Astronomen [1258]: dem Arjabar, dem Sindhind und dem Arkand, d. i. Arkasiddhânta (Sonnensiddhanta), und diese finden sich sämmtlich in Indien, gewißermaßen als astronomische Secten, wieder, je nachdem sie den Cyklus der Yugaperioden mit Sonnenaufgang, wie Aryabhatta, beginnen, daher Audayakas genannt, oder mit Pulisas um Mitternacht, woher seine Anhänger Ardharâtrikâs heißen, oder endlich, wie die Mâdhyandinas, um Mittag, wie auch Ptolemäus den astronomischen Tag bestimmt [1259]. Abu Maashar folgt hierin dem Aryabhatta, nennt aber den Indischen Auctor, aus welchem er dieses entlehne, nach der ungenauen lateinischen Version (Nürnb. 1549), Kanke: das Wahre ist wol, wie Casiri liest und Colebrooke es annimmt, Katka, also die Algebra des Aryabhatta.

Ich habe diese Einzelheiten mit aufführen müßen, damit wenigstens die Meinung, welche so zuversichtlich ausgesprochen ist, ausgerottet werde, als hätten erst die Araber griechische Astronomie nach Indien gebracht. Bentley freilich ging dabei von einem bloßen Geiste des Verneinens aus; Montucla drückt sich, dem unkritischen Anquetil folgend, nur unbestimmt aus [1260], von dem würdigen Schaubach aber mögte man wünschen, daß er diese Meinung nicht so ernstlich vertreten hätte [1261]. Schon im vierten Jahrhunderte schrieben Indische Sternkundige, und theilten erst im 8ten unter Al-

1258) Das Tarichol Hokhamai vom Jahre 1198 kennt sie bei Casiri Bibl. Arab. II. p. 332. № 1773.

1259) Colebrooke Dissert. a. a. O. p. VIII. vergl. Ideler histor. Untersuchungen S. 23.

1260) Montucla a. a. O. I. p. 424: il est difficile de prendre un parte au milieu de ces prétensions diverses, étayées chacune des fortes raisons. Je me bornerai en conséquence à les exposer laissant au lecteur la liberté de se déterminer.

1261) Vergl. Algem. Literat. Zeit. 1817. № 46. und 1820 № 103.

mansor den Arabern mit, die bis dahin von diesen Wissenschaften keine Spur geahnet hatten; der Arabische Astronom Albatani, dessen Verdienste mit Recht von Laplace hervorgehoben werden [1262]), führt bekanntlich zuerst um das Jahr 942 die Sinus statt der Chorden ein, und zwar, wie Schaubach mögte, nach den Vorarbeiten der Griechen [1263]), allein Albatani verbessert zuerst den Ptolemäus und trifft darin ganz mit Indischen Astronomen, welche schon die Sinus kennen, überein; zudem erwähnt er früherer, und, nach Colebrooke, Indischer Astronomen, weil Ptolemäus erst jetzt unter Harun Raschid den Arabern bekannt wurde [1264]). Aber griechischer Einfluß, kann man einwenden, darf doch wegen des jüngeren Alters der Wissenschaft in Indien vermuthet werden, da selbst Colebrooke nicht abgeneigt ist, einen solchen, wegen der Aehnlichkeit der Systeme, aber in einer sehr frühen Zeit zwischen Hipparch und Ptolemäus zu gestatten [1265]). Hören wir zuerst einige Stimmen der Neuern, so fallen diese fast sämmtlich zu Gunsten der Inder aus: »es sey gewiß,« sagt Legentil, »daß es keine Nation des Alterthums, besonders im Oriente gebe, bei welcher man so viele Spuren einer alten Astronomie antreffe, als bei den Indern, von welcher sie aber jetzt nur den Schatten übrig hätten [1266]).« Daß sie es in dieser Wissenschaft, unabhängig von andern Nationen, zu einer gewißen Vollkommenheit gebracht, und oft eine Genauigkeit sich finde, die wir mit den besten Instrumenten erst fanden oder berichtigten, meint Bailly [1267]); daß die astronomischen Kenntniße der Siamesen und anderer

---

1262) Laplace a. a. O. II. S. 261.

1263) Schaubach in Bode's Astronom. Jahrbuche 1809. S. 113.

1264) Asiat. Res. XII. p. 245. seq. Dissert. p. LXXII.

1265) Colebrooke Asiat. Res. XII. p. 245. seq.

1266) Memoires de l'Acad. 1776. p. 111.

1267) Bailly a. a. O. I. S. 127. Vergl. Papi Briefe über Ind. S. 401.

östlichen Völker von den Indern herrühren, spricht Montucla aus [1268]); daß ihre Astronomie keineswegs in änigmatische Allegorien gehüllt sey, wie Sonnerat behauptet hatte, sondern jedem Manne von Fach klar und verständlich, ja leichter zu fassen werde, als jedes andere Werk, wenn erst die technischen Termen zugänglich, die aber von den Pandits kaum mehr verstanden würden, bemerkt Davis [1269]); daß endlich die Inder frühzeitig bessere astronomische Regeln, als die Griechen zur Zeit des Ptolemäus gehabt, behaupten Freret und Colebrooke, unabhängig von einander [1270]) und besonders die Worte des Letztern verdienen hier wörtlich mitgetheilt zu werden, da wir jede gründliche Kenntniß Indiens ihm verdanken. »Wir können getrost schließen,« sagt Colebrooke, »daß, was die Präcession der Aequinoctien betrifft, die Inder eine Theorie hatten, welche, wenn gleich fehlerhaft, ihre eigene war, und die in folgenden Zeiten Vertheidiger unter den Astronomen des Westens fand. Ferner, daß sie eine Kenntniß über die wahre Lehre von einer gleichförmig rückgängigen Bewegung hatten, zum wenigsten vor 700 Jahren, als die Astronomen Europa's gleichfalls über diese Frage unentschieden waren, und daß sie der wahren Berechnung dieser Bewegung nahe gekommen waren, viel näher als Ptolemäus vor den arabischen Astronomen, und der Wahrheit so nahe, als diese jemals gekommen [1271]). Was wir auch

---

1268) Montucla a. a. O. I. p. 446.

1269) Davis Asiat. Res. II. a. mehren Orten.

1270) Freret in Memoires de l'Acad. XVIII. p. 48: qu'ils doivent avoir eu de bonne heure des meilleures régles d'astronomie, que les Grecs n'en avoient au temps de Ptolemée. Colebrooke Asiat. Res. XII. On the notions of the Hindu astronomers concerning the praecession of the Equinoxes and motions of the planèts.

1271) Asiat. Res. XII. p. 220. (vergl. p. 459): we may then savely conclude, that on the subject of the precession of the Equinoxes, the Hindus had a theory, which, though erroneous, was their own; and which, at a subsequent time, found advocates amongst the astronomers of the west. That they had a knowledge of the true doctrine of an uniform motion in antecedentia, at least 700 years ago, when the astronomers of Europe were al-

von dem Suryasiddhanta halten mögen, so haben wir auf jeden Fall die Gewähr eines Citates aus Aryabhatta, um zu zeigen, daß die Inder die Quantität der Präcession viel genauer erreicht, als Ptolemäus [1272]). Die Inder hatten unbezweifelt in einer sehr frühen Periode einige Fortschritte in der Astronomie gemacht, welche sie zur Regulirung der Zeit ausbildeten Ihr Kalender, sowohl der bürgerliche als religiöse, wurde hauptsächlich, nicht ausschließlich, durch Sonne und Mond bedingt, und die Bewegungen dieser Gestirne wurden aufmerksam von ihnen beobachtet, und mit solchem Erfolge, daß ihre Bestimmung der synodischen Revolutionen des Mondes, auf welche sie vorzüglich achteten, eine weit genauere ist, als die Griechen je erreichten [1273]).« So weit Colebrooke, und die astromischen Werke selbst geben zu diesen Behauptungen die Belege. Ihr Jahr ist solar und besteht aus 12 Monaten, zu 30, 31 und 29 Tagen; der astronomische Tag beginnt mit Sonnenaufgang und hat nicht 24, sondern, nach Indischer Art zu theilen, 60 Stunden zu 60 Minuten. Demgemäß giebt Aryabhatta das Jahr an auf 365 Tage, 15 Stunden, 31 Minuten, 15 Sekunden, oder nach den einzelnen Monaten:

---

so divided on the question. That they had approximated to the true rate of that motion much nearer than Ptolemy, before the Arabian astronomers, and as nearer the truth as these have ever done since.

1272) Ibid. pag. 226; At all events, whatever may be though of the Sûryasiddhânta, we have tho authority of a quotationt from Aryabhatta, to show, that the Hindus had ascertained the quantity of the pre ce ssion more correctly than Ptolemy.

1273) Dissert. to Hindu algebr. p. XXII: The Hindus had undoubtedly made some progress at an early period in the Astronomy, cultivated by them for the regulation of time. Their calendar, both civil and religions, was governed chiefly, not exclusively, by the moon and sun: and the motions of these luminaries were carefully observed by them: and with such success, that their determination of the mobns synodical revolution, which what they were principally concerned with, is a much more correct one than the Greeks ever achieved.

April	hat 30	Tage	55	Stunden	32	Minuten.		
Mai	» 31	»	24	»	12	»		
Juni	» 31	»	36	»	38	»		
Juli	» 31	»	28	»	12	»		
August	» 31	»	2	»	10	»		
September	» 30	»	27	»	22	»		
October	» 29	»	54	»	7	»		
November	» 29	»	30	»	24	»		
December	» 29	»	20	»	53	»		
Januar	» 29	»	27	»	16	»		
Februar	» 29	»	48	»	24	»		
März	» 30	»	20	»	21	»	15″	
	365	Tage	15	Stunden	31	Minuten	15	Sekunden.

Und gerade so bestimmte man es noch gegenwärtig dem Legentil; mithin nach unserm Stundenverhältniße auf 365, 6, 12′ 30″ und also nur zwei Minuten länger, als unsere Astronomen das siderische Jahr bestimmen, nämlich zu 365, 6, 10 Minuten [1274]), dagegen aber um drei Minuten länger, als das des Hipparch und Ptolemäus von 365, 6, 9, 48 Sekunden [1275]). Diese bewundernswürdige und doch nicht übereinstimmende Genauigkeit zeugt vollkommen für eigne Berechnung, wozu noch kommt, daß andere Indische Astronomen abweichen und nur in den Sekunden, ja sogar in Terzien variiren. So findet sich z. B. das Sternjahr angegeben:

Von Pulîsa	auf 365, 15, 31′ 30″	= 365, 6, 12′ 36″.
Vom Sûryasiddh.	» 365, 15, 31′ 31″ 24‴	= 365, 6, 12′ 36″ 33‴ 36⁗.
Von Brahmagupta	» 365, 15, 30′ 22″ 30‴	= 365, 6, 12′ 9″.

Daß die Apogäen und Perigäen der Sonne ebenfalls bekannt waren, erhellt daraus, weil der Juni als der längste, December als der kürzeste Monat angenommen wird, anderer

1274) S. Euler doctrina temporum Indica p. 203. an Bayer hist. regni Graecor. Bactriani.

1275) Ideler histor. Untersuchungen über die astron. Beobacht. der Alten S. 109.



Folgerungen zu geschweigen, welche aus diesen Bestimmungen könnten gezogen werden. Auf die Regelung des tropischen Jahres dagegen, und auf den Volkskalender erhielten die Indischen Astronomen, aus sehr begreiflichen Ursachen, wenig Einfluß, und die Chronologie liegt daher völlig im Argen, allein dieser Umstand darf uns nicht voreilig auf eine bis dahin fremde Wissenschaft schließen lassen, da man den allmähligen Verfall derselben eben so stufenweise verfolgen, als die Antriebe, welche zu ihr hingeführt hatten, wahrnehmen kann. Aryabhatta lehrt die tägliche Umwälzung der Erde, giebt nach Berechnungen den Diameter derselben ziemlich genau an, und kennt die wahren Ursachen der Eklipsen: daß aber er oder Frühere durch Raisonnement auf diese Sätze gekommen, wird aus den Gründen klar, welche ihm Brahmaguptas entgegensetzt, und aus denen, welche abermals ein späterer Commentator, Prithudakasvamin, zu Gunsten des Aryabhattas anwendet, um die Revolution der Erde um ihre Axe zu behaupten, denn die Beweise für und gegen die Wahrheit gehen in die Gesetze der Mechanik ein, obgleich sie von beiden Seiten, nach Art der Indischen Dialectik, mit Sophismen sattsam verbrämt sind [1276]). Und vorgearbeitet war den wissenschaftlichen Astronomen Indiens allerdings durch eben die Theologie ihrer heiligen Bücher, welche späterhin nur den Irthum wieder obsiegen ließ, weil sie aus demselben ihre meiste Nahrung zu ziehen vermeinte. Kalidasa weiß es recht wohl, daß der Mond sein Licht von der Sonne erhalte, und hält dennoch als Dichter die Volksvorstellung fest, daß er ein Behälter des Amrita sey, den, wenn gefüllt, die Pitris austränken [1277]), denn die Ansicht war mit der Religion verschmolzen, ohngeachtet gerade jetzt, mehre Jahrhunderte vor Aryabhatta, der Fürst Vikramaditya einen Meridian über Ujjayini ziehen und daselbst eine Sternwarte er-

1276) S. Colebrooke Asiat. Res. XII. p. 227.

1277) Theater der Hindus S. 332 und 96.

richten ließ [1278]). Sodann bemerkt es Curtius nach seinen Quellen, daß die Brahmanen sorgfältig die Bewegung der Gestirne zu beobachten und den Monat in 15 Tage zu theilen pflegten [1279]), welche Nachricht Skaliger nicht würde mißverstanden haben, wenn er die Theilung des Indischen Monates in zwei Hälften (paksha) zu 15 Titthis, als Personificationen der Tagesnymphen, gekannt hätte [1280]). Strabo ferner schreibt ebenfalls, nach den Berichten der Macedonier, den Brahmanen astronomische Kenntniße zu, und weiß, daß sie die sphärische Gestalt der Erde behauptet hätten, welches Davis schon im Jyotish ausgesprochen fand [1281]). Astrologische Almanache finden wir bereits zu der Zeit Alexanders erwähnt, denn es gab Theosophen, von den Griechen zu freigebig Philosophen genannt, welche am Neujahrstage an den Hof (ἐπὶ θύρας) des Fürsten erscheinen und die Witterung für das ganze Jahr voraussagen mußten [1282]). Was hier die Alten Witterung nennen, bezog sich auf die glücklichen Tage, an welche sich schon das alte Gesetz bindet [1283]), und auf die unglücklichen oder verbrannten (dagdhas), deren die altindischen Bücher so oft erwähnen und die in einem geschriebenen Kalender verzeichnet waren [1284]). Es leuchtet ein, daß die Ermittelung dieser Tage, da sie an die Conjunction der Planeten geknüpft waren, Berechnung erfordern mußte, und daher heißt ein Astrolog im Sanskrit Rechner (ganakas) oder Zeichenkenner

---

1278) Asiat. Res. III p. 44. Vergl. oben S. 273.

1279) Curtius 8, 9.

1280) Scaliger de emendat. temporum II. p. 112. vergl. Jones Works IV. p. 129. 191. Colebrooke Asiat. Res. V. p. 105.

1281) Strabo p. 1040. Davis Asiat. Res. II. p. 259 S. oben S. 210

1282) Strabo p. 1029. Diodor. Sic. 2, 25. 40. vergl Asiat. Res. X. p. 103.

1283) Manu 3, 268, 273. seq.

1284) Manu 4, 114. Nalus 5, 1. Hitopadesa p. 85. Edit. Lond. Asiat. Res. III. p. 263. So erklärt sich Hiob 3, 4.

(nimittavid); seine Kunst entweder Götterbefragung (devaprasna) oder Nativitätsberechnung (jâtaka), und derjenige, der diese Zeichen für ein ganzes Jahr in einen Kalender bringt, führt den Namen Sâmvatsaras, oder eines Annalisten. Bei Tranquebar besteht gegenwärtig noch der Kalender (panchângam) aus fünf Haupttheilen, aus den Tithis, den Wochentagen (vara), den Nakshatras, den Yogas, und aus dem astrologischen Theile, der die **Kârana** und **Tyâga**, oder dasjenige vorschreibt, was an den glücklichen oder unglücklichen Tagen zu thun, oder zu lassen sey [1285]). Und diese Astrologie mit Nativitätsstellerei aus dem Horoskop findet sich bereits im Ramayana bei der Geburt des Rama, welche bei einer glücklichen Conjunction der Planeten stattfand [1286]); ja wir lernen aus den vielfachen Bestimmungen der alten Sanskritschriften, daß damals schon das Leben des Inders durch astrologische Ideen beherrscht wurde, und daß er nichts unternahm, ohne seinen Calender zu befragen. Natürlicherweise mußten diese Ansichten allenthalben sich entwickeln, wo die Gestirne ihren Einfluß auf die Regierung der Welt, auf Charakter und Sitten, auf die künftigen Schicksale, ja sogar auf die physische Entwicklung des Menschen behaupteten, allein alle diese Umstände in der Geburtsstunde eines Kindes für das ganze Leben voraus in den Gestirnen zu lesen, ist bereits, wir wiederholen es, ein Mißbrauch der Astrognosie, welcher viele Beobachtungen vorangehen mußten. Welches Volk zuerst diese Grübeleien, wodurch die Priester sich Ansehn und unentbehrliches Daseyn verschafften, in ein völliges System gebracht, kann uns hier gleichgültig seyn, und ist der Aufsatz über Astrologie in Lucians Werken echt, so möchte der geistreiche Mann auch hier, wie bei der Philosophie, den richtigen Weg derselben bezeichnet haben. Am ausschweifendsten scheinen die alten Chaldäer, gegen welche schon die hebräischen Propheten warnen, diese Kunst getrieben zu haben;

1285) **Walther** doctrina temp. Indica p. 184.

1286) **Râmâyana** I, 15, 81 seq.

von ihnen und den Brahmanen lernte, dem Ammianus zufolge, Hystaspes die Bewegungen des Himmels, und die Inder waren demnach selbst dem Westen als Astrologen bekannt.

Dieses möge hinreichen, um den Grund einzusehen, warum das Volk zu wichtigen Entdeckungen auf diesem Felde des Wissens gelangen, aber auch, wie es wieder gefeßelt werden konnte von den religiösen Allegorien, zu denen früher eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Weltgebäude geführt hatte. Aehnliche Kämpfe zwischen Irthum und Wahrheit finden wir allenthalben: Heraklides Ponticus und die Pythagoräer Ekphantus und Philolaus lehren die Bewegung der Erde um ein, freilich noch von der Sonne verschiedenes, Centralfeuer, und Andere meinten, die Erde könne nicht die Mitte behaupten, eine Ansicht, zu welcher selbst Plato sich soll geneigt haben; daß sie um ihre Axe sich drehe, behauptet Niketas von Syrakus, und auf diese Thatsachen bezieht sich ausdrücklich Kopernicus, um mit der Wahrheit hervortreten zu dürfen. Denn diese war sofort, aus religiösen Gründen, wieder verlassen worden, und Stimmen hatten sich gegen die Vermessenheit der menschlichen Vernunft, welche die Sonnenfernen ausrechnen wolle, laut werden lassen [1287]); Lactanz, der Erzieher von Constantins Söhnen, und Augustin kämpfen gleich heftig gegen die Annahme von Antipoden [1288]), und im Jahre 748 wird der Presbyter Virgilius vom Pabste Zacharias, dieser Behauptung wegen, der Impietät angeklagt; bis zum 15ten Jahrhundert hin streiten die Geistlichen gegen die Gestalt der Erde als Sphäroid [1289]), und noch Galiläi muß im Jahre 1631 die Rotation derselben abschwören, so wie im Gefängniße für die ketzerische Wahrheit wöchentlich sieben Bußpsalmen beten. Aber nicht unähnlich den Kometen bewegt sich der religiöse Glaube mit der Einsicht des

---

1287) Vergl. Plinius 2, 23.

1288) Lactant. 3, 23. seq. Augustinus de civ. Dei. 6. 19

1289) S. Montfaucon praefat. ad. Cosm. Indicopl. p. 4.

Menschen um die Sonne der Wahrheit in elliptischen Kreisen, und es führen dahin die Beobachtungen aller Jahrhunderte, daß er nach wiederholtem Streben, parabolische Bahnen zu beschreiben, vielleicht einmal völlig concentrisch werde, wenn nach langen Zeiträumen jegliches Volk im Perihelio gestanden; wenn zwar der leuchtende Streif geschwunden, weil nur Nebeldünste ihn erzeugt hatten, aber der selbstständige Kern sich verdichtet hat, um überall die wärmenden Strahlen der Wahrheit in sich aufzunehmen. Das alte Indien hat nach dem Lichte gestrebt, so viel es vermogte, natürlich aber mußten die allegorischen Träume den Sieg davon tragen, indem die Mythologie an die Himmelskörper sich band und alle Volkslegenden von den Göttern bei einer gründlichen Astronomie dahingeschwunden wären, weil die scientifischen Werke über die Gestirnkunde keinen Anspruch auf Inspiration machten und überhaupt die nackte Wahrheit der Phantasie keinen so weiten Spielraum verstatten wollte, als die Vorstellungen der Puranas ihn gewährten. In diesen herrscht daher noch immer das sogenannnt Ptolemäische System, und es erscheinen neben den 7 Wandelsternen noch zwei andere Körper, nämlich Kopf und Rumpf des Drachendämonen Rahus, der, bei der Bereitung des Amrita von Chandras enthauptet, an den Himmel flog, um fortan als imaginärer, dunkler Körper den auf- und absteigenden Knoten bei Eklipsen zu bilden [1290]). Unaufhörlich verfolgen seitdem Rahus und Ketus die Sonne und den Mond, und diese müßen bei der Finsterniß (grahana) durch Gebet, weil es immer dunkel bleiben könnte und Licht dem Morgenländer das Höchste ist, besonders aber mit Geräusch von dem Drachen befreit werden [1291]): eine merkwürdige Ansicht, die über der ganzen Erde scheint verbreitet gewesen zu seyn. Die heidnischen Grönländer befreiten durch Geräusch

1290) S. Theil I. Anmerk. 713.

1291) Chaurapanch. vs. 10. Hitopades. p. 13. Edit. Lond. Tavernier Reise II. S. 175.

die Sonne von dem verfolgenden Bruder Mond [1292]), dasselbe thaten die Peruaner und andere Völker Amerika's [1293]). Die Chinesen vertreiben den Drachen mit Cymbeln und Becken [1294]), eben so die Araber [1295]); die Aegypter rüttelten das Sistrum, um den Typhon abzuwenden [1296]); von den Campanern erzählt dasselbe Livius [1297]), und Juvenal meint einmal von einer Schwätzerin, sie könne den Mond von seiner Noth befreien. — Wir schließen endlich noch an diese Bemerkungen über die Astronomie und Astrologie das vielleicht nicht unwichtige System der Indischen Yugaperioden.

§. 11. Man hat nämlich die Inder sowohl, als die Chaldäer und Aegypter der Eitelkeit bezüchtigt, daß sie durch ungeheure Zeitperioden ein Alter sich zu geben getrachtet hätten, welches weit über die Grenzen unserer Geschichte sich erstreckte, da doch ihre eigenen Annalen so mangelhaft und kaum mit einer bestimmten Aera auf uns gekommen seyen. Schon Cicero nennt daher die Angaben der Chaldäer eine vanitas und impudentia, und Diodor von Sicilien sucht durch eine Conjectur jenes Alter herabzustimmen, insofern die genannten Jahre eigentlich wol Monate gewesen seyen. Wahrscheinlich würde man in diesen Zahlen längst eine astrologische Combination entdeckt haben, wenn sie bei den übrigen Nationen des Alterthums so regelmäßig und nach bestimmten Gesetzen geordnet erschienen, als bei den Indern, denn bereits Syncellus hatte angemerkt, daß die 36,525 Jahre, welche er für 30 Aegyptische Dynastien angiebt, die 25malige Wie-

1292) Cranz Historie von Grönland I. S. 295.

1293) Lafiteau meurs des sauvages I. p. 248. Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika I. S. 149.

1294) Trigautius de christ. expedit. apud Sinas 1, 5.

1295) Coran Sur. 113. 3. Im Hiob (3, 8) ist dieser Drache gemeint.

1299) S. Jablonsky Panth. III. p. 72.

1297) Livius 26, 5. Vergl. Tibull. 1, 8, 21. Virgil. Eccleg. 8, 69. Scaliger ad Manilium p. 19.

derholung des Apiskreises enthalte [1298]), der hier also zu 1461 Jahren und zwar, welches die Jugend anzeigt, zu 365 Tagen angenommen wurde, woher dann Ideler schloß, daß astronomische Ideen hier zum Grunde lägen [1299]). Damit stimmen aber die hohen Zahlen der Aegypter weder bei Diodor noch bei Herodot überein [1300]), und man darf vermuthen, daß damals schon die Cykeln ihre Consequenz verloren, oder daß Fehler in den Angaben der Alten stecken, die, durch Abschreiber fortgeerbt, nicht mehr auszugleichen sind. So wollen sich die 470,000 Jahre, welche die Chaldäer vor Alexander als Cyklus annahmen, oder die 473,000, wie sie Diodor angiebt [1301]), in keine Berechnung fügen: höchstwahrscheinlich aber sind 432,000 gemeint, wie sie zuerst Berosus richtig angiebt und dadurch völlig mit den Indischen Yugaperioden zusammentrifft [1302]). Die Indischen Astronomen halten sich bei Berechnung derselben am längsten auf, und der berühmte Dominicus Cassini hielt sie aus diesem Grunde der Beachtung werth; auch sind von jeher astronomische Beziehungen darin vermuthet worden [1303]), die indessen noch nicht so auf ihre ersten Principien zurückgeführt sind, als wir es hier versuchen wollen. Daß eine Fiction nach bestimmten Gesetzen obwalten müsse, wird daraus ersichtlich, daß in allen Indischen Traditionen, welche darauf anspielen, niemals eine Abweichung in den Grundzahlen sich findet und in jedwedem religiösen Buche die Data der Perio-

1298) Syncellus Chronographia I. p. 96. Edit. Dindorf.

1299) Ideler Handbuch der Chronol. I. S. 191.

1300) Diodor Sic. I, 23. 26. Herodot 2, 141. seq.

1301) Diodor 2, 31. Cicero de divinat. 1, 19. Vergl. Ideler hist. Unters. über die astronom. Beobachtungen der Alten a. m. O.

1302) Eusebius Chron. p. 5. Edit. Scaliger.

1303) Joinville Asiat. Res. VII. p. 399. Jones Works IV. p. 4. Legentil in den Memoires de l'Acad. 1776. p. 190 und 1772 Thom. II. p. 191. Rhode über den Thierkreis S. 105. Volney recherches sur l'histoire annienne I. p. 204.

den einstimmig sind [1304]), ausgenommen bei den Buddhisten, welche durch Oceane von Jahren die Berechnung der Brahmanen überboten und dadurch alle Consequenz verloren haben, daher auch Rhode, der die Hypothese von einem riesenhaften Zendvolke, auf welches ihn Bailly geführt hatte, nicht aufgeben will, sehr im Irthume ist, wenn er diese Yugaperioden den Buddhisten zuschreibt [1305]). Die Meinung des Montucla, welche auf einen sehr unsichern Gewährsmann über Indien, den Anquetil, sich stützt, daß die ganze Berechnung jung sey [1306]), wird sich im Verfolge von selbst widerlegen.

Die Grundlage von den vier Weltaltern der Inder ist in jener alten Schöpfungssage enthalten, die als einleitend den Gesetzen des Manu vorangeht, mit dem ganzen Werke genau zusammenhängt, und nicht etwa ein jüngeres Alter haben kann, weil ohne dieses Haupt so Manches im Buche unverständlich seyn würde, und die Stelle, welche hier zunächst in Betracht kommt, lautet folgendermaßen: »Die Weisen haben den Namen Krita einem Alter von 4000 Götterjahren gegeben, deren Morgen- und Abenddämmerung eben so viel Hunderte, also zusammen 800 betragen. In den drei folgenden Zeitaltern mit ihren Dämmerungen sind Tausende und Hunderte um Eins abgenommen; die Summe dieser vier Weltalter, oder 12000 Jahre, ist das Zeitalter der Götter [1307]).« Die Summirung ist demnach folgende:

I.	Kritayuga	4000	+	400	+	400	=	4800	Jahre.
II.	Tretayuga	3000	+	300	+	300	=	3600	»
III.	Dvaparayuga	2000	+	200	+	200	=	2400	»
IV.	Kaliyuga	1000	+	100	+	100	=	1200	»

Diese Gesammtzahl ist an sich schon merkwürdig, denn einmal lag sie der Aegyptischen Seelenwanderungs-Theorie

1304) S. Halhed Vorrede zum Gentucode S. 36.

1305) Rhode Mythol. der Hindus II. S. 95.

1306 Montucla I. p. 426.

1307) Manu 1, 69.

ebenfalls zum Grunde, und sodann giebt die Zendavesta dieselbe Dauer der Welt an [1308]): der Demiurg schafft auf des Ewigen Geheiß die Hälfte der Periode hindurch in sechs Zeitfolgen, gerade wie es die alten Etrusker annahmen, denen die Schöpfung bis zum Menschen 6000 Jahre, die materielle Welt noch eben so lange währte [1309]), und es ließe sich zeigen, wie diese chaldäische Vorstellung auf die Kosmogonie der Genesis sowohl, als auf die chiliastischen Ansichten der ersten Christen eingewirkt habe, denn nach dem Briefe des Barnabas muß die Erde in ihrem 6000sten Jahre untergehen. Endlich nimmt jene Zahl, nach der Indischen Bestimmungsweise, in umgekehrter Progression ab, von 4 zu 3, 2 und 1, und hängt genau zusammen mit dem Emanationssysteme des Volkes, nach welchem sich Alles verschlechtert, daher bei Manu selbst das Alter der Menschen nach dieser Stufenfolge sich verringert [1310]), denn diese lebten:

In der Isten Periode 400 Jahre
In der IIten » 300 »
In der IIIten » 200 » und
In der IVten nur 100 »

Da es nun aber keine Periode von 12,000 Jahren giebt, welche durch Gestirnrevolutionen bedingt würde, so fragt sich, wie man zu derselben gelangte? Auch hier giebt uns die Schöpfungssage des Manu den nächsten Aufschluß, wenn sie es ausspricht: »daß ein Monat der Sterblichen Tag und Nacht der Patriarchen, ein Jahr der Menschen Tag und Nacht der Götter ausmache [1311]);« wenn sie allenthalben Beziehung nimmt auf den Makrokosmos in seiner Personalität, und also sehr natürlich die Welt ein Alter haben mußte, welches durch zwölf Monate dem Jahre analog wäre. Schon in den Be-

1308) Vergl. Zendavesta I. S. 10. ff.

1309) Suidas s. v. Τυῤῥηνία. Müller (Etrusker II. S. 39.) hält diese Ansicht mit Unrecht der Genesis nachgebildet.

1310) Manu 1, 83.

1311) Ebendaselbst 1, 66.

das schafft das höchste Wesen die Welt in Gestalt eines Menschen (purusha), dessen Haupt der Himmel, dessen Auge die Sonne, Luft sein Athem und die Erde sein Fuß [1312]), woher es zu verstehen, daß die göttlichen Brahmanen aus dem Munde des Brahman, die irdischen Sudras aus seinem Fuße entsproßen. In der Bhagavadgita herrscht die Ansicht von dem belebten Ganzen ebenfalls, und auf gleiche Weise beschreibt sich bei Makrobius der Aegyptische Serapis [1313]). Umgürtet wurde der Makrokosmos gedacht mit dem Zodiakus, den die Hindus Gürtel der Zeit nennen [1314]), so daß sechs Zeichen dem activen, sechs dem passiv-weiblichen Geschlechte gehören: eine wahre zona Veneris der Zeugung; außerdem aber bilden die Inder das Universum als Zwitter (Ardhanârî), und eine solche Statue beschreibt uns schon Bardesanes [1315]). Kurz, diese Mystik, welche noch viel weiter sich ausdehnen ließe, bildet die Grundlage des immer mehr sich erweiternden Yugasystems, sobald es in seinen ersten Anfängen vom wirklichen Jahre ausgegangen war. Dem sinnlichen Menschen war durch den Lauf des Mondes ein natürlicher Zeitabschnitt gegeben; die Neomenien wurden wie das Neujahrsfest gefeiert, und von solchen monatlichen Jahren sprechen sogar die Alten [1316]): auf zwölf derselben aber, oder auf die Sonnenbahn gründen sich erst die religiösen Mythen aller alten Nationen. In dem Laufe eines Sonnenjahres sah man eine vierfache Veränderung in der Natur vorgehen, von der größten Ueppigkeit des Frühlings bis zum Reifen der Früchte, vom Absterben

---

1312) Colebrooke Asiat. Res. VIII. p. 421. vergl. VII. p. 252.

1313) Macrobius Saturn. 1, 20. Vergl. Lobeck Aglaoph. II. p. 914. seq.

1314) Walther a. a. O. p. 157. Daher heißt schon im Amarakosha die Sonne die Seele des Zodiakus (dvadasâtmâ). Vergl. Lobeck a. a. O. p. 929.

1315) Porphyrius de styge p. 283. Edit. Holst.

1316) Plutarch Numa 18. Censorinus de die natal. 19. Gatterer in den Comment. Soc. Goett. VII. p. 44.

der Gewächse bis zum winterlichen Regen und der abermaligen Erneuerung. Diese vier Jahreszeiten, welche zunächst die Weltalter bedingen, sind nur recht fühlbar in Bactrien und dem Norden Indiens, dahingegen in der heißen Zone nur drei gegeben waren: Vegetation, Hitze und Ueberschwemmung [1317], welche das tropische Indien in sechs Abschnitte zu theilen pflegt. Die jährlichen Umwälzungen aber, auf welche die Fluth-Sage und andere der Art sich gründen, waren von zu kurzer Dauer, und was Anfangs Schrecken einflößen mußte, weil sich zusehends Alles verschlimmerte, bis endlich sogar die Ströme überflutheten und den Untergang durch einen κατακλυσμάς befürchten ließen, dieses wurde bald auf größere Perioden ausgedehnt; zuerst wol auf den Cykel von zwölf Jahren, welcher Dodekaeteris die Indischen Schriften gleichfalls unter dem Namen eines Jupiterjahres gedenken [1318], und von der Censorinus berichtet, daß die Chaldäer eine zwölfjährige Wiederkehr derselben endemischen Krankheiten, des Mißwachses u. s. f. behauptet hätten [1319]. Eben so alt scheint jedoch das Götterjahr oder die Dauer der Welt von 12,000 Jahren, in welchem, wie im irdischen, eine Fluth eintritt, wenn Brahman schläft, oder mit der Kosmogonie des Manu zu reden:

Während der Gott nun wachend ist, da regt strebend sich hier die Welt,
Doch, wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwindend vergeht es all.

1317) Diodor. I, 11. 16, 26. Baber. Denkwürdigkeiten S. 520. Vergl. Ideler Chronologie. 1. S. 24. 94.

1318) S. Walther a. a. O. p. 172. Von den Chinesen Lacroze Indischer Christenstaat. S. 624.

1319) Censorinus de die natali 18: dicunt tempestatis frugumque proventus, sterilitates item morbosque circumire.

So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All, was sich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst unwandelbar [1320]).

Erinnern wir uns, daß dieser Gott Brahman die Sonne selbst ist, so erhält die Vorstellung Licht und knüpft sich erläuternd an die Idee der Zendavesta; ja es wird anziehend, zu bemerken, wie hier Zoroaster bei der Bestimmung der vier Weltalter verfuhr. Er fand die Zahl von 12,000 Jahren gegeben, aber eine allmählige Abnahme der Perioden anzunehmen, verbot die zum Grunde liegende Emanationslehre, die der Reformator mildern wollte. Er nahm daher an, daß die reine Geisterwelt, dem Frühlinge analog, 3000 Jahre bestanden, die Regierung des Ormuzd ebenfalls 3000 Jahre; dann trete Ariman gegen ihn auf, 3000 Jahre lang und eben so lange muß, dem Winter gleich, Ormuzd unterliegen, bis mit der Geburt der jungen Sonne die Welt glänzend erneuert wird: so liegt hier mit Vorbedacht eine Aenderung der Zahlen, während dem Inder eine Abnahme und Verschlechterung wesentlich nothwendig war. Bildlich werden diese Perioden in Indien vorgestellt unter dem Symbol der Erde, der Kuh, deren Heiligkeit und Bedeutsamkeit wir nach dieser Ansicht zu entwickeln gestrebt haben; schon Manu sagt es, daß im ersten Zeitalter der Stier, Wahrheit und Recht personificirend, auf allen Vieren stehe, und in den folgenden Perioden immer ein Bein weniger, bis gegenwärtig eins habe [1321]), nach derselben Idee, welche die Alten mit den weniger edlen Metallen bezeichnen [1322]). Auf dem Aegyptischen Zodiakalstreifen von Tentyra findet sich dieser einbeinige Stier, von einem anscheinend bösen Wesen, dem Typhon, wofür der Inder den Kalas als bösen Zeitgeist

1320) Manu nach Fr. v. Schlegels Uebers. Weisheit und Sprache der Inder S. 280.

1321) Manu 1, 81.

1322) S. Voß zu Virgils Landbau 2, 536. ff.

wählen würde, gefeßelt gehalten, und auf dem Planisphär erblicken wir das bloße Stierbein als Centrum, um welches sich die Gestirne bewegen. Der Sinn kann nicht dunkel bleiben, denn es soll die Erde inmitten des Universums andeuten, hat aber hier die Bedeutung verloren und ist sicherlich erst ein Erbtheil aus Indien zur Ptolemäerzeit: denn daß zwei Völker die Wahrheit finden, ist nicht überraschend, da sie nur Eine ist, daß sie aber in eitlen Spielereien zusammentreffen, ist mehr als Zufall.

Bevor wir nun die fernere Entwickelung dieses Götterjahres weiter verfolgen, sey es erlaubt, die treffende Bemerkung des Herrn von Humboldt voranzuschicken, nämlich »daß wir es nicht mehr nachempfinden können, welchen Eindruck ein plötzlich erkanntes Zahlenverhältniß auf jene früheren Zeitalter machte, welches nicht bloß zu einem Gegenstande tiefer Betrachtung, sondern des Entzückens, der Begeisterung und gewißermaßen der Anbetung wurde [1323].« Speculationen über Zahlen sind dem Inder so geläufig, daß selbst die Sprache einen Ausdruck hat für eine Unität mit 63 Nullen, nämlich Asanke [1324]), eben weil die Berechnung der Weltperioden diese enormen Größen nothwendig machte, denn jene einfachen 12,000 Jahre schienen einem Volke, welches so gerne die höchstmögliche Potenz auf seine Gottheit übertragen mögte, viel zu geringe zu seyn. Daher heißt es bei einem Dichter, daß tausend Zeitalter nur einen Tag des Brahman ausmachen, tausend dieser Tage eine Stunde des Vishnu, 600,000 solcher Stunden eine Sivaperiode, und eine Million dieser Perioden erst eine Secunde vor Gott seyen [1325]). Die nächste Operation scheint stattgefunden zu haben, als man das allmählige Fortrücken der Himmelskörper bemerkte: schon ein einziges Menschenalter konnte darauf führen, bei ei-

---

1323) W. von Humboldt über die Bhagavadgita S. 61.

1324) Joinville Asiat. Res. VII. p. 404. S. oben S. 230.

1325) S. Jones Works IV. p. 4. seq.

ner Nation, deren Religion es erheischte, den Lauf der Gestirne im Auge zu behalten, deren agrarische Thätigkeit nothwendig an die periodischen Regen und Flußüberschwemmungen gebunden war, und welche sich Gestirngruppen als Vorzeichen dazu wählte. Man nahm daher bei der Idee des Götterjahres an, daß die Sonne in jedem Zeichen des Thierkreises 3000 Jahre verweile, wie es der Araber Massudi von den Indern berichtet und die Erfindung dem Brahman zuschreibt [1326]); man gewann dadurch, weil für den Sonnenlauf keine Verringerung möglich war, eine neue Periode von 36,000 Jahren, und dieses ist merkwürdigerweise der Aequinoctialcyklus, nach der Annahme, daß die Gestirne alle hundert Jahre um einen Grad fortrücken, wie es Ptolemäus dem Hipparch zuschreibt. Ideler will diesem die Erfindung vindiciren [1327]), allein es darf gefragt werden, warum Hipparch als Astronom nicht genauer gewesen und nicht noch die 23′ 40″ hinzugenommen habe? Er mogte allerdings unabhängig dieselbe Entdeckung machen, aber am natürlichsten konnten ihn die Ansichten der Chaldäer, denen die Alexandrinischen Astronomen so oft folgen, darauf führen, und ihr hohes Alter verbürgt die Zahl ohnehin dadurch, daß ein Jahr von 360 Tagen, ohne die Epagomenen, dabei die Grundlage bildet. Die gewonnene Periode nun von 36,000 Jahren wurde abermals bald für einen Monat des Göttercyclus angenommen, und so erhielt man für diesen 432,000 Menschenjahre, welche nach den vier Weltaltern auf folgende Weise vertheilt werden:

Kritayuga	»	»	172,800	Jahr,
Tretayuga	»	»	129,600	»
Dvaparayuga	»	»	86,400	»
Kaliyuga	»	»	43,200	»

1326) Memoires de l' Acad. XXVI. p. 771.

1327) Ideler Handbuch der Chronol. I. S. 192. Cassandrus nahm nach denselben Verhältnißen für das große Jahr 3,600,000 Jahre an: Andere wichen ab. S. Alex. ab Alexandro 3, 24. Burnet theoria telluris 3, 4.

Allein da es dem Inder auf Vergrößerung eben nicht ankommt, so wurde endlich noch dieses Alter der Welt mit zehn vermehrt, indem man die bekannten zehn Avâtaras des Vishnus hineinmultiplicirte, und die Anordnung der 4,320,000 Menschenjahre kommen nun mit Rücksicht auf die göttlichen Jahre bei Manus und deren Dämmerungen in folgende Proportion zu stehen:

I.	4000	machen	1,440,000	1,728,000
	800	»	888,000	
II.	3000	»	1,080,000	1,296,000
	600	»	216,000	
III.	2000	»	720,000	864,000
	400	»	144,000	
IV.	1000	»	360,000	432,000
	200	»	72,000	

Sehr merkwürdig ist wohl, daß sowohl indische Astronomen, wie Prithudakasvamin über das Siddhanta des Brahmaguptas und das Paulisasiddhanta, citirt von Bhallotpala über die Sanhita des Varahamihiras [1328]) als auch die religiösen Schriften des Volkes und, unabhängig von einander, die Reisenden dieselbe Zahl angeben [1329]). Es ist dieses die große Yuga (Mahâyuga) oder vier Yugas, jede zu 1,080,000 Jahren; 72 solcher Mahayugas gehen auf eine Manuyuga von 311,040,000 Jahren [1330]) und erst 14 Manayuga's bilden eine Kalpa, also von 4,354,560,000 irdischen Jahren. Nach dieser überschwänglichen Berechnung, in welcher nur der Hindu Wohlgefallen finden kann, der noch dazu den kleineren Subdivisionen eigne Namen giebt und z. B. 216,000 Jahr als eine Yuga des Prajânâtha betrachtet, richtet sich nun

---

1328) Asiat. Res. XII. p. 248.

1329) Roger porte ouverte p. 179. Baldäus Beschreibung von Malab. S. 472. Legentil in Memoires 1772. p. 176. Dupuis origine des cultes V. p. 483. Volney a. a. O. und Walther a. a. O. 174, der bereits den Mechanismus einsieht.

1330) Manu 1, 79, wo aber ein alter Schreibfehler sich findet, nämlich statt 71 die Zahl 72 zu lesen ist.

auch die dichterische Chronologie des Volkes, denn die vierte Periode, Kaliyuga, die jetzige verderbte Zeit, welche die eigentlich historische genannt werden mag, beginnt nach einer festen Annahme im Jahre 3102 vor Chr. [1331]). Weiter geht selbst die mythische Erinnerung der Nation nicht zurück; ihre meisten Helden fallen in diese Zeit, und gewiß hätten die Inder, denen es auf Jahrtausende nicht ankommt, diese höher hinaufgesetzt, wenn nicht einiges Geschichtliche darin läge; in mehren Gegenden war sogar die Kaliyuga als Aera gebräuchlich, und alle Genealogien der epischen Könige gehen ungefähr bis auf diesen Zeitpunkt zurück. Der gleichnamigen Zahl von 432,000 bei den Chaldäern wurde bereits oben gedacht, und es blieben nur noch einige Erscheinungen zu berücksichtigen, welche auch hier denselben Mechanismus verrathen. Berosus und Abydenus geben der vorfluthigen Periode zehn Könige, welche 120 Saren lang geherrscht hätten; ein Σάρος aber, bei den Indern Yuga des Vâkpatis genannt [1332]), besteht aus 3600 Jahren, abermals eine reine Zahlenfiction nach astrologischen Gesetzen, die nur durch den Versuch des Suidas, nach willkührlichen Abänderungen dieselbe zu berechnen, irre führen konnte [1333]), denn das Produkt für die ganze Periode wird auf 432,000 Jahre angegeben. Jene zehn Könige kommen überein mit den zehn Patriarchen des Genesis, bei denen die astrologische Beziehung verwischt worden, und nur die Abnahme des Alters im Allgemeinen noch stattfindet; ferner mit den zehn Geschlechtern von Halbgöttern bei den Aegyptern; mit den zehn Ki oder Perioden der Chinesen, welche sie astronomisch deuten [1334]), und mit

---

1331) S. Freret in den Memoires de l'Academ. XVIII. p. 34. seq.

1332) Asiat. Research. VIII. p. 491. vergl. Weidler hist. Astron. p. 44.

1332) Z. B. den Montucla a. a. O. I. p. 56.

1334) Deguignes Geschichte der Hunnen V. S. 3.

den zehn Verwandlungen des Vishnu sowohl, als den zehn Urpatriarchen der Inder [1335]) vor der Zerstörungsfluth. Eben so bedeutsam ist die Zahl 120, welche, von den Dekatemorien des Zodiakus ausgehend, in der chaldäischen Fluthsage das höchste Alter der Menschen nach der Ueberschwemmung werden soll [1336]), welche auch Herodot als das Alter der Makrobier festsetzt [1337]) und schon von Gatterer richtig gedeutet wurde [1338]), und welche als wirkliche Zeitperiode, mit einem Schaltjahre von 13 Monaten am Ende derselben, bei den Persern noch bis auf Jezdegerd fortdauerte [1339]). Endlich kommt noch eine kleine Periode von 60 Jahren, die Herakontaeteris, im Sanskrit ândhu genannt, in Betracht, welche bekanntlich bei Chinesen, Tataren, Mongholen und Kalmücken den Zeitabtheiler bildet. Bei den Chaldäern hieß dieselbe *Σῶσος* und gab, mit zehn vermehrt, einen andern Cykel von 600 Jahren, den *Νεῖρος*, deßen ebenfalls Josephus erwähnt [1340]) und den wir kaum mit dem gelehrten Ideler bezweifeln möchten [1341]). Die meisten dieser Perioden bestanden nur, wie anfänglich die Indische Yuga, in der Phantasie, ohne sich auf himmlische Erscheinungen zu gründen; es sind die Numeri Babylonii der Alten, in denen man so wenig mit Bentley chronologische Daten suchen [1342]), als man es jenen Völkern zur Prahlerei anrechnen darf, wenn auf diese Weise das Alterthum derselben in eine unerschwingliche Zeit hinaufzureichen schien. Der so eben erwähnte Cyklus von 60 Jahren findet sich bei vielen Stämmen des Dekkan im Gebrauche, so daß jedes einzelne

1335) Manu 1, 35.

1336) Genesis 6, 3.

1337) Herodot 3, 23.

1338) Gatterer in Comment Soc. Goett. VII. p. 9.

1339) Ideler Unters. über die astr. Beob. S. 379.

1340) Josephus Archaeol. 1, 3, 9.

1341) Ideler Chronologie I. S. 212. ff.

1342) Asiat. Res. V. p. 315.

Jahr desselben mit einem bestimmten Namen bezeichnet wird [1343]), und wie wesentlich die Zahl 60 den Indern bei ihrer Zeiteintheilung werde, ist oben gezeigt worden: nun aber findet sich das Höchstüberraschende, daß wenn die Grundzahl 432, welche die Yugaperioden durchdringt, mit 60 multiplicirt wird, gerade das Product 25,920, oder diejenige Dauer von Jahren ist, welche der Zodiakus zu einer völligen Revolution gebraucht, damit die Sonne wieder in dasselbe Zeichen zurückkehre, da die Fortrückung alle 72 Jahre um einen Grad stattfindet. Es möchte zu rasch seyn, diese Beobachtung in den Yugaperioden vorauszusetzen, indessen spielt die Zahl 72 allerdings darin eine Rolle, und die Indischen Astronomen scheinen nicht umsonst bei den Berechnungen dieser Cykel so lange zu verweilen. Die Fortrückung der Nachtgleichen, ayanânsa, das Gehen der Zeichen genannt, mithin kein bloßes Schwanken der Coluren, kennen sie allerdings; Vishnuchandras und Munjalas erwähnen der gänzlichen Umwälzung aller Gestirne (ayanasya yoga) [1344]), und Untersuchungen darüber waren gewiß einer sabäischen Religion wichtig genug, um die Kalpa, oder die Schöpfungsperiode zu bestimmen. Endlich verdient es noch Erwähnung, daß auch der große Kepler in der harmonia mundi seinen Berechnungen dieselbe Grundzahl 432 unterlegt, ohne von den Indischen Perioden auch nur das Geringste zu wissen [1345]).

§ 12. Ich wende mich nunmehr zu einem Gegenstande, für dessen Behandlung wol der rein historische Archäologe am meisten Nachsicht erbitten möchte, nämlich zu der Indischen Philosophie, deren mitunter bodenlose Tiefe und dunkle

1343) Walther doctr. temp. p. 169. Colebrooke As. Res. VIII. p. 490.

1344) Colebrooke Asiat Res. XII. Addition am Ende des Bandes.

1345) S. Schweigger über die Umdrehung der magnet. Erdpole S. 4. 5. 36. Schubert Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens II. S. 352. Krüger Geschichte der Urwelt I. S. 255.

Aussprüche so leicht auf Mißverständniße und Irthümer führen. Die Originalschriften über dieselbe sind sämmtlich ungedruckt, aber selbst wenn sie zugänglich, würde nur derjenige, welcher mit einer gründlichen Kenntniß des Sanskrit sowohl, als der philosophischen Systeme des Alterthums an die Untersuchung sich wagte, zu einem competenten Urtheile berechtigt seyn, und als solche dürfen bis jetzt nur zwei genannt werden: Colebrooke und nach ihm Othmar Frank. Alles was vor jenem ausgezeichneten Manne über Indische Philosophie gemuthmaßt worden, ist völlig unkritisch zu nennen; ja sogar noch, wo die Neuesten den Darstellungen beider Männer folgen, schleichen sich nicht selten Irthümer ein, sei es aus Mangel an Sprachkenntniß, die zur richtigen Auffassung philosophischer Termen so unumgänglich nöthig wird, oder weil Colebrooke nicht die vollständigen Systeme dargelegt, sondern nur die nöthigsten Umrisse gegeben, Frank aber erst den Anfang gemacht hat und die völlige Entwicklung noch verspricht. Die folgende Darstellung kann demnach keinen Anspruch darauf machen, nach eigenen Forschungen entstanden zu seyn; sie muß nothwendigerweise auf die Abhandlungen von Colebrooke, jedoch mit treuer Benutzung einiger Winke in den gedruckten Sanskritschriften, sich beschränken, und mag es nicht verhehlen, daß sie mancher Dunkelheit und der trocknen Weitläufigkeit ausgewichen ist, um, wie allenthalben, das Historische vorwalten zu lassen. Die Philosophie der Inder entwickelt sich zunächst aus der Poesie und den religiösen Mythen, oder vielmehr sie liegt schon in diesen, besonders in den heiligen Vedas, nach verschiedenen Richtungen und Ansichten ausgeprägt; denn hier gaben die Gnomen und Aphorismen alter Weisen, die abweichenden Kosmogonien und die unvereinbaren metaphysischen und kosmischen Probleme von jeher Stoff zur weitern Spekulation und eben dadurch zu religiösen Trennungen, ja wir sahen, wie schon die ältesten Secten der Sivaiten und Vishnuiten einzig und allein philosophischen Dogmen den Ursprung verdankten, und wie im Grunde diese praktische Religionsphilosophie jedwede

Einrichtung des Inders durchdringe und belebe: abermals Ursache genug für die Priester jene alten Schriften von so heterogenen Ansichten auf ihren eigenen Stand zu beschränken um allen ferneren Spaltungen vorzubeugen. Schon der Ramayana findet es beklagenswerth, daß unwissende Knaben, sobald sie einen Traktat über Logik gelesen, mit Hintansetzung der heiligen Sastras in ihrem weisen Dünkel allerlei Ungeziemendes vorbrächten [1346]); denn zu dem unwiderstehlichen Hange des Volkes zur Metaphysik hatte sich gar bald die Eristik gesellt, welche ihren skeptischen Reflektionen ungehinderten Lauf ließ, oder durch dialektische Kunstfertigkeit Parthei zu machen suchte, und gerade dasselbe Epos kann uns hier den Aufschluß geben, von welchen Dogmen und Folgerungen die beßeren Köpfe auszugehen pflegten. Die Vedas nämlich hatten durch Betrachtungen über die drei reinen Vernunftideen, über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, besonders aber über den ewigen Kreislauf der ganzen Natur und das Vergängliche und Leere aller irdischen Dinge, die erste Veranlassung zu den wichtigen Fragen gegeben: wie das Verhältniß des Menschen zur Gottheit sey, und wohin er gehe? Wie sich überhaupt die Philosophie des Morgenlandes meist um die Lösung des Problems der Theodice bewegt, wie das Buch Hiob und einige Psalmen sich vorzugsweise mit dieser beschäftigen, und der sogenannte Prediger Salomonis den Zweifeln gegen Vorsehung und Weltregierung völlig unterliegt, so sehen wir eben im Ramayana einen denkenden Brahmanen, Javali, auftreten, der durch Reflectionen über die Nichtigkeit des Irdischen, wie sie etwa bei dem Homer dem Glaukos in den Mund gelegt werden [1347]), vorzüglich

---

1346) Râmây. II, 72, 72:

bàlàs panditamàninas
Dharmasastreshu mukhyeshu vidyamâneshu durbuddhas
Buddhim ânvikshikîm prâpya nirartham pravadanti te.

1347) Vergl. Ilias 6, 146. Râmây. II. 76, 44:
Dharmavanto hi Kakutstha, bhavanti bhrisam duskhitâs
Adharmavantas sukihno drisyante khälu mânavâs.

über die Leiden der Guten und das scheinbare Glück des Lasterhaften, mit den Vedas und deren Grundsätzen in Conflict gerathen war. Er wird hier, wie sich dieses erwarten läßt, von seinem Gegner mit den Waffen des Glaubens bekämpft und, wo diese nicht durchdringen wollen, geradezu des Atheismus beschuldigt: diesen einzigen Vorwurf, der so oft und zu allen Zeiten gebraucht worden, um das Raisonnement zu beschwichtigen, von sich abwendend, gesteht er freimüthig, nur in gewißen Fällen dem Glauben, in manchen andern aber dem Skepticismus zu huldigen [1348]), und dieses ist in der That die Sprache aller Indischen Häretiker, wenn sie im Kampfe gegen den Dogmatismus mehr oder weniger die Lehrsätze der Veden angreifen, oder als falsch verwerfen. Dadurch zerfällt die Indische Philosophie zunächst in zwei große Hauptzweige, welche in ihren allgemeinsten Tendenzen der altgriechischen Philosophie von Thales bis Sokrates zu vergleichen seyn mögten, in die orthodoxe und heterodoxe. Die erstere sucht ihre Dogmen gänzlich auf die Vedas zu stützen und findet sogar da, wo sie denselben widersprechen und mit ihnen unvereinbar scheinen, durch Sophismen, oder willkührliche Auslegung einen nothdürftigen Haltpunkt, daher es einleuchtet, wie schwierig es seyn würde, diese Systeme völlig zu ergründen, so lange wir die Veden nur aus einzelnen Bruchstücken kennen. Die Philosophie der Häretiker dagegen geht ihren eigenen Weg, und ihr hätte es am ersten gelingen mögen, unabhängig von der Religion zu einer Wissenschaft sich hinauf zu arbeiten, wenn sie nicht ebenfalls an ihre, durch sie entstandenen Sekten sich gebunden hätte, und deren Auswüchse, die sich bei den Buddhisten und Jainas so reichlich finden, zu vertreten suchte. Beide Hauptzweige der Philosophie zerfallen wieder in einzelne Schulen, **darsanâni**,

---

1348) **Râmây. II. 76, 97:**
Na nàstikànàm vachanam bravìmyaham
Na nàstiko 'ham nacha nàsti kinchana
Sam:kshya kàlam punar àstiko 'bhavam
Bhaveya kàle punareva nàstikas.

wörtlich Ansichten, Dogmatiken, die aber nicht etwa aus isolirten Theoremen bestehen, sondern aus abgerundeten und consequenten Systemen, welche in alle mögliche Richtungen auslaufen, daher Frank mit Recht es tadelt, daß man früher, ohne jene Schulen zu kennen, gangbare Namen auf dieselben übertragen und dadurch die Untersuchung verwirrt habe. »Mehrere scheinen,« so beginnt er seinen Abschnitt über diesen Gegenstand, »ihre Forschungen über die Bedeutung und den Werth der Indischen Philosophie bereits geschlossen zu haben; sie sind dadurch zu dem Endurtheile gekommen, ihr eine Stelle im sogenannten Pantheismus, Mysticismus u. dergl. anzuweisen. Dazu waren ihnen keine Urschriften, noch auch kritische Beurtheilung des Abgeleiteten erforderlich [1349]).« Jede einzelne Schule prägte frühzeitig ihre Lehrmeinungen in kurze Aphorismen und metrische Sentenzen, in sogenannte Sutra's, aus, wie ja auch die ältesten griechischen Philosopheme des Xenophanes, Parmenides u. A. in Verse gekleidet, als Lehrgedichte in Umlauf kamen: wie aber sowohl die Vedas als die Epopäen, und überhaupt alle alten Schriften, erst nach und nach, als sie dem Volke unverständlich zu werden anfingen, ihre zahlreichen Erläuterungsschriften und Commentare erhielten, so ging es gerade diesen dunkeln Sutras, die, wie eben so viele Theses, mit einer gewißen innern, aber dennoch lockern, Bindung an einandergereiht erscheinen, und früher ihre Erläuterung nur durch mündliche Discussionen erhalten mogten. Auf ein hohes Alter derselben darf man mit ziemlicher Sicherheit schließen, da die Verfaßer schon den Commentatoren, deren Zeit wir zum Theil angeben können, als mythisch erscheinen, und da ohnehin die Hauptsysteme der Indischen Philosophie in den wichtigsten alten Werken dem Namen und Gehalte nach bekannt sind, weshalb es abermals unkritisch ist, wenn einige Geschichtschreiber der Philosophie die Indische in das Zeitalter

1349) Frank Vyasa S. 28.

ihrer Commentatoren setzen, etwa, als ob man den Platon und Aristoteles in die nachchristlichen Jahrhunderte herabziehen wollte, weil nunmehr die meisten Commentare über sie geschrieben sind.

Das älteste System der Indischen Metaphysik ist unstreitig die Sankhyalehre, auf die Vedas gegründet, und daher nach ihren zwei Haupttheilen von dem Wissen und Handeln, in den theoretischen und praktischen Sankhya zerfallend. Beide gehen von gleichen Principien aus, jedoch sucht der Urheber der zweiten Schule sich mehr an die heiligen Bücher zu halten und der philosophischen Skepsis auszuweichen, welche die erstere in einigen Punkten von dem herrschenden Glauben abgeführt hatte. Die Ansichten der Sankhyaschule sind in mehreren Beziehungen von Wichtigkeit, denn sie bereiten vor auf die Lehre des Buddha; sie enthalten die Keime des ältesten Dualismus [1350]), und somit der Zendreligion; die mit dem Buddhismus sich so auffallend berührt; und endlich findet sich hier eine Reihe von mehr als zufälligen Aehnlichkeiten mit den Meinungen der altgriechischen Natur-Philosophen, besonders aber mit der christlich häretischen Gnosis, die vielleicht noch am meisten Aufklärung aus dieser morgenländischen Philosophie erwarten darf [1351]). Der Name Sânkhya leitet sich von san khyâ, zusammenzählen, ab, nicht etwa, wie voreilig geschloßen ist, als habe diese Schule eine gewiße Analogie mit der Pythagoräischen Zahlenphilosophie, sondern weil sie »in die Erforschung der Natur der Dinge durch Aufzählung ihrer Principien arithmetische Vollständigkeit und Genauigkeit zu bringen strebt [1352]),« und dadurch ein Urtheil, Raisonnement, wie das Wort Sankhya von den Commentatoren gefaßt wird [1353]), begrün-

---

1350) Frank a. a. O. S. 45.

1351) S. Colebrooke in Transactions of the R. As. Soc. I. p. 19. seq. vergl. Theil I. S. 371.

1352) W. v. Humboldt über die Bhagav. S. 32.

1353) Amarakosha 1, 4, 11. Kapilabhashya bei Colebr. p. 20.

det. Als Stifter der theoretischen Sankhyaschule wird ein alter Weiser, Namens Kapilas, genannt und ihm eine Sammlung von Sutras, unter dem Titel: **Sânkhyapravachana**, wie aber mehre hieher gehörige Compositionen heißen, zugeschrieben, die erst ein Anderer, Panchasikhas mit Namen, veröffentlichet habe [1354]). Beider Zeitalter ist nicht auszumitteln, jene Sentenzen aber kennen die Buddhisten, und sind offenbar nicht die ältesten über diese Philosophie, da sie andere Schriften als Vorgänger citiren, und das Alter des Systems selbst an das Zeitalter der Epopäen, mit denen es stehen oder fallen muß, hinanreicht. Die Bhagavadgita nämlich ist auf die gedoppelte Sánkhyalehre gebaut [1355]) und erwähnt beider ausdrücklich; Manu berücksichtigt sie, und die Lehre des Buddha ging selbst aus dieser Schule hervor. Die meisten Commentare dagegen sind aus jüngern Zeiten, besonders diejenigen über einen kurzen Tractat, kârikâ genannt, in 72 Stanzen von Isvarakrishna, welchen Colebrooke besonders hervorhebt; eine andere dieser Erläuterungsschriften rührt von dem berühmten Scholiasten der Upanishads, Gaudapadas, her, dieser aber war Lehrer des Govindas, und dessen Schüler wieder Sankara Acharya aus dem 8ten Jahrhundert [1356]).

Der erste und letzte Zweck aller Indischen Philosophie ist **Freiheit des Geistes** als das summum bonum zu erzielen, und die Mittel zu lehren, durch welche man zu diesem höchsten Gute (mokſha, nissreyas) gelangen könne; übereinstimmend mit Pythagoras und Plato: daß der Endzweck der Philosophie sey, den Geist zu befreien von demjenigen, welches ihn verhindere, vollkommener zu werden, ihn zu befreien von allen thierischen Leidenschaften, damit er sich über die sinnlichen Objecte erhebe zur Betrachtung der intelligiblen Welt [1357]).

1354) **Colebrooke** p. 21 22. 43. Colebrooke kennt nur einen Commentar darüber, nämlich den Kapilabhàshya oder Sànkhyabhàshya von Vijnana Bhikſhus.

1355) Beweise bei **Frank** a. a. O. S. 44.

1356) **Wilson** pref. to the Diction. p. XVII.

1357) S. **Colebrooke** a. a. O. p. 26.

Als erste Bedingung zu dieser geistigen Freiheit setzt Kapilas das Wissen (vidyâ oder jnânâ), d. h. die Erforschung und Unterscheidung des Ich, oder des Geistes und der Urvernunft (âtman) von der Natur und Materie (prakriti), und die Ergründung des Verhältnißes beider zu einander. Stellen der Vedas, in denen es heißt, daß die Seele erkannt und von der Materie unterschieden werden müße, forderten zu dieser Prüfung auf, und daher bestehen alle Schulen friedlich nebeneinander, so lange sie an diese Bücher sich halten, wenn sie gleich hie und da Widersprüche in denselben aufdecken. So beginnt denn auch Kapilas mit einem Satze, welcher den nachmaligen Buddhismus vorbereitet: »Reine Erkenntniß allein könne gänzliche und dauernde Befreiung vom Uebel sichern, denn zeitliche Mittel seyen dazu nicht genügend, und selbst die geistige Quelle der praktischen Religion dazu nicht vollkommen genug, denn wenn hier z. B. Opfer angerathen würden, als das allerwirksamste Mittel zur Seligkeit, so sey doch das Verdienst dabei nur gemischter Natur, insofern das Tödten von Thieren damit verbunden würde. Könne die Handlung gleich als nicht sündhaft betrachtet werden, so sey sie doch nicht unschuldig und rein, und das Particulargebot: das Opferthier zu tödten, müße nothwendig der allgemeinen Maxime derselben Religion untergeordnet werden, welche befehle: kein fühlendes Wesen zu kränken [1358]).« Kapilas nimmt nun als Basis seines Systems drei Erkenntnißwege an, auf denen man zum wahren Wissen gelange, und in der That weichen die Schulen der Indischen Philosophie meist nur durch die Zahl dieser Kriterien, mittelst welcher das Reale erkennbar sey, von einander ab, indem sie dann auf diese Fundamente weiter fortbauen. Hier sind es folgende:

α) Die sinnliche Anschauungs-Erkenntniß, im Sanskr. pratyaksha, das was vor den Augen liegt.

β) Die Reflections-Erkenntniß durch Schlußfolgerung und Induction (anumâna), welche stattfinden kann, wenn wir

1358) Colebrooke a. a. O. p. 27. seq.

aus einer Ursache auf die Wirkung, oder von einer Wirkung auf die Ursache schließen, oder endlich wenn irgend eine Relation uns zu dem Schluße berechtigt, wie von einer Probe Seewaßer auf die Salzigkeit des Meeres geschloßen wird.

γ) Die Affirmation, oder Ueberlieferung und Zeugniß (sabda), welches im Grunde in der Wahrnehmung mitbegriffen wäre, wenn hier nicht unter der Tradition und der historischen Thatsache die Vedas und Offenbarungen heiliger Männer verstanden würden, mit Ausschluß der falschen Offenbarung der Häretiker und Barbaren; etwa also wie auch einige Neuplatoniker die heil. Schriften der Chaldäer und Aegypter als eine übernatürliche Erkenntnißquelle betrachtet wissen wollen [1359]). Auf Wahrnehmung und Schlußfolgerung beschränken sich die Buddhisten [1360]) und die Schule Vaiseshika; Ocellus Lucanus legt den Pythagoräern ebendieselben bei, und erklärt, daß er nur Dinge vortrage, die sich auf diesen Wegen erkennen lassen [1361]). In der That auch lassen sich die übrigen Erkenntnißquellen der Indischen Philosophie auf diese zwei zurückführen, nur ehret Kapilas, trotz des skeptischen Geistes seines Systems, die Vedas zu sehr, um sie gänzlich zu verwerfen. Mittelst jener Kriterien nun gelangt man zur richtigen Unterscheidung der Prinzipien (tattvàni, eigentlich die Dasheiten, das Nachweisbare), deren 24 angenommen werden, die sich aus einander evolviren und in den beiden ersten ihren Urgrund finden. Es sind folgende:

1) Die ewige Materie (prakriti oder mûlaprakriti), die Urwirkung und Wurzel aller Wesen (natura naturans) [1362]), gleichsam die Energie, oder das passive

---

1359) S. Krug Geschichte der Philosophie S. 446.

1360) Colebrooke p. 564.

1361) Ocellus Lucanus περὶ τῆς τȣ̃ παντὸς φύσεως Lips. 1801. 8. Edit. Rudolphi. M. s. gleich den Anfang des Werkes.

1362) Colebr. p. 30, 95. Frank S. 48. Die Ewigkeit der Ma-

Prinzip des Brahman, daher in einigen Kosmogonien mit der Brahmi, in andern mit der Mâyâ identificirt. Sie ist unerschaffen und operirt nach eigenen Gesetzen durch die drei sogenannten Qualitäten (gunâni), die zu ihrem Wesen gehören, und nach welchen ursprünglich sowohl die ideale als reale Welt (pratyayasarga und bhautikasarga) gebildet worden. Diese drei Urmomente aller Dinge; Wesenheit oder Güte (satva), Täuschung oder Leidenschaft (rajas), und Finsterniß oder dumpfer Trieb (tamas), welche bereits bei der Psychologie in Betrachtung kamen, werden als inhärirende Substanzen der Natur gedacht, welche den Geist fesseln an die Materie, in welcher das physische und moralische Uebel seinen Grund hat [1363]; und dieses lag um so näher, da guna nicht blos Farbe und Mischung, sondern auch Band und Fessel bedeutet. Die Materie an sich aber würde ewig in absoluter Ruhe seyn, wenn nicht ein zweites Prinzip auf dieselbe einwirkte, nämlich:

2) Die Naturvernunft (buddhi) auch das Große (mahat) genannt, die gleichfalls ewig vorhandene, aber active, durch die drei Qualitäten modificirte Naturkraft, welche von Anbeginn aus dem materiellen Urgrunde sich entwickelte. Wie nun bei dem Anaxagoras, der νȣ̃ς der erste Grund der Bewegung, ἀρχὴ τῆς κινήσεως, ist, und bei andern Alten, z. B. Heraklit, das rationelle Prinzip die Ursache der Production und Auflösung wird, die ewige ὕλη eine μήτηρ τȣ̃ παντός, der ewige νȣς πατὴρ τȣ̃ παντός, so werden bei Kapilas prakriti und buddhis in physischer Allgemeinheit als Körper und Geist gedacht, aus deren Vereinigung oder Zeugung Alles hervorgeht. In der Mythologie, welche auf das Sankhyasystem sich stützt, wird dieser buddhis auf die Gottheit selbst in ihrer dreifachen

---

terie behauptet der Buddhismus nach dieser Philosophie. S. Colebr. As. Res. IX. p. 290.

1363) So Vijnyana über Kapilas bei Colébr. p. 35.

Gestalt als Trimurtis übertragen, und der Matsyapurana erklärt geradezu, daß das große Eine bestimmt erkannt werde als drei Götter in Einer Person, ekâ mûrtis trayo devâs [1364]). Kapilas aber läugnet, wie der Samier Melissus und andere Hylozoisten der Alten, geradezu als theoretischer Atheist die Realität eines höchsten Wesens und einer caussa efficiens, unabhängig von dem materiellen Prinzip: die absolute Intelligenz sey zwar die Quelle aller individuellen Intelligenzen, die sich succussiv aus ihr evolviren, und in diesem Sinne könne jene Kraft als Schöpfer angenommen werden [1365]), allein solches Wesen sey selbst endlich, sey entstanden bei der großen Entwickelung des Universums, und ende bei der letzten Katastrophe aller Dinge. Aus Nichts werde nichts; die Wirkungen seyen Eductionen, nicht Productionen, wie schon Oel in dem Saamenkorne des Sesam sich befinde, bevor es gepreßt werde. Die Wirkungen führen wieder zur Ursache zurück, und die Natur in ihr Chaos, wie die Schildkröte ihre Glieder einziehe [1366]), welche Entwickelung der corporellen Existenzen und deren Wiederkehr zum ersten Prinzipe einigermaßen dem Wege aufwärts und niederwärts des Heraklit correspondiren [1367]). Ein unendliches Wesen als Schöpfer und autonomischen Lenker des Universums könne man, sagt Kapilas, auf jenen drei Erkenntnißwegen durchaus nicht erreichen; die Götter des Volkscultus seyen nur Wesen der höchsten sublunarischen Region, dem Menschen gleich, der Umwandlung und Transmigration, unterworfen [1368]), und wo die Vedas von der Gottheit reden, sey sie auf jene mythischen Götter

---

1364) Colebr. p. 30.

1365) Kapilas 3, 55. 6, 65. bei Colebr. p. 37. vergl. Diog. Laert. 9, 24.

1366) Colebrooke p. 39.

1367) Diogen. Laert. 9, 8. 9.

1368) Colebrooke p. 25.

zu beziehen [1369]), oder auf den **Weltgeist** (âtman, purusha), der zwar unabhängig von prakritis und buddhis ewig und unerschaffen, so wie ohne Natureigenschaften (guna) sey, aber nicht Gott genannt werden könne, weil er nicht einfach und individuell gedacht werde, sondern als Seele durch die ganze Natur vertheilt und bekörpert erscheine: Sätze, die abermals auf die Lehre des Buddha einen sichtbaren Einfluß hatten. Die Vereinigung des Geistes mit der Materie finde blos Statt, um diese zu beherrschen und die übrigen Principien zu entwickeln, etwa wie ein Lahmer sich mit dem Blinden vereine um fortzukommen, der Eine getragen und führend, der Andere tragend, indem er geführt werde [1370]); die Relation zwischen beiden sey die des Steuermanns zu seinem Schiffe, des Wagenlenkers zu seinen Rossen [1371]).

Aus der Naturvernunft erhebt sich nun ferner als drittes Tattva: Das **Selbstbewußtseyn** (ahankâra), die Unterscheidung des Ich; aus diesem entstehen nach der ersten schöpferischen Hervorbringung durch den Act des Selbstbewußtwerdens in sich, die Partikeln oder Prinzipien der fünf Elemente (tânmâtrani), welche durch die äußern Sinne nicht wahrgenommen werden, mit denen Colebrooke die *ψίγματα* des Heraklit und die *ἀρχαί* anderer Philosophen vergleicht. Es folgen sodann die fünf äußern **Sinnesorgane** und fünf **Sinneswerkzeuge** [1372]); darauf das neunzehnte Prinzip: der innere Sinn (manas), Verstand, als sensorium generale und motor der andern Sinne, der aber durch buddhis, oder Vernunft beherrscht werden muß. Die zehn Sinne sind gleichsam die Thore; Verstand, Selbstbewußtseyn und Vernunft die Thürhüter;

1369) S. **Colebrooke** p. 38 seq.

1370) **Colebrooke** p. 32.

1371) Ebendas. p. 40.

1372) Vergl. **Manu** 2, 88. seq. bes. 91, welcher sich auf Kapilas Eintheilung beruft.

der äußere Sinn empfängt, der innere prüft, Selbstbewußtseyn macht die Anwendung auf das Ich, Vernunft entscheidet und ein äußeres Organ führt aus. Aus den Partikeln der Elemente entstehen endlich die fünf Elemente, (ςοιχεῖα mahabhûtâni) selbst, unter ihnen ist das fünfte, der Aether (âkâsa) allgemein im Raum verbreitet. In der richtigen Unterscheidung dieser ersten Gründe besteht das Wissen und dieses führt, von der Selbsterkenntniß ausgehend, zur Geistesfreiheit, so daß dem Systeme des Kapilas jener Satz: si mundum totum vis noscere: γνῶθι σεαυτόν als eigentliches Fundament dient.

Von diesem theoretischen Theile der Sankhyaphilosophie weicht ein zweites System derselben dadurch hauptsächlich ab, daß es das Handeln (Karma) zur ersten Bedingung macht und den Urgeist der Vedas, dessen allwaltende Kraft Kapilas argumentirend beschränkt hatte, als Gottheit anerkennt, als ewigen und höchsten Lenker des Universums, unbegränzt durch Raum und Zeit und mit allen Attributen versehen, welche die oben mitgetheilte Lehre von Gott dem höchsten Wesen zuerkennt [1373]); daher heißt dieser Sânkhya theistisch (sesvaras mit dem Geiste), jener atheistisch (nirîsvaras) [1374]). Als Urheber wird wieder ein alter Weiser, Patanjalis, genannt [1375]) und auf ihn das Hauptwerk yogasâstra zurückgeführt, dessen Lehre sowohl in der Kosmogonie des Manus, als in denen der wichtigsten Puranas, dem Matsya-Kûrma- und Vishnuparana, zum Grunde liegt [1376]), besonders anschaulich aber in der Bhagavadgita dargestellt wird, wodurch sich das Alter des Systems einigermaßen bestimmt. Patanjali hält sich mit gewissenhafter Strenge an die Vedas und sucht, wo Kapilas

1373) Yogasastra 1, 23—26 bei Colebrooke p. 37. Vergl. Theil 1. S. 151. ff.

1374) Colebr. p. 25.

1375) Angeblich war er Schüler des Grammatikers Pânini, weshalb ihm das grammat. Werk mahàbhàshya zugeschrieben wird.

1376) Manu 1, 14. seq. Daher heißt dieser Sànkhya auch wol Paurànikasànkhyas.

diese widersprechend findet, den Widerspruch zu heben. Die Gottheit steht ihm in selbstständiger Unendlichkeit an der Spitze des Alls, und ihr Wesen zu erkennen, nach Vereinigung (yoga), völlig gleich der ἕνωσις griechischer Philosophen, mit dem Urwesen zu streben, ist das summum bonum [1377]). Man kann sich durch äußere Uebungen und Zuchtmittel zu dieser Seligkeit fähig machen: sie bestehen in einem Streben nach Unabhängigkeit von äußern Eindrücken, der ἀπάθεια des Megarensers Stilo u. A., wodurch zunächst Freiheit von Unruhe und Schmerz, ἀταραξία καὶ ἀπονία der Alten, bewirkt wird, vornämlich aber darin, daß Thaten mit einer gewißen Uneigennützigkeit und in einem völligen Quietismus der Seele verrichtet werden, wobei man nur das höchste Wesen meditirt. Durch dieses innere Geistesleben und durch abstracte Meditation (yoga) erlangt man eine höhere Kraft (vibhûti), welche von den Feßeln der Materie befreit und zur Gottheit führt. Das Yogasastra zerfällt nach diesen Rücksichten in vier Capitel: über die Art der Einigung durch Contemplation (samâdhi); über die Mittel, dahin zu gelangen; über die höhere Kraft (vibûti) und abstracte Individualität (kaivalyam), welche dadurch erreicht werde [1378]), und wohin diese Lehre der fanatischen Yogis oder Asceten führe, ist schon bei den berühmten Bußübungen gezeigt worden.

§. 13. Mit dem Sankhyasysteme verbunden und zum Theil aus ihm entwickelte sich frühzeitig ein System der Dialektik, Nyâya, d. h. logischer Schluß, oder auch Tarkavidyâ, die Einsicht vom Falschen genannt, und nicht uneben mit der Dialektik der Alten zu vergleichen [1379]). Als Stifter wird Gotamas, Sohn des Utathya (nicht mit dem Gautama Buddha zu verwechseln) genannt und ihm eine Sammlung von Sutras in fünf Bücher, die in mehre Sek-

---

1377) W. v. Humboldt über die Bhagav. S. 32.

1378) Colebrooke a. a. O. p. 36. seq.

1379) S. Colebr. p. 92. seq.

tionen und Capitel zerfallen, zugeschrieben [1380]). Es ist darüber unter den gewöhnlichen Titeln bhâshya, vârtika und tikâ ein dreifacher Commentar von großem Ansehen und hohem Alter vorhanden, der von Neuern nur noch genannt wird. Colebrooke konnte des ganzen Corpus nicht habhaft werden, allein man hat eine große Sammlung anderer hieher gehöriger Werke, weil keine Wissenschaft die Inder mehr angezogen hat und von ihnen fleißiger bearbeitet worden ist, als eben die Dialektik. Die Geschichte des Stifters wird schon im Mahabharata erzählt und im Ramayana tritt ein Dialektiker dieser Schule (naiyâyika) gegen den Rama disputirend auf [1381]). Auch diese Schule verspricht Glückseligkeit (nissreyas) und Freiheit (moksha) als Belohnung einer vollkommenen Kenntniß ihrer Principien, d. h. der Wahrheit, womit sie hauptsächlich die Ueberzeugung von der ewigen Existenz der Seele meint. Ihr erstes und vornehmstes Beweisobject ist die lebende Seele (jìvâtmâ) und der Urgeist (paramâtmâ), der einige Schöpfer aller Dinge, der Urquell der ewigen Weisheit. Auch die individuelle Seele ist ewig und unendlich wie das ätherische Element (âkâsa), sie ist etwas abstract Seyendes aber immateriell, ein Substrat von Qualitäten [1382]). Gotama gründet seine Lehre auf eine Stelle der Vedas, in welcher drei Stufen der dialektischen Functionen angegeben werden, nämlich die Proposition (uddesa, das Hinzeigen); die Erwähnung eines Dinges, der Offenbarung angehörig, insofern die Sprache als offenbart betrachtet wird; 2) Definition (lakshana, Merkmal), die Auffindung der Merkmale des proponirten Dinges, und 3) Investigation (parìksha, die Umsicht), welche die Zulänglichkeit der Definition untersucht,

1380) Sie sind zu Kalkutta gedruckt worden: Nyàyasutra-vritti, the logical aphorisms of Gotama, with a commentary by Visvanàtha Bhattàcharia, published under the authority of the Committee of publ. instruction 1828.

1381) Ràmày. II. 76, 20. seq. Frank Vyàsa S. 43.

1382) Colebr p. 97.

ob die Merkmale dem Dinge zukommen, oder etwaiger Widerspruch zu finden. Die Methode der Erkenntniß, oder die Beweisart (pramâna), durch welche Gotama die Beweisobjecte (prameya) demonstrirt, ist vierfacher Art, durch: Anschauung, Schluß, Vergleichung oder Analogie, und Affirmation, welche hier hauptsächlich Tradition und Offenbarung begreift, da die Nyayaschule vorzugsweise orthodox ist. Der Beweis wird definirt, als die causa efficiens des actuellen, begrifflichen Wissens (anubhava), welches entweder richtig (pramâ), oder falsch ist; letzteres führt zum Irthume, Zweifel (sansaya) und zum falschen Denken (tarka). Ursache (kârana) ist dasjenige, welches wirksam ist und einer Wirkung (kârya) vorhergeht; das Causalitätsprincip oder die Connection (sambandha) verbindet Ursache und Wirkung, und ist entweder einfaches Causalverhältniß (sanyoga), oder beständige Relation (samanâya), worin die Ursache als immanent gesetzt ist, wie das Garn im Gewebten, während der Webestuhl zur Webe im einfachen Causalnexus steht. Das Beispiel (drishtânta) ist bei Controversien dasjenige, worüber man von beiden Seiten einstimmt; der demonstrirte Schluß (siddhâuta, glückliches Ende) ist vierfacher Art: allgemein anerkannt, theilweise, hypothetisch oder endlich relativ ex concessu. Die Disputation (kathà, Ermittelung des quomodo) selbst hat drei Classen: die Debatte (jalpa), wenn jeder seine eigene Meinung durchsetzen will; Discurs (vada), wo es auf Ermittelung der Wahrheit abgesehen ist, wie unter Lehrer und Schülern, und Cavillation (vitàndà, Streit, Eristik), wo man durch Sophistik den Gegner zu widerlegen sucht. Ein vollständiger Syllogism (nyàya) besteht aus fünf Gliedern (avayava) [1383]:

Proposition (pratijnà) z. B. der Berg ist feurig,
Grund (hetu, apadesa) » » denn er raucht;

1383) Colebrooke p. 119.

Beispiel (udàharana) z. B. wo Rauch ist, da ist Feuer (major),
Anwendung (upanaya) » » nun aber raucht der Berg (minor):
Schluß (nigamana) » » also ist er feurig.

Gewöhnlich begnügen sich die Dialektiker, und immer nur die Vedantis, mit den drei ersten, oder drei letzten Gliedern; manche Spitzfindigkeiten und falsche Schlüße, wie bei den Megarikern und Scholastikern, finden sich auch hier.

Eine dritte Schule, welche mit der Dialektik sich verbindet, und gewissermaßen als Zweig des Nyayasystems betrachtet werden kann, weil beide gegenseitig ihre Mängel ergänzen, ist die des Kanàdas, der ebenfalls eine Sammlung von Sutras in zehn Abschnitten (adhyàya, Lection) hinterließ. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit Physik, oder den sensibeln Objekten, daher ihr Name Vaiseshika d. i. Unterscheidung, Particularismus; nach Andern heißt sie so, weil Kanadas sich nur durch seinen sechs Kategorien und die Atomistik vom Gotamas unterscheidet. Jene Kategorien (padârtha) oder allgemeinen Gedankenbestimmungen, mit welchen bei den Alten zuerst Alkmaion aus Kroton sich beschäftigt, sind hier: Substanz, Qualität, Handlung, Gemeinschaftlichkeit, Unterschied und Einigung; als siebente nehmen Einige noch die Negation hinzu, so daß sie dann eine doppelte Ordnung bilden: jene sechs positiv (bhàva), das eine negativ (abhàva). Sie werden den Sinneskategorien (indryàrtha) entgegengesetzt, die Buddhisten itendificiren jene Prädicamente mit dem Wißen (jnàna), die Anhänger der Vedanta mit dem universellen Wesen (Brahma), [1384]) denn die Lehre des Kanadas wurzelt in diesen beiden Systemen, wodurch sie als jünger sich darstellen. Die Atomenlehre wird ebenfalls von Buddha und den Jainas angenommen und von Kanadas folgendermaßen vorgetragen [1385]):

1384) Colebrooke a. a. O. p. 94.

1385) Colebrooke p. 104. seq.

Das feinste Stäubchen im Sonnenstrahle möge immer als die kleinste, perceptible Qualität angenommen werden, so müße es doch als Substanz theilbar seyn und aus Partikeln bestehen, die immer noch Substanz seyen, bis man endlich auf ein Einfaches und Nichtzusammengesetztes, auf ein Atom gerathe, weil sonst die Reihe unendlich seyn würde. Die erste Composition besteht aus zwei untheilbaren Partikeln, die sodann nach eumerischen Verhältnißen bis zur Vollendung des Weltgebäudes adhäriren, wobei Kanadas, um dem Fortuitismus auszuweichen, und Gottheit und Unsterblichkeit nicht aufzuopfern, es unentschieden läßt, ob die Aggregation der Atome durch eine ungesehene besondere Kraft, oder durch den schaffenden Willen Gottes, oder durch eine andere competente Ursache bewirkt worden, während sie bei Leucippus ohne Zuthun einer Intelligenz nach mechanisch-physischen Gesetzen sich bewegen und die Welt formen. Dennoch dringen die Anhänger der Vedanta, wenn sie das System des Kanadas angreifen, auf eine nähere Bestimmung: das Zusammentreten der Atome entstehe durch Action, die eine Ursache haben müße; eine unsichtbare, geistige Kraft könne keine Action bewirken; sind die Atome selbst activ, so würde die Schöpfung bis in's Unendliche währen, sind sie es nicht, die Zerstörung immerfort vor sich gehen u. s. w. [1386]). Daher sey Alles in Kanadas Lehre sowohl, als in dem Sankhyasysteme zu verwerfen, was nicht mit der Offenbarung der Vedas stimme, in der gedoppelten Mimansa dagegen gäbe es durchaus Nichts, welches von der Schrift abweiche [1387]). Es bleibt mir also noch ein Wort über diese vierte Schule, die Mimansa, hinzuzufügen.

Mimânsâ heißt **Wissenschaftslehre** (von man im Desiderativ **forschen**) und theilt sich wieder, wie es die Vedas herbeiführten, in die **praktische** und **theoretische**

1386) Colebrooke p. 557.

1387) Vijnyâna bei Colebrooke p. 20.

(**Karmamîmânsâ** und **Brahmanamîmânsâ**), oder die erste und zweite (**Pûrva-** und **uttaramimânsà**), welche einzig und allein von den Vedas sich leiten lassen, daher recht eigentlich orthodox sind. Urheber der ersten ist Jaimini, dessen dunkle Aphorismen in zwölf Abschnitten ohne Commentar unverständlich sind; anfänglich wol mündlich erläutert, nachher aber mit einer Menge von Commentaren und Glossemen (**vârtika**) versehen wurden [1388]. Einer der jüngsten läßt sich der Zeit nach bestimmen, denn er ist von dem strengen Eiferer **Kumârila-bhatta** aus dem 5ten Jahrhunderte, indessen scheint die Mimansa an sich kein bedeutendes Alter zu haben, da sie alle bis jetzt genannten Schulen berücksichtigt und zu widerlegen sucht, obgleich die Operationen, denen sie sich unterzieht, von jeher stattfinden mogten. Die erste Mimansa nämlich ist an sich kein System der Philosophie, sondern eine Art Hermeneutik, mit Dialectik verbunden; ihr Zweck ist, die Erklärung der Vedas und den Sinn der Offenbarung richtig aufzufassen, ihr höchstes Ziel, die Bestimmung der Pflichten, d. h. hier, der Opfer, Ceremonien und Tugendhandlungen, welche jene Bücher vorschreiben. Dadurch geräth sie auf philosophische Gegenstände, woraus Spätere die Principien des Urtheils gezogen haben. Die Fragen der Mimansa sind gewissermaßen der gerichtlichen Untersuchung ähnlich, und als Erkenntnißgründe werden folgende angenommen: 1) Schluß innerhalb der Sphäre sinnlicher Gewißheit (**anumâna**), 2) Vergleichung (**upamâna**) oder Gewißheit, aus einer mehr oder weniger großen Aehnlichkeit abstrahirt, 3) Präsumtion oder Muthmaßung (**arthâpattis**), wo selbst die Aehnlichkeit aufhört, und 4) Verbale Mittheilung (**sabda** oder **sàstra**) durch Ton und Schrift; sie ist entweder menschlich, wie eine passende Sentenz (**àptavàkya**), oder göttlich (**veda**), und nur in ihr ist ein Grund der Pflichten, da die übrigen auf Wahrnehmung gegründet sind. Nach

---

1388) Colebr. p. 439. seq. und p. 441. über die unzähligen hiehergehörigen Schriften.

dieser Methode wird jeder Fall (adhikarana) untersucht, und es kommen bei ihm in Betracht: zunächst das Object, oder die zu untersuchende Materie; sodann die Frage, oder der Zweifel darüber; hierauf die erste Seite (pûrvapaksha), oder prima facie-Argument; und endlich die Antwort (uttarapaksha), oder der Schluß (siddhânta). In der That finden im Indischen Forum diese Arten zu raisoniren Statt; die allgemeinen Principien, von den decidirten Fällen gesammelt und in ein System gebracht, würden die Philosophie des Rechts ausmachen, und dieses hat eben die Pûrvamîmânsâ versucht [1389]).

Der zweite Theil dieser Schule, Brahmamîmânsâ oder Uttaramîmânsâ, gewöhnlicher aber Vedânta, Endzweck, Ziel der Vedas genannt, wird auf Bâdarâyanas oder Vyâsas, den Sammler der Veden, zurückgeführt und ihm eine Sammlung von 555 Sutras (sârîrakamîmânsâ) zugeschrieben, welche in vier Capitel oder Lesungen (âdhyâya) zerfallen, die in einzelne Abschnitte (pâda) abgetheilt werden [1390]), und bereits die Bhagavadgita als eine große Auctorität betrachten. Der beliebteste und beste Scholiast dieser Sutras ist Sankara Acharya, dessen Werk (Sârîrakamîmânsâbhâshya) von andern Commentatoren erläutert ist, welche dann abermals und abermals ihre Erklärer fanden, so daß das ganze Corpus eine unerschöpfliche Quelle von scholastischen Spitzfindigkeiten und Schul-Disputationen bildet. Ein populäres Compendium der Vedantalehre, unter dem Namen Vedântasâra, von Sadananda verfaßt, erschien zu Kalkutta und wurde nach mündlicher Conception und durch das Medium einer jüngern Sprache von Ward übersetzt [1391]).

1389) S. Colebr. p. 454.

1390) Ueber die Vedanta-Philosophie handelt Colebrooke in dem IIten Bande der Transactions of the Roy. As. Soc. Part. II. p. 1. seq.

1391) Das Werk wurde Theil I. S. 134 genannt und zu voreilig den Veden zunächst angeschlossen. Uebrigens zeigt Colebrooke (p. 9), daß man auch von dieser Seite gegen Ward nicht vorsichtig genug seyn könne.

Die Sutras der Vedanta lehren den Pantheismus in seiner ganzen Vollendung; sie handeln von Gott, als der universellen Weltseele, die man erkennen müße; von den Mitteln zur Seligkeit und der Anwendung derselben, besonders durch Meditation; sie ziehen aus den Vedas eine subtile Psychologie, welche bis zum Läugnen einer materiellen Welt gesteigert wird, und führen heftige Controversien mit den frühern Systemen, wobei sie alle Stellen der Veden in Harmonie zu bringen suchen, welche sich zu widersprechen scheinen. Vo Kapilas sowohl, als von einigen Commentatoren der Sankhyalehre wird mit Ehrfurcht gesprochen, und ihre Werke werden als heilige Schriften betrachtet, zumal da sie in gewißem Grade von den Vedas unterstützt und von einigen Gesetzlehrern angenommen werden, ja selbst Manus ihnen nicht entgegen ist [1392]): nichts desto weniger aber wird gegen Kapilas argumentirt und den Vedastellen eine andere Erklärung gegeben. Die Natur (pradhàna) des Kapilas sey eine fühllose Materie und könne allerdings nicht dieselbe Potenz mit dem höchsten Wesen seyn, allein es werde ihr Willenskraft zugeschrieben, und somit sey die allwißende und allmächtige Gottheit der Veden (Brahma) zugleich materielle und wirkende Ursache des Universums. Die Schöpfung ist ein Akt ihres Willens und nur eine veränderte Form ihrer Substanz: wie die Milch gerinnt und das Waßer gefriert; die Gottheit selbst hat keinen Ursprung, sie ist ewig ohne Anbeginn und Ende, und zieht Alles aus ihrer eigenen Substanz hervor, wie die Spinne den Faden ihres Gewebes; bei der Auflösung der Dinge geht Alles zu ihr zurück, wie jene den Faden einzieht, oder wie Vegetabilien aus dem Erdreich sich entwickeln und in dessen Substanz sich auflösen [1393]). Dieses allmächtige, glückliche (ànandamaya) Wesen ist Licht (jyotish), durch die ganze Welt verbreitet; es ist das ätherische Element und der Lebensathem (pràna), worin Alle

1392) Vergl. Manu 12 50.

1393) Colebrooke a. a. O. p. 38.

tauchen, und die Gedanken müßen auf diese universelle Weltseele stets gerichtet seyn, damit man Freiheit von Sünden und den irdischen Feßeln erlange. Ungeboren und ewig ist auch die individuelle oder eingekörperte Seele (sârîra), ein Theil der Weltseele, und von ihr emanirt, wie Funken von einer brennendlodernden Flamme sich trennen; in den Körper eingeschloßen, wird sie thätig durch die Organe, wie ein Künstler seine Instrumente nimmt, um zu arbeiten; durch den Körper und seine Organe wird sie ebenfalls von Empfindungen bewegt, und hat durch eben dieselben eine Neigung zum Guten oder Bösen, welches in unendlich vielfacher Form ohne Gottes Mitwirkung von Ewigkeit her vorhanden ist. Die Affecten aber, welche die individuelle Seele treffen, haben keinen Einfluß auf das höchste Wesen, dessen Partikel sie ist, so wenig die Sonne afficirt wird, wenn deren Bild im bewegten Waßer zittert, denn durch die Einkörperung isolirt sich die Partikel der Weltseele, und die Vereinigung mit dieser findet erst nach vollbrachter Wanderung wieder Statt. Diese Wanderung geschieht nach denjenigen Ansichten, die wir oben zu erläutern gesucht haben [1394]: die Seele befindet sich in mehrfachen Scheiden (kosa), oder Körperhüllen gleichsam, eingekleidet, von der feinsten (sukshmasarîra) an, bis zu dem gröbern elementarischen (tanmâtra) und dem gröbsten Körper (sthûlasarîra), der von ihr bis zum Tode belebt wird. Mit der subtilen Hülle und den elementarischen Stoffen desjenigen Körpers angethan, den sie eben verließ, wandert sie zunächst zum Monde, wo sie, mit einer wäßerigen Form bekleidet, den Lohn ihrer Thaten erhält und, wenn böse, in die sieben Höllen der Vergeltung hinabgestoßen wird, oder in der Gestalt des Regens auf die Erde zurückkehrt, um die Vegetabilien zu befruchten, und so als Nahrungsstoff einen Embryo zu beleben. Die Seele des Weisen dagegen steigt höher hinauf bis zum Wohnsitze des Brahma, und wird mit der göttlichen Essenz völlig vereinigt, wenn die Weisheit hienieden

1394) S. Theil I. S. 176.

vollkommen gewesen. Mehre andere Fragen von theologischer Natur, sagt Colebrooke, haben die Aufmerksamkeit der Vedantis noch in Anspruch genommen, und sind von ihnen weitläuftig behandelt worden, wie z. B. die Untersuchung über den freien Willen (svàtantrya), über die göttliche Gnade (ìsvaraprasàda), über die Wirksamkeit der Werke und des Glaubens, u. dergl. m. [1395]).

Alle bis jetzt aufgeführten Systeme der Indischen Philosophie, welche im Grunde wol mit der Theologie zugleich hätten betrachtet werden sollen, werden mehr oder weniger als rechtgläubig angesehen, weil sie größtentheils mit den Vedas stimmen, oder wenigstens diese Bücher nicht offen verläugnen; die Sankhya, Nyaya und Vaiseshika werden geachtet und selbst von den strengen Vedanta-Anhängern studirt, welche jedoch angehalten sind, Alles zu verwerfen, was nicht mit ihren Schriften übereinkommt. Dagegen giebt es aber eine Menge von häretischen Schriften, welche sich mit den Vedas durchaus nicht vertragen, und gegen diese ist die Polemik der Mimansa besonders streng: Kumarilabhatta, der als Hauptantagonist der Buddha-Anhänger, am meisten zu ihrer Vertreibung mitwirkte, nimmt jede Gelegenheit wahr, sowohl den Buddha, als Jina zu widerlegen, selbst wenn sie mit den Vedas übereinkommen [1396]). Die Buddhisten und Jainas, sagt er, können sich, als Abgefallene, auf keinen, etwa verlornen, Veda stützen; die Vedas aber sind das Fundament der Pflichten, und sogar da, wo diese Sektirer mit ihnen stimmen, wie im Wohlthun, im wahrhaften, keuschen und unschuldigen Lebenswandel, selbst da sind ihre eigenen Bücher von keiner Auctorität für die Tugenden, welche sie einprägen; Pflichten dürften aus ihnen nicht entnommen werden, und wenn dieses geschähe, so würde dadurch ihr Verbrechen noch größer, es würde Tugenden zu Lastern machen [1397]). So

1395) Colebrooke a. a. O. p. 38.

1396) Colebrooke in den Transactions Vol. I. p. 440.

1397) Colebr. p. 451.

besteht die Polemik gegen diese Häretiker meist nur im Verdammen ihrer Grundsätze, und dieses höchstens nach allgemeinen Vernunftgründen, oder unabhängig von Auctorität, weil eine solche, da die göttliche Offenbarung geläugnet wird, vergebens seyn würde; jene skeptischen Philosophen, wie Kapilas und Kanadas, bemühten sich doch, ihre Lehrsätze mit der heiligen Schrift in Einklang zu bringen und Stellen zu ihren Gunsten zu interpretiren; daher sucht die Mimansa solche Auslegungen abzuweisen und mehr das Fundament dieser Halbzweifler zu untergraben, als ihre Art zu denken anzugreifen: die Baudhas und Jainas aber werden als Ungläubige angesehen und sind völlig außer dem Bereiche der Indischen Kirche [1398]), werden daher von ihren Gegnern geradezu Atheisten (nàstikàs) genannt [1399]). Leider mußte Colebrooke aus diesen Controversien gegen die Häretiker vorläufig ihre Meinungen zu gewinnen suchen [1400]), und sie könnten mithin eben so unvollständig oder einseitig aufgefaßt seyn, als die Dogmen der christlichen Häretiker von ihren Gegnern dargestellt werden; indeß durften die Rechtgläubigen Indiens dieses im Ganzen weniger wagen, da die Schriften der Gegenpartheien nicht so völlig zu vernichten waren, und in der That scheinen auch die Dogmen im Wesentlichen richtig gegeben, so weit sie mit den eigenen Vorstellungen der Sectirer verglichen werden konnten. Das letzte Ziel der Häretiker ist ebenfalls: durch eine vollkommene Kenntniß der ersten Principien zur ewigen Glückseligkeit zu gelangen, und in so weit können ihre theologischen und metaphysischen Systeme, wenn wir von Mythologie und religiösen Ceremonien abstrahiren, und wenn gleich sie das Wesen ihres religiösen Glaubens ausmachen, als ein Zweig der Philosophie betrachtet werden; da indessen die Lehrmeinungen der Buddhisten

1398) Colebr. p. 550.

1399) Colebr. p. 558.

1400) S. die IV. Abhandl. von Colebrooke Transac. Vol. I. p. 549. seq. Die Mìmànsà widmet der Widerlegung der Buddhisten zwey Abschnitte (adhikarana) Lect. II, 2, 4. und 5.

und Jainas schon berücksichtigt sind, die kleinern Secten aber wenig in Betracht kommen, so können wir hier um so kürzer seyn. Buddha, zweifelsohne doch Gautama Buddha, der seine Lehre auf die Sankhyaphilosophie gründete [1401]), verfaßte, nach der Ansicht seiner Bekenner, ein philosophisches Lehrgebäude, sàstra oder àgama, Wörter, welche Heiligkeit und Auctorität anzeigen, aus welcher Schrift Citate im Sanskrit, nicht aber im Pali, in den Commentaren über Vedanta vorkommen. Nach diesem Lehrsysteme theilen sich seine Schüler in vier Partheien, weil sie den Lehrer, oder die ihm zugeschriebene Schrift, mißverstanden hatten. Einige nämlich, welche die Sutras wörtlich faßten, nahmen die abstracte Leerheit an, sarvasùnyam, alles sey leer, ein Satz, der sich auch bei Griechischen Philosophen findet, und diese Buddhisten werden von den Commentatoren der Vedànta Madhyamikas genannt; andere dagegen, die Yogacharas, nahmen die Intelligenz oder das innere Wissen aus (vijnàna), und behaupteten die ewige Existenz des Bewußtseyns: Alles andere sey Leerheit. Noch Andere nahmen die Existenz der äußern Objecte an, so wie die des Bewußtseyns, denn erstere würden durch die Sinne wahrgenommen, das andere durch die Sinnenwahrnehmung geweckt. Jedoch läugneten sie den abstracten Begriff der Substanz.

Noch Andere endlich behaupteten eine unmittelbare Wahrnehmung der äußern Objecte, eine zweite Parthei aber stimmte mehr für eine mittelbare Wahrnehmung derselben durch Bilder (εἴδωλα), welche dem Verstande vorgestellt würden: so würden Objecte geschloßen, nicht wirklich wahrgenommen. Die erstern heißen Sautrantikas, die andern Vaibhashikas, da sie aber manche Sätze gemein haben, so können sie als Eine Secte betrachtet werden. Schon Sankaraacharya kennt diese vier buddhistischen Partheien, deren Spaltung vielleicht noch fortbesteht. — Als Erkenntnißquellen nehmen alle Buddhisten nur Anschauung und Schluß an,

1401) Frank Vyasa S. 41. 44.

weil sie die Offenbarung verwerfen; als Elemente (bhûtani oder mahâbhûtani) nur vier, aus Atomen bestehend, denn der Aether hat keine Realität, ist ein nonens (nirûpa) ohne Qualität, wogegen die Vedantis erinnern, daß dessen Existenz aus dem Schalle zu schließen sey. Die Jainas und Charvakas beschränken sich ebenfalls auf vier Elemente, über welche Zahl bekanntlich auch die Griechischen Philosophen streitig waren. Die Kosmogonie und Psychologie dieser Secten können hier übergangen werden, da sie an einem andern Orte betrachtet worden. Ebenso können es die kleinern häretischen Partheien Indiens, da sie größtentheils die wenigen philosophischen Dogmen, mit denen sie ihre wilden und phantastischen Meinungen unterstützen, aus den ältern Systemen geschöpft haben, weshalb sie bei ihnen locker und ohne innere Bindung erscheinen; meist suchen sie nur durch Bußübungen und Meditationen über das mystische Om Freiheit des Geistes zu erlangen, wie die Pancharatras, eine Secte der Vishnuiten, und die Pasupattas, eine Parthei der Sivaiten: ihre Meinungen sind ketzerisch, weil sie ihren eigenen Sastra gebrauchen, oder weil sie, wie die Letzteren, den Pantheismus und die Schöpfung der Welt aus der eignen Essenz, der Gottheit verwerfen [1402]), und bei ihrer Kosmogonie sich mehr an die Sankhyalehre halten.

Sehen wir jetzt auf die verschiedenen Systeme der Indischen Philosophie zurück, so wird die Berührung auffallend, welche allenthalben in ihren Fundamenten mit den altgriechischen Philosophemen sich zeigen, und die um so weniger ein Werk des Zufalls seyn können, als sie häufig in den feinsten Nebenzügen sich entsprechen. Der Hylozoismus einiger Joniker findet sich hier bei Kapilas wieder; die unabhängige Existenz der causa efficiens und der Materie findet ebenfalls Statt bei den altgriechischen Philosophen, die nur zwei ἀρχάς annahmen, ein actives, bewegendes Prin-

1402) Colebrooke a. a. O. p. 572.

cip, *αἰτία γενέσεως* [1403]) bei Ocellus, der *νῦς* bei Empedokles, und ein passives, bewegtes *γένεσις*, als productive Materie [1404]), völlig gleich der Indischen Kârana (Ursache) und prakriti, oder nirmittakârana (Schöpfungsursache, caussa efficiens) und upadâna, fundamentum materiale. Empedocles und Kapilas lehren eine intelligible und eine corporelle Sinnenwelt; die Pythagoräer treffen mit ihm darin zusammmen, daß die sublunarische Welt der Veränderung unterworfen und die höheren Regionen derselben von niedern Geistern bewohnt seyen; mehre Alten unterscheiden mit demselben eine spirituelle Seele von dem sensitiven Organ; sie lehren mit ihm, daß die Materie die Feßel und das Grab des Geistes sey, und von der andern Seite, daß die Seele mit einem ätherischen Gewande bekleidet worden, bevor sie in einem groben Leibe ihre Wanderungen antrete. Leukippus, deßen Zeitalter (muthmaßlich um das Jahr 500) und Vaterland nicht recht gewiß ist, nachher Demokrit und Epikur, lehren mit Kanadas die Atomistik; der Stoiker Posidonius nennt aber als Erfinder des Systems einen Sidonier, Namens Moschos [1405]), und mehre Griechen behaupteten geradezu den orientalischen Ursprung jener Lehre. Diese und mehre gleichförmige Dogmen können wol nicht zufällig bei beiden Nationen sich entwickelt haben, allein es bedarf der besonnensten Prüfung, um es zu ermitteln, welches Volk hier Lehrer oder Schüler gewesen. Der größte Denker des Griechischen Alterthums, Platon, hat es unverholen ausgesprochen, daß die Hellenen diejenigen Wissenschaften, welche sie von Barbaren erhalten, vervollkommnet hätten [1406]), und daß er sowohl, als Pythagoras Manches von Ausländern ent-

---

1403) Ocellus Lucan. c. 2.

1404) Sextus Empir. advers. Mathem. 9, 4.

1405) Sextus Empiricus a. a. O, 9, 363. Colebrooke a. a. O. p. 565.

1406) Bei Photius p. 441 Edit Bekker: *ὅ, τι ἂν καὶ παρὰ Βαρβάρων μάθημα λάβωσιν οἱ Ἕλληνες, τῦτο ἄμεινον ἐκφέρυσι.*

lehnt habe, weshalb er diese, fügt Clemens von Alexandrien hinzu, beständig hochgehalten [1407]). Unter diesen Fremdlingen verstehen die nachfolgenden Berichterstatter fast ohne Ausnahme die Aegypter, von denen Pythagoras, Thales und Andere ihre Lehren empfangen hätten [1408]): allein, wenn die geistreichen Griechen mehre Jahrhunderte hindurch am Nile Weisheit zu schöpfen vermeinen und dagegen in allen Wissenschaften kaum die ersten Elemente zur Ausbeute aufweisen, so daß sie über irgend einen scharfsinnigen Schluß ihr eigenes εὕρηκα ausrufen können; wenn sie uns, außer der Seelenwanderungslehre, kein bedeutendes Dogma als altaegyptisch angeben; wenn die Aegypter selbst keinen einzigen Philosophen ihres Volkes aufführen, sondern es nur die Götter sind, welche die Wissenschaften vervollkommnen, und wenn sich überhaupt erweisen ließ, wie schwach ihre übrigen Kenntniße in der Astronomie, Physik u. s. f. gewesen, bevor die Griechen ihre Lehrer geworden: so läßt sich wol nicht viel zu Gunsten einer systematischen Philosophie in diesem Lande schließen, selbst wenn wir auf eine etwaige verlorne Literatur billige Rücksicht nehmen, und es ist Grund zu vermuthen, daß jene späteren Zeugniße erst gefolgert seyen, als Indische Ideen im Nilthale heimisch geworden und ihre Aehnlichkeit mit den altgriechischen Meinungen bemerklich machten. Mit dem Feldzuge Alexanders wenden sich indeßen plötzlich die Blicke nach Indien hin: dieselben Ansichten der alten Schulen waren hier angetroffen worden, selbst in den vorderindischen Provinzen, welche doch sonst als nicht brahmanische betrachtet werden, hatten sie Wurzel gefaßt, und wenn auch die philosophischen Unterhaltungen des Alexander mit Indischen Weisen, oder die Proben der sophistischen Lebensweis-

1407) Clem. Alex. p. 355. Potter vergl. Valckenaer de Aristobulo p. 73: nec negari potest philosophemata quaedam ambos (Pythag. et Platonem) ex Oriente in Graeciam transtulisse.

1408) Jamblichus vit. Pythag. p. 9. Diogen. Laert. I, 27. 3, 6. 7. vergl. Pleßing Philosophie des Alterthums II. S. 920.

heit mit symbolischen Handlungen verbunden, und die kurzen Aphorismen, bei denen das Verdienst, wie bei ähnlichen des Thales, in gewandter Dialektik bestand, fingirt oder gräzisirt sind, so beweisen sie doch, wie bereits oben erwähnt wurde, daß man den Indern eine dialektische Kunstfertigkeit zutraute, eben weil ihre Philosophie bekannt war [1409]). Der Erste, soviel wir wissen, welcher in Indien selbst auf die Lehrmeinungen der Brahmanen aufmerksam wurde, ist der oftgenannte Megasthenes; er sprach es im dritten Buche seiner Indica offen aus: daß Alles, was die Alten über die Natur der Dinge philosophirt hätten, sich ebenfalls bei den Indischen Brahmanen fände [1410]). An einer andern wichtigen Stelle heißt es bei Ebendemselben: „Ueber Vieles kommen sie mit den Griechen überein, daß die Welt geschaffen sey, untergehe und eine sphärische Gestalt habe, und daß der schaffende und erhaltende Geist sie ganz durchdringe, (dieses der Pantheismus der Vedanta). Die Urprincipien von Allem seyen verschieden (Kapilas Lehre); die Welt aber sey aus dem Waßer hervorgegangen (Lehre der Vishnuiten), und neben den vier Elementen finde noch eine fünfte Natur statt, woraus Himmel und Gestirne den Ursprung hätten, (àkàsa, der Aether, als erste Substanz des Macrocosmos und der Weltseele). Die Erde ruhe inmitten des Universums. Von der Zeugung, (Samen, vìja: origo) sprächen sie Aehnliches;

1409) Clemens Alex. p. 758: Ἰνδῶν δὲ ἡ φιλοσοφία καὶ αὐτῶν διαβεβόηται.

1410) Clem. Alex. p. 360. Euseb. Praep. Evang. 9, 6: Μεγασθένης — ἐν τῇ τρίτῃ τῶν Ἰνδικῶν ὧδε γράφει· ἅπαντα μέντοι τὰ περὶ φύσεως εἰρημένα παρὰ τοῖς ἀρχαίοις, λέγεται καὶ παρὰ τοῖς ἔξω τῆς Ἑλλάδος φιλοσοφοῦσι, τὰ μὲν παρὰ τοῖς Ἰνδοῖς ὑπὸ τῶν Βραχμάνων κ. τ. λ. Bei Cyrillus (Contr. Julian. IV. p. 134. Edit. Lips.) eignet sich der Peripathetiker Aristobul diese Stelle zu und schiebt seine Glaubensgenossen, die Juden, als Philosophen ein. Weder Valkenear (de Aristobulo judaeo p. 67) noch der gelehrte Verfaßer eines Aufsatzes in Eichhorn's Bibliothek (Band V. S. 279), haben dieses Plagiat gerügt, obgleich der Letztere richtig sieht, daß die Stelle nicht dem Aristobul angehören könne.

sie hätten auch Mythen, wie Platon, über die Unsterblichkeit der Seele, über die Strafen der Unterwelt, und mehr dergleichen [1411])." Meiners verwundert sich und findet es seltsam, daß es gerade nach Alexander, als man den Kulturzustand jener Völker genauer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, eine allgemeine Behauptung der Griechen geworden: die Philosophie der Inder sey nicht allein der altgriechischen gleich, sondern habe auch einigen Einfluß auf diese ausgeübt; er bezeichnet deshalb die Berichterstatter Megasthenes, Klearchos und Kallisthenes als fabelhaft, und beschuldigt sie geradezu einer Unverschämtheit im Erdichten [1412]); ja er verhehlt es an einem andern Orte nicht, wie willkommen die entgegengesetzte Ansicht ihm gewesen wäre, insofern man jene Zeugen hören müße, sobald sie irgend etwas berichten, welches zum Nachtheile der Inder gedeutet werden möge [1413]) In Hinsicht der bemerkten Gleichförmigkeit in der Philosophie sind wol die genannten Männer durch die Sanskritschriften völlig gerechtfertiget worden, worauf sich aber das zweite Vorgeben von denen Herübernehmen Indischer Dogmen stütze, wird durch folgende Thatsachen einigermaßen sich erläutern lassen. Auffallend nämlich ist, und mußte es schon den Alten seyn, daß sich durchaus kein historisches Zeugniß, ja nicht einmal eine Sage findet, welche von den Indern behauptete, wie sie ihre Heimath verlassen hätten, um in der

---

1411) Strabo p. 490: *Περὶ πολλῶν δὲ τοῖς Ἕλλησιν ὁμοδοξεῖν (φησὶν) ὅτι γὰρ γενητὸς ὁ κόσμος καὶ φθαρτὸς λέγειν κἀκείνους, καὶ ὅτι σφαιροειδής· ὅ, τε διοικῶν αὐτὸν καὶ ποιῶν θεὸς δι' ὅλου διαπεφοίτηκεν αὐτοῦ· ἀρχαὶ δέ τῶν μὲν συμπάντων ἕτεραι τῆς δὲ κοσμοποιΐας τὸ ὕδωρ. Πρὸς δὲ τοῖς τέτταρσι στοιχείοις πέμπτη τίς ἐστι φύσις, ἐξ ἧς ὁ οὐρανὸς καὶ τὰ ἀστέρα. Γῆ δὲ ἐν μέσῳ ἵδρυται τοῦ παντὸς, καὶ περὶ σπέρματος δὲ καὶ ψυχῆς ὅμοια λέγεταί καὶ ἄλλα πλείω. Παραπλέκουσι δὲ καὶ μύθους, ὥσπερ καὶ Πλάτων, περί τε ἀφθαρσίας ψυχῆς καὶ τῶν καθ' ᾅδου κρίσεων καὶ ἄλλα τοιαῦτα.*

1412) Meiners Geschichte der Wissenschaften I. S. 377. ff. S. 383.

1413) Desselben historia de vero Deo p. 96. 122.

Fremde zu lernen; wol aber wird von den Griechen erzählt, daß wissenschaftliche Reisen nicht selten von ihnen unternommen seyen. Ich will durchaus kein Gewicht legen auf die vielen Reisen des Thales von Milet [1414]); noch weniger auf die Aussage des Sparters Aristokrates, daß Lykurg zu den Indischen Sophisten gegangen [1415]), oder auf die ziemlich geläufige Tradition, daß Pythagoras sowohl mit Aegyptern, als mit Persern und Indischen Brahmanen eine geraume Zeit Umgang gepflogen [1416]); noch endlich will ich dem Vorgeben des Appulejus Glauben beimessen, daß selbst Plato den Entschluß gefaßt, die Brahmanen zu besuchen, woran Kriegesverhältniße nur ihn verhindert hätten: denn alle diese Vermuthungen mögen nach den unbezweifelten Reisen Anderer gewagt worden seyn. Als solche nämlich, welche entweder nach Indien gerathen, oder in Persien sich mit Gymnosophisten unterhalten hatten, werden uns mehre Männer genannt: Demokrit aus Abdera reiset zu den Magiern und Brahmanen [1417]) und trifft in der Physik wunderbar mit dem Kanadas überein durch seine Atomistik und eine Kenntniß des gestirnten Himmels, wie sie vor ihm Niemand aufwies [1418]); vom Phädon, dem nachmaligen Schüler des Sokrates und Stifter der Eleischen Schule, wird bei Suidas, Hesychius und Diogenes von Laerte behauptet, daß er in seiner Jugend nach Indien gekommen; von Anaxarchos, daß er von Gymnosophisten gelernt [1419]); und sowohl von

1414) **Diogenes Laert.** 2, 22. seq.

1415) **Plutarch** Lycurg. 4.

1416) Beweise bei **Brucker** hist. philos. I. p. 1003. seq. Selbst **Meiners** (Gesch. der Wissensch. I. S. 387.) sagt hier: »ungeachtet die Reisen des Pythagoras nach Judäa und Indien die unglaublichsten seyen, so hätten sie gerade die Zeugniße der ältesten Schriftsteller für sich.«

1417) **Diogen. Laert** 9, 34. Bestimmter: **Aelian** Var. hist. 4, 20. **Hesychius** und **Suidas**: ἦλθε γὰρ καὶ εἰς Πέρσας καὶ Ἰνδὲς.

1418) S. **Aristoteles** Meteorol. 1, 8.

1419) **Diogen. Laert.** 9, 61.

dem Cyniker Onesikritos, als dem Pyrrho, wissen wir mit Sicherheit, daß sie den Alexander begleiteten und die Brahmanen kennen lernten [1420]): der Letztere aber lehrt, wie die Indischen Buddha-Theologen, eine Ungewißheit des menschlichen Wissens und eine Unerkennbarkeit (ἀκαταληψία), und strebt, wie sie, neben seinem Skepticismus nach einer ἀπάθεια, oder Unempfindlichkeit gegen sinnliche Eindrücke. In dieser Beziehung konnten die spätern Schriftsteller allerdings wol den Einfluß Indischer Dogmen vermuthen, und sicherlich geschah es mit Ueberlegung, daß Lucian der Philosophie in den Mund legte: sie sey zuerst zu dem größten Volke des Erdbodens, den Indern, gegangen und sodann nach Aegypten herab zu den Griechen und andern Nationen gekommen [1421]). Bei der auffallenden Uebereinstimmung der Indischen und altgriechischen Philosophen kommt endlich noch in Betracht, daß die Inder sich mit ihren Systemen gänzlich auf die heiligen Vedas stützen, während sich bei den Griechen eine solche Unterlage nicht findet; daß dort ausgebildete und in sich consequente Schulen angetroffen werden, dahingegen hier die einzelnen Philosopheme vor Sokrates isolirt dastehen und einen originell-orientalischen Charakter tragen; daß die Indische Philosophie sich aus dem Sanskrit ihre Terminologie selbst geschaffen hat und wir auf keine etwaige Uebertragung derselben stoßen, und daß überhaupt erst nach dem Macedonischen Feldzuge ein Verkehr der Griechen stattfindet, während gerade die einzelnen Lehrsätze vor dem erhabenen Platon am meisten mit den Indischen stimmen und nach ihm die Philosophie den asiatischen Typus verliert. Es wäre nicht wohl abzusehen, wie diese Speculationen hätten Gelegenheit finden mögen, bis zum fernen Indien zu dringen, dahingegen die Perserkriege recht wohl östliche Asiaten nach Vorderasien

---

1420) Diogen. Laert. 9, 61 bis 108.

1421) Lucian fugitiv. c. 8. vergl. Clemens Alex. p. 359. Potter. Wieland (Lucian's Werke III. S. 119) meint: der Weg sey mit historischer Wahrheit angegeben.

herüber führen konnten: vom Jahre 600 an beginnt im Osten die Periode der geistigen Gährung; in China steht ein Confutius auf [1422]), in Indien regt sich mächtig der Buddhismus, in Baktrien tritt Zoroaster mit einer Religionsreform hervor, und von den Asiatischen Griechen, von einem Anaximenes, Heraklit, Pherekydes und Andern geht aus Jonien, dem Mutterlande aller Griechischen Cultur, die Geistesanregung in die Eleatischen Italischen und andere Schulen über. Daß diese Anregung ihnen auf dem Wege der Mittheilung geworden, darf nach dem Gesagten gewiß mit einigem Grunde gemuthmaßt werden: Colebrooke entscheidet sich dafür mit ziemlicher Bestimmtheit und verspricht das Thema wieder aufzunehmen, um den Beweis zu führen, daß die Griechen in dieser Hinsicht die Schüler der Inder gewesen [1423]).

§. 14. Nachdem wir bisher das Gebiet der Wissenschaften nach allen Seiten hin durchwandert, bald über unbebaute Steppen hinweg und über Sandflächen, auf denen die Stürme der Zeit fast jeden Fußstapfen verweht hat:

1422) Huet hist. du commerce p. 337: Ces peuples (les Chinois) reconnoissoient les Indiens pour leur maitres dans les sciences et dans les beaux arts, et Confutius n'avoit pas de honte davouer, qu'il avoit appris la philosophie des Brahmanes.

1423) Colebrooke Transactions Vol. I. p. XX: the more it (the philosophy) is investigated, the more intimate will the relation be found between the philosophy of Greece and that of India. — Ebendaselbst p. 574: the similarity is too strong, to have been accidental. — I shall not hesitate to aknowledge an inclination to consider the Grecian to have been on this, as in many other points, indebted to Indian instructors. Ebendaselbst heißt es von der versprochenen Abhandlung, p. 579: in which I exspect to show, that a greater degree of similarity exists between the Indian doctrine and that of the earlier than of the later Greeks; and, as it is scarcely probable that the communication should have taken place, and the knowledge been imparted, at the precise interval of time which intervened between the earlier and later schools of greek philosophy, and especielly the Pythagoreans and Platonists, I should be disposed to conclude that the Indians were in this instance teachers rather than learners. Auch Rainal (sur le commerce etc. I, p. 36) sagt: le Platonisme, qui, lui même, est peut-être une branche de la doctrine des Brames.

ten; bald über bedeutende Anhöhen, welche dem Auge manchen freundlichen Ruhepunkt darboten, und bald durch labyrinthische Irrgänge, die kaum noch einen Ausweg und ein bestimmtes Ziel erwarten ließen, sind wir endlich auf die gebahnten und blumenreichen Pfade der Poesie hinausgetreten, und dürfen es nicht verschmähen, einige Blüthen derselben in einen Kranz zu flechten, mögen sie auch immerhin an Glanz und Duft verlieren, oder durch Versetzung in einen andern Himmelsstrich völlig verwelken. Wenn sich das ganze übrige Asien nicht über die Lyrische- und Idyllenpoesie hat erheben können, denn das spätere Schahnameh von Ferdusi darf hier, wo es vom Alterthume sich handelt, wol nicht in Betracht kommen, so besitzt dagegen die Indische Literatur mehre alte Gedichte, die auf den Namen eines Epos gerechten Anspruch machen, und besonders zwei, den Ramayana und Mahabharata, die sich hinsichtlich ihrer Zeitfolge etwa wie die Homerischen Gedichte zu den Hesiodischen verhalten. Beide werden zu den Puranas im allgemeinern Sinne gezählt, d. h. zu den Poesien der Vorzeit, an welche sich die eigentlichen Puranas, oder die cyklischen Gedichte Indiens mit ihren Theogonien anschließen, und den unendlich reichhaltigen Stoff der Epopäen für Volksreligion, mythische Geschichte und Geographie verarbeiten. Der Geist, welcher das Indische Epos durchdringt, ist allerdings wesentlich verschieden von dem des Helden-Epos, denn es treten hier allenthalben höhere Wesen auf, nicht etwa, um den Knoten zu lösen, sondern selbst handelnd und unter ihren göttlichen Attributen, die augenscheinlich erst das Epos stempelt, damit die Götter von den Menschen sich unterscheiden mögen. Jedoch sind es nach der Indischen Ansicht nicht die wirklichen Götter, welche hier erschienen, sondern Vermenschlichungen derselben, deren geistige Urbilder nichtsdestoweniger in ihrem Himmel wohnen, da sie nach Wunsch sich umgestalten und Verkörperungen von sich aussenden können; dadurch werden sie fast den Sterblichen gleich, stehen, wie diese unter dem Verhängniße, und, wie groß auch ihre Macht seyn möge, so schwebt doch eine

Wolke der Täuschung, oder die Maya so lange vor ihren Augen, als sie in irdische Thaten eingreifen; sie können fehlen, berathen sich untereinander, wenden sich in zweifelhaften Fällen an den Urvater selbst und handeln willig nach dem Plane, den dieser für das Wohl seiner Lieblinge ausgesonnen. Die Sterblichen dagegen, welche im Epos auftreten, sind entweder Abkömmlinge jener Gottheiten, oder doch durch Religiosität und tiefe Meditation den Göttern so nahe getreten, daß sie mit ihnen verschmelzen, ja dieselben häufig an Tugenden übertreffen: so schwebt das Epos eigentlich zwischen Himmel und Erde, und ist nur in einer höhern Potenz irdisch zu nennen, weil es in einem Zeitalter spielt, wo noch Götter mit Menschen leben und, wie Herder sich ausdrückt, der Begriff des Ueberirdischen noch nicht so hoch gestellt ist, daß nicht ein Held dem Könige der Geister zu Hülfe kommen sollte. Den Brahmanen ist hier, wie in der gesammten heiligen Literatur, die größte Aufmerksamkeit gewidmet; sie stehen auf dem Gipfel ihres Ansehens, ja es wird klar ausgesprochen, sie seyen die Götter der Erde [1424]), denen die Himmlischen huldigend sich fügen müßten, denn ihre Flüche und Segnungen gehen augenblicklich in Erfüllung. Die ganze Natur wird als belebt und mitfühlend gedacht, besonders aber die Thierwelt, welche nach den Ideen der Metensomatose in die Handlung mit eingreift, und so darf es uns nicht wundern, wenn selbst die Karrikatur des Menschen, der Affe, hier eine bedeutende Rolle spielt.

Die Poesie der epischen Gedichte ist durchaus edel und einfach, mit allen Eigenthümlichkeiten der Homerischen Dichtung, nämlich mit einer kindlichen Naivetät, mit vielen expletiven Partikeln, mit beständigen, feststehenden Beiwörtern, mit Tautologie in den Phrasen und dem nachläßigen Versbaue eines einfachen Kindesalters. Das epische Metrum, in welchem schon die Gesetze des Manus erscheinen, und dessen Erfindung eben so dunkel bleibt, als die des griechischen

---

1424) **Râmây.** 1, 63, 36: bhûmidevâ dvijâtayas.

Hexameters, ist der sogenannte Slôkas (gebundene Rede), bestehend aus einer Stanze von zwei Doppelversen, über welche der Sinn selten hinausläuft. Jedes Distichon zählt vier Füße, von denen die zwei ersten von den beiden andern durch die Cäsur getrennt werden; jeder Fuß enthält vier Sylben, deren Quantität im ersten und dritten Fuße völlig willkührlich scheinen, während der zweite gewöhnlich aus dem ersten Epitrit oder Antispast, der vierte oder letzte fast immer aus einem Dijambus, oder dem zweiten Päon besteht. Dieses Versmaaß mit seinem, der Empfindung angemessenen, Wechsel scheint dem Sanskrit so natürlich, daß selbst die improvisatorische Dichtung in demselben sich mit Leichtigkeit und Anmuth bewegt, und aus ihm erst die höhere Lyrik eine geregelte Prosodie entwickelt hat; nur behält die Nachahmung desselben im Deutschen immer, wegen des Mangels an Längen, etwas Gezwungenes, dem man wol am besten durch einfache Jamben oder Anapästen ausweicht. Als Probe stehe hier derjenige Sloka, welcher im prophetischen Geiste dem Râmayana die Unsterblichkeit verheißt:

yâvat sthâsyanti girayas saritascha mahîtale,
tâvad Râmâyanakathâ lokeshu pracharishyati;

So lange die Gebirge steh'n und Flüße auf der Erde sind,
So lange wird im Menschenmund fortleben der Ramayana [1425].

Die epische Einheit kann in beiden Epopäen schwerlich geläugnet werden, insofern ein durchgreifender Plan des Ganzen sichtbar wird, und die Haupttheile wenigstens müßen von Einem Dichter und aus Einem Guße gedichtet seyn, allein die Form dieser Gedichte sowohl, als die frühere Behandlungsart derselben, würden es schon an sich wahrscheinlich machen, das einzelne Episoden und Rhapsodien eingeschaltet worden,

1425) Ramây. 1, 2, 39. Edit. Schleg.

obgleich die Inder von ihrem Valmikis und Vyasas dasselbe aussagen, was Lucian den Homer in der Unterwelt behaupten läßt: daß alle Verse ohne Ausnahme von ihnen selbst herrühren [1426]. Die Ansicht, welche Wolf über die homerischen Gedichte aufgestellt, läßt sich auf das Indische Epos, vornämlich den Ramayana, ohne alle Einschränkung anwenden, und wirft das größte Licht auf diese Gedichte. Die Indischen Fürsten hielten sich ihre Barden und Hofsänger, welche bei Versammlungen und Gastmälern eigene oder fremde Poesien vortrugen, und in dieser Beziehung heißt es von einer Erzählung im Ramayana, daß sie aus einer alten Schrift (purâne) entnommen sey [1427]; auf ähnliche Weise, wie bei Homer Phemios und Demodokos einzelne Episoden singen und Vorgänger des Homer genannt werden mögen. Auch sagt es der Ramayana ausdrücklich, daß die epischen Gedichte auf diese Weise vorgetragen worden, und zwar zunächst von den Schülern des Dichters Kusa und Lava, weshalb alle folgenden Rhapsoden nach ihnen kusilavâs benannt seyen [1428]. Von der andern Seite wurden auch die Götterfabeln selbst, welche erst das Epos in ein bestimmtes mythologisches Gewand gekleidet hatte, vor den Tempeln der Götter abgesungen, wie es noch gegenwärtig mit den einzelnen Legenden geschieht, und in allen diesen Beziehungen konnten die Griechen eine Aehnlichkeit mit den Homerischen Gedichten finden, daher heißt es bei Aelian, welchen sodann Chrysostomus ausschmückt: daß die Inder in heimischer Zunge die homerischen Poesien sängen, wenn man denen glauben dürfe, die es berichteten [1429], aus welchem Zusatze wol hervorgeht,

1426) Lucian Ver. Histor. 2, 20.

1427) Râmây. 1, 8, 5 Edit. Schleg. vergl. Wolf prolegg. p. XLVIII.

1428) Râmâyana I p. 24 Edit. Schleg.

1429) Aeliau Var. Hist. 12, 48: ὅτι Ἰνδοὶ τῇ παρὰ σφίσιν ἐπιχωρίῳ φωνῇ τὰ Ὁμήρȣ μεταγράψαντες ᾄδȣσιν, εἴ τι χρὴ πιϛεύειν τοῖς ὑπὲρ τȣτων ἱϛορȣ̃σιν. Vergl. Chrysostom. Orat. 53.

daß die Nachricht aus einem der Schriftsteller Alexanders entlehnt worden. Daß Rhapsodien von bedeutender Länge, wie der Nalus, aus dem Gedächtniße recitirt worden, darf uns gewiß nicht wundern, da noch jetzt der Monghole, allein durch den Reiz des Gegenstandes angezogen, nicht sowohl seine Heldengesänge, als auch die langen Religionsschriften durch das bloße Anhören derselben behält, und es selbst von einigen Völkern Amerika's erzählt wird: sie hätten so viele alte Gedichte im Gedächtniße, daß sie den schnellsten Schreiber auf mehre Monate durch Diktiren ermüden könnten [1430]). Noch die jetzigen Panditas wissen die Sakuntala und mehr dergleichen in einer todten Sprache auswendig, wie viel mehr mußte dieses im Alterthume möglich werden, wo überhaupt mehr gesprochen, gehandelt und gehört, als geschrieben und gelesen wurde, und Gedächtnißstärke erst, wie Cäsar so wahr erinnert, im Vertrauen auf Schrift abzunehmen pflegt [1431]). Nichts desto weniger ist die Bekanntschaft mit der Schreibkunst aus den Indischen Epopäen überall erweislich, und die einzelnen Kapitel der Episode Bhagavadgita führen daher den Namen Vorlesungen (adhyâyâs); aber, wie noch zur Zeit des Xenophon wohlerzogene Jünglinge die ganze Ilias und Odyssee auswendig wußten [1432]), so ist es bei dem religiösen Ansehen des Indischen Epos ebenfalls erforderlich, daß die einzelnen Rhapsodien gesungen werden, selbst nachdem Diaskeuasten dieselben zu einer Einheit verbunden hatten. Wann dieses geschehen, läßt sich historisch nicht ermitteln, da selbst das Zeitalter der Kritiker und Commentatoren, welche den Text vor ferneren Interpolationen zu sichern getrachtet haben, noch größtentheils unbekannt ist. Es wurde zu dem Ende ein Inhaltsverzeichniß (anukramanikâ) vorangestellt und die

1430) S. Transactions of the Americ. philosoph. Society at Philadelphia III. p. 314. Reimer und Murhard Constantinopel und Petersburg I. S. 98.

1431) Caesar de bello Gallico 6, 14.

1432) Xenophon. Sympos. 3, 5. Wolf a. a. O. p. CI.

genaue Zahl der Verse angegeben, aber gerade nach diesen Vorkehrungen darf auch die Kritik mit Sicherheit einige Episoden, welche nicht mit aufgeführt worden, als später hinzugetreten betrachten, wie im Ramayana die lange und anstößige Erzählung vom Rishya Sringa, die vier Gesänge: Herabkunft der Ganga, welche von Schlegel so meisterhaft übersetzt sind [1433]), und die Rhapsodie von zwölf Gesängen: Visvamitra's Büßungen, welche bekannte Nebenvölker herabsetzen und das Priesterthum über Gebühr erheben will [1434]). Jedoch dürfte es hier, selbst bei vorhandenen Widersprüchen in den mythischen Ansichten, eben so schwer, wie bei der Kritik des Homer werden, Alles dasjenige auszuscheiden, was im Laufe der Jahrhunderte, bei aller Ehrfurcht vor diesen Gedichten, sich in den Text geschlichen [1435]), da besonders der Indische Leser jeden Vers beizubehalten pflegt, wenn er durch Alter zu einigem Ansehen gelangt ist. Die Handschriften allein können demnach nicht den Ausschlag geben, sondern nur durch ihre merkwürdige Uebereinstimmung einen fehlerfreien Text liefern, bis späterhin die höhere Kritik alle Citate, welche aus den Epopäen in andern Werken sich finden, zur Berichtigung anwenden kann. Die Jugend der Handschriften, denn die ältesten derselben sind aus dem 11ten bis 14ten Jahrhunderte, wird vor der Hand durch ihre Menge ersetzt, wozu noch kommt, daß es einige Werke giebt, wie Bhagavadgita und Manus Gesetz, in denen fast gar keine Varianten angetroffen werden, und Bopp verglich sechs Handschriften vom Nalus, welche, aus verschiedenen Gegenden Indiens, in einem bewundernswürdigen Grade übereinstimmten [1436]).

Das älteste von beiden epischen Gedichten ist der **Râmâyana**, wörtlich der Wandel des Ramas, oder der

---

1433) Schlegel Indische Biblioth. I. S. 50. ff.

1434) Von Bopp ausgezogen und übersetzt in seinem Conjugationssysteme.

1435) S. Wolf prolegg. p. CXV. CLXXII. und öfter.

1436) S. Schlegel Indische Bibl. I. S. 101.

siebenten Verkörperung des Vishnus, deren häufig gedacht worden. Es erzählt den Kriegeszug dieses Helden nach Ceylan gegen den Tyrannen Ravanas, der ihm seine geliebte Gattin Sita geraubt hatte: ein höchst einfacher Stoff, der aber durch Beschreibungen von Ländern und Städten, von ihren Einwohnern und Gebräuchen, von Opfern und Ceremonien, von Schlachten und Heldenthaten der Götter und Menschen, so wie durch eine Menge von eingeflochtenen Erzählungen, eine unendliche Mannigfaltigkeit und Ausdehnung erhält, und an Verszahl der Ilias und Odysse gleichkommt, denn das Ganze besteht, ohne die verdächtigen Episoden, aus 24000 Doppelversen und wird in sieben große Bücher (kanda) getheilt. Die einzelnen Bücher haben ihre Namen vom Inhalte derselben, wie einst die Gesänge des Homer; sie zerfallen in kleinere Sektionen (sarga), und der genannte, frühzeitig vorangestellte, Catalog zählt genau die einzelnen Verse jedes Gesanges auf, z. B.:

Adikandâ	enthält	64	Abschnitte	und	2850	Slokas,
Ayodhyâkandâ	»	80	»	»	4170	»
Aranyakakandâ	»	114	»	»	4150	»
Kishkindakandâ	»	64	»	»	2975	»
Sundarakandâ	»	43	»	»	2045	»
Yuddhakandâ	»	105	»	»	4500	»
Abhyudayakandâ	»	90	»	»	3360	»,

wornach jede Ueberzahl derselben als unächt auszuscheiden ist. Als Verfaßer wird einstimmig Vâlmîkis (von Valmîka, der Termitenhügel, abgeleitet) genannt, dessen genaue Zeitperiode eben so wenig zu ermitteln ist, als die des Homer, oder höchstens durch Combinationen einigermaßen bestimmbar wird, denn die Felsengrotten zu Ellora stellen bereits Scenen aus dem Ramayana dar, und mehre alte Schriftsteller haben das Gedicht vor Augen, wenn sie einzelne Rhapsodien deßelben, oder den ganzen Stoff behandeln. Dahin gehört besonders Kalidasa, der in seinem **Raghuvansa** (Geschlecht des Raghu oder Rama) dieselbe Geschichte verarbeitet, und ein anderer Dichter, Kaviraja,

der ein neues Epos, Raghavapândavîya genannt, in allen möglichen Versarten abfaßte, zugleich mit der doppelsinnigen Spielerei, daß es sowohl zu Gunsten der Pandavas, als des Ramas und seiner Nachkommen gedeutet werden kann. Daß die Macedonier von dem epischen Zuge des Rama mit seinen Affen unter ihrem Anführer Hanuman, ein Gerücht vernommen, ist häufig vermuthet worden [1437]), besonders anziehend aber dürfte in Zukunft eine genaue Vergleichung der Dionysiaca des Nonnus mit dem Ramayana werden, da dieser spätere Aegypter recht wohl das Indische Alterthum zu kennen scheint, sich weitläufig über die Unsterblichkeitslehre und Seelenwanderung der Brahmanen verbreitet, und es häufig den Anschein gewinnt, als seyen seine Namen nur gräcisirt, wie Sandes (im Sanskr. Sandhas); Hymenäus, der Freund des Dionysus, etwa Hanuman; Deriades (Duryodhanas); Morrheus (maharâjâ, großer König); Enkolla, etwa die Provinz Utkala oder Orissa; Oeta die Stadt Ayodhyâ, von Ptolemäus Athe genannt, und mehr dergleichen, die er aus abgeleiteten Quellen schöpfen mogte. Uebrigens bemerken noch die Griechen, daß die Indische Nation vom Dionysus bis auf Alexander mit keinem auswärtigen Volke Krieg geführt hätte, und unstreitig würden noch andere Epopäen gedichtet seyn, wenn es der Fall gewesen wäre; denn eine historische Thatsache als Grundlage des Ramayana darf wol nicht bezweifelt werden.

An die Herausgabe des Sanskritoriginals wagten sich bekanntlich zuerst Carey und Marshmam, und es erschienen aus der Presse zu Serampur drei Bände mit englischer Uebersetzung, deren letzter erst mit der 80sten Section im zweiten Gesange endet, weil auf jeder Seite kaum 8 bis 10 Verse stehen und das Ganze auf zehn Quartbände berechnet war [1438]). Die Ausgabe war ohne alle Kritik veranstaltet, insofern eine Menge von Handschriften ohne Auswahl zusam-

1437) S. besonders Mannert Geographie Band V. S. 20.

1438) The Râmâyana of Valmiki, sanscrit with a prose trans-

mengerafft und die fehlerhafte Bengalische Recension mit der genauern der Indischen Commentatoren zusammengeschmolzen war. Aus dieser Ursache, und weil nur wenige Exemplare abgezogen worden, die drei ersten Bände schon über 12 Pfund Sterl. kosten, der zweite Band ohnehin durch Schiffbruch untergegangen war, entschloß sich August Wilhelm von Schlegel zu einer neuen kritischen Ausgabe des Gedichts, und hat bereits den ersten Band, mit typographischer Eleganz reichlich ausgestattet, auf eigene Kosten erscheinen lassen[1439]) Als Beispiel des epischen Styls wählen wir aus dem ersten Buche die Schilderung des Helden nach Friedrich v. Schlegels Uebersetzung[1440]).

Ikshvakus Stamm hat ihn gezeugt, Ramas heißt er im Menschenmund,
In sich selbst herrschend, großkräftig, strahlenreich, weit berühmt und stark;
Weise, der Pflicht getreu, glücklich, der jeden Feind bezwingt.
Der großglied'rig und starkarmig, Muschelnackig und Backenstark,
Von mächt'ger Brust und bogenfest, der Feinde-Schaaren bändiget;
Des Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt, er der stark, wahrer Tugend reich,
Gleichmüthig, schöngegliedert ist, herrlicher Farb' und würdevoll,
Von festem Bau und großem Aug', Günstling des Glücks und schön zu seh'n;
Wohl das Recht kennend, wahr strebend, seines Zornes Meister, Herr des Sinn's.

---

lation and explanatory notes, by W. Carey and J. Marshman Seramp. I. 1806. II. 1808. III. 1810.

1439) Râmâyana id est carmen epicum de Ramae rebus gestis, poetae antiquissimi Valmicis opus. Textum Codd. Mss. collatis recensuit, interpretationem latinam et annotationes criticas adjecit Aug. Guil. a Schlegel; Bonnae 1829. Eine Episode des Ramayana: Ajnadattabadha, ou la mort de Yajnad. gab Chezy, Paris 1826. 4. Im Uebrigen verweisen wir auf Adelung's Literatur des Sanskrit.

1440) Fried. v. Schlegel Sprache und Weisheit der Inder S. 238. ff. aus Râm. 1, 1, 10 seq. Mit Vorbedacht sind die folgenden Proben der Literatur meist nach berühmten Vorbildern, die ich nicht zu erreichen hoffen darf, gewählt worden; jedoch habe ich mir erlaubt, hie und da ein Wort zu ändern, wenn es dem Originale angemessener schien.

Der Weisheit tiefgedacht besitzt, rein, mit Heldengewalt begabt,
Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer, Erhalter auch des Rechts;
Vedas kennend und Angas auch, und wohl kundig der Kriegeskunst [1441]);
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, gesetzerfahren, glanzumstrahlt;
Allen Menschen beliebt, bieder, von Geist heiter und ohne Falsch.
Stets die Guten sich nachziehend, wie zum Meere die Ströme ziehn:
Ramas, stehend am Tugendziel, Kausalya's Lieb' und hohe Lust.
Freigebig wie das Weltmeer ist, standhaft gleich wie der Himavan;
Vishnu'n ähnlich an Heldenkraft, hold von Ansehn, so wie der Mond;
Zornflammend, wie Kala's Feuer, und im Dulden der Erde gleich [1442]),
Spendend wie der Reichthumsgott, und an Tugend wie Dharma selbst.

§. 15. Das zweite große Epos der Inder gleicht mehr den Cyklischen Gedichten der Griechen durch seine unendliche Menge von Episoden und Rhapsodien, welche in dasselbe verflochten worden, und die zum Theil als selbstständige Epopäen gelten könnten. Es umfaßt mit diesen nicht weniger als 100,000 Doppelverse, jedoch wird im Gedichte selbst angegeben, daß es nur 24,000 Slokas betrage, also an Umfang dem Ramayana gleichkomme. Dieses Epos führt den Namen Mahâbhârata, d. h. entweder der große Krieg von Indien, oder der große König Indiens, denn Bhârata ist ein gewöhnlicher Name des Landes, und das Patronymikum Bhârata kann in beiden Bedeutungen gebraucht werden. Der Hauptinhalt betrifft einen Bürgerkrieg, der den Indischen Sagen so geläufig ist, wie den Hellenen der Trojanische, und der in eine hohe Urzeit fallen muß, da

1441) Ueber die Angas s. oben S. 189 über dhanurveda S. 62.

1442) S. Theil I. S. 265 und 252.

die Helden desselben im Rigveda genannt werden[1443]). Bharatas nämlich, der Sohn des Dyschantas, König von Hastinapura, in der Nähe des jetzigen Delhi, war der Vorfahre zweier Geschlechter der Kurus und Pandus, welche in diesem Gedichte um die Erbfolge sich streiten. Der Vater von jenen, Dhritarashtra, so benannt, weil er als Erstgeborner das Reich besitzen sollte, hatte, da er blind war, auf den Thron verzichtet: so nahm ihn der Bruder Pandus in Besitz, und seine fünf Söhne, die Pandavas, welche durch alle möglichen Tugenden sich auszeichnen, hatten darob von den Söhnen des Dhritarashtras, den Kuravas, welche mit Eifersucht nach der Regierung strebten, jede nur ersinnliche Verfolgung auszustehen. Diese Abentheuer der fünf Pandusöhne sind es nun, welche den reichhaltigen Stoff des Gedichtes hergeben, wobei noch der Dichter annimmt, daß jene Söhne eigentlich von Göttern entsproßen seyen, damit ihm Gelegenheit werde, eine reiche Mythologie zu schaffen und die Götter handelnd auftreten zu lassen. Die Behandlung des Stoffes ist, soviel wir aus dem bis jetzt Gegebenen urtheilen können, rein episch, und nicht etwa eine durchgeführte Allegorie zwischen den Tugenden und Lastern, wie die spätern Indischen Erklärer den Mahabharatas anzusehen geneigt sind; zugleich aber erhellt auch hier aus dem consequent durchgeführtem Hauptthema die Einheit des Verfaßers, wenn die unzähligen Episoden davon getrennt werden. Der Inder schreibt auch diese dem Dichter zu, und nennt als Verfasser den Vyâsas, welches Wort jedoch an sich Sammler bedeutet; den Krieg selbst setzen Jones, Davis und Bentley nach mehren, zum Theil astronomischen Gründen, ins zwölfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung[1444]), das Gedicht aber fällt nach seiner ausgebildetern Mythologie später, als der Ramayana und die

---

1443) Z. B. Bharatas und Bhimas von Vidarbha Asiat. Res. VIII. p. 414. 419.

1444) S. Jones Works III p. 213. VII. p. 77. Asiat. Res. V. p 321. IX. p. 87.

Sammlung der einzelnen Rhapsodien, die mitunter älter seyn können, als das Stammepos selbst, läßt sich auch hier nicht festsetzen. Die jetzigen Panditas dagegen sind bald mit einer Entscheidung fertig: sie lassen den Valmikis 864,000 Jahre früher, als Vyasa leben und dennoch beide sich über ihre Werke berathschlagen. Ramayana sowohl, als Mahabharata wurden im Auszuge ins Persische übersetzt, letzterer durch die drei Männer Nakibchan, Molana Abdolkader und Scheikh Sultan Tanseri, zu welchem Werke, Rezemnameh genannt, Feizi eine Vorrede schrieb, und aus welchem Abulfadhl den Inhalt angiebt [1445]). Vom Originale sind mehre Episoden von Bopp und Schlegel herausgehoben und wir müssen ihren Inhalt in der Kürze angeben. Sie gehören fast alle demjenigen dritten Abschnitte des Gedichts an, welcher den Namen Vanaparvan führt, denn es sind Erzählungen, welche in der Wildniß den Pandusöhnen zum Troste und zur Erheiterung von dem Brahmanen Markhandeyas mitgetheilt werden, oder sie berichten die daselbst erlebten Abentheuer; im erstern Falle ist klar, daß sie keinen Haupt-Bestandtheil des Gedichts bilden, sondern vereinzelt hervortreten können, daß ferner ihr Alter ganz unabhängig ist von dem epischen Stoffe des Mahabharatas, und daß sie möglicherweise, wie es der Dichter oder Anordner selbst zu verstehen giebt, älter seyn können, als der epische Faden der sie zusammengereiht.

Eine solche für sich bestehende, eingeschaltete Erzählung, welche als ein abgerundetes Epos angesehen werden könnte, da sie aus 26 Gesängen besteht, bildet der Nalas, von Bopp mit lateinischer Uebersetzung herausgegeben [1446]) und bald darauf von Kosegarten im Versmaße des Originals

---

1445) Ayeen Akbery I. p. 130. II. p. 111. Vergl. Jones a. a. O. XIII. p. 402. Journal Asiat. 1828. p. 129. seq. Anquetil (Oupnekhat II. p. 732) giebt diesen Persischen Auszug auf 1563 Folioseiten stark an.

1446) Nalas, carmen sanscritum e Mahâbhârato edidit, latine vertit et adnotationibus illustravit Franç. Bopp. Lond. 1819. 8.

deutsch übersetzt [1447]). König Yudhishtiras, der älteste Sohn der Pandavas, weilt als Verbannter in der Einsamkeit, in welcher er wegen eines verlornen Hazardspiels zwölf Jahre zubringen soll; ein Weiser, Brihadasva, leistet ihm Gesellschaft und erzählt ihm die Geschichte des Nalas, der auf ähnliche Weise sein Reich verlor, und mit seiner getreuen Gattin Damayanti großes Mißgeschick erduldete, sie sogar verlassen mußte, zuletzt aber wieder glücklich ward. Die Einfachheit der Sage wird durch die Behandlung zu einem lieblichen Idyll und Schlegel's Urtheil über den Nalus verdient hier eine Stelle, da es so gewichtig als wahr ist: »Hier will ich nur soviel sagen, daß nach meinem Gefühl dieses Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften, wie an Hohheit und Zartheit der Gesinnungen, schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ganz dazu gemacht, Alt und Jung anzusprechen, vornehm und gering, die Kenner der Kunst, und die, welche sich bloß ihrem natürlichen Sinne überlassen. Auch ist das Mährchen in Indien unendlich volksmäßig und verschiedentlich in neueren Formen und Mundarten behandelt worden. Dort ist die heldenmüthige Treue und Ergebenheit der Damayanti eben so berühmt, als die der Penelope unter uns; und in Europa, dem Sammelplatz der Erzeugniße aller Welttheile und Zeitalter, verdient sie es ebenfalls zu werden [1448]).« Zu diesen, von Schlegel erwähnten, späteren Behandlungen der Sage, gehören besonders folgende: das Gedicht Naishadiyacharita in 22 Gesängen von Sriharsha [1449]); sodann die Damayantikathâ oder Erzählung von der Damayanti, auch Nalachampu genannt, weil hier die Prosa mit Poesien durchflochten ist, welche Schreibart Champû heißt, von Trivikramabhattas, und drittens der berühmte Nalodaya

---

1447) Nalas, eine Indische Dichtung von Wyasa, aus dem Sanskrit im Versmaße der Ursprache übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von Kosegarten. Jena 1820. 8.

1448) Schlegel Indische Biblioth. 1. S. 98.

1449) S. Colebrooke Asiat. Res. X. p. 429.

(Nali ortus) in vier Gesängen, zuerst in Kalkutta, gegenwärtig aber kritisch bearbeitet und lateinisch übersetzt von Benary herausgegeben [1450]). Dieses Gedicht, oder wie Benary mit Recht erinnert, eher ein Spiel zu nennen, gehört durch seine Sentenzen, verschrobenen Constructionen, künstlichen Alliterationen und gesuchten Wörter, wobei der ganze Sprachreichthum aufgeboten ist, zu den eigenthümlichsten und zugleich schwierigsten Erzeugnißen der Sanskritliteratur, welches ohne Scholien völlig unverständlich seyn würde. Der Sage nach, wollte der Dichter durch Assonanzen und den Wechsel des Versmaßes, welches jedoch hier nur aus einem freiern Metrum (Aryâgîti), aus dem Anapästischen (totaka) zum größten Theile, oder auch aus reinen Jamben (pramani) besteht [1451]), den Verfaßer des lyrischen Gedichtes Ghatakarparam, welches wir unten mittheilen werden, übertreffen, und hat es gewiß in vollem Maaße geleistet: der Inder, welcher bereits lange diesen spielenden Künsteleien sich ergeben, hat daher den Nolodaya gradezu dem Kalidasa zugeschrieben, denn wir mögten kaum, mit Benary einen später lebenden Dichter dieses Namens annehmen dürfen. Als Probe aus dem Nalodaya, welcher wir das Original untersetzen, damit die Künstlichkeit augenfällig werde, stehe hier die Aufforderung zum Lieben an eine zürnende Gespielin [1452]):

1450) Nalodaya, sanscritum carmen Calidaso adscriptum, una cum Pradschnacari Mithilensis scholiis edidit, latina interpretatione atque annotationibus criticis instruxit Ferd. Benary. Berol. 1830. 4.

1451) I. B. 2, 23:
Anuvratâ samànanam samà nànanda Bhîmajà
Tam indunà samànanam samànanandane vane.
Ergeben ihm, der wie der Mond, und ihn verehrend, freute nun
Die schöne Bhimatochter sich im Walde, gleich dem Nandana.
Nandana (Der Liebliche) ist der Götterhain des Indras.

1452) Nalod. 2, 26 bis 28:
⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ —
Rushitam sakhi sàdam amushya lasat
Tanutetanute tanu te tanute

Preiswürdige Freundin durch tändelndes Spiel,
Wenn das Schmollen von dir den Geliebten betrübt,
Soll er dann ohne Zagen mit bleichem Gesicht
Noch zu Füßen dir stürzen, des Todes gewiß?

Komm heran zu den blühenden Bäumen im Hain
Denn es eilet der liebliche Frühling so schnell:
Unaussprechliche Freuden erwarten dich hier;
Wenn entschwunden der Lenz, ist die Freude dahin.

So die bräunliche Freundin mit heiterem Sinn
Und mit flatternder Locke zur Freundin gewandt:
Und es ging die Gespielin, so reizend wie Iris,
Zum Geliebten in traulichen Scherzen dahin.

Eine Persische Uebersetzung des altepischen Nalus wurde unter dem Titel Naldaman unter Akber veranstaltet, und eine Hindostanische Bearbeitung endlich ist durch Kindersley bekannt geworden [1453]). Der eben so geniale als gründliche Rückert hat unlängst eine deutsche Umbildung gegeben, mit möglichster Beibehaltung aller der vielsagenden Wortcompositionen des Sanskrit, und indem er ein Metrum wählte, in welchem die altschwäbischen Volksdichter sich bewegen [1454]): sollte auch dadurch die feierlich-epische Würde des Gedichtes etwas verwischt worden seyn, so hat es für uns unendlich gewonnen, daß ein reichbegabter Dichter es zu nationalisiren nicht ohne Erfolg getrachtet hat. Wir wählen als Beispiel einige Verse aus dem zwölften Gesange nach Bopp's

---

Na na vànanavànanayàn anavàg
Jha te charune mritim eshyati sas.

Api chaitya nagàn avatànavatà
Navata na vatà' statara madunà
Iha saukhyam agocharam àchara mà
Charamà cha ramà' sya na ramyatarà.

Iti làlikayà' likayàtakachair
Atikalikayà' likayà kathità
Dayitam samayà samayàd aparà
Vyaharat sa mayà samayà cha tayà.

1453) Kindersley specimens of Hindu literature. Lond. 1794.

1454) Nal und Damajanti. Eine Indische Geschichte, bearbeitet von Friedr. Rückert. Frankf. 1828.

Uebersetzung, und lassen sodann den Anfang des funfzehnten nach Rückert folgen.

Einer Wildniß genaht, furchtbar, vom Leid des Gatten ganz erfüllt,
Klagte Bhaimi, o Weltherrscher, in der Betrübniß heißer Qual,
Um den Gatten sich abhärmend, an eine Felswand angelehnt:
»Von hoher Brust und großarmig, o Nishadha-Beherrscher du!
Wohin bist du gefloh'n, König, mich verlassend im öden Wald?
Asvamedha's, so wie andre hochersprießliche Opfer, Held,
Vollbracht habend, o Mann-Löwe, handelst fälschlich du nun an mir?
Was du sagtest, o Glanzreicher, zu mir ehmals, o Trefflichster,
Deßen denke, o Glücksel'ger, jener Worte, o Fürstenzier!
Und was die Schwäne einst sagten zu Dir, die Luftdurchwanderer,
Und zu mir was gesagt solche, dieses möchtest beachten du.
Die vier Veda's ja nur einzig, nebst Upanga's und Anga's auch
Wohl durchlesen, o Mann-Herrscher, Eine Wahrheit ist einzig nur.
Darum solltest du, Feindtödter, wahr sie machen, o Männer-Fürst,
Die Rede, die zu mir vormals du gesprochen, o Mächtiger.
Ach! bin ich denn, o Schuldreiner, deine Liebe nicht mehr, o Held?
In diesem Wald, dem grau'nvollen, warum antwortest du mir nicht?
Es verschlingt mich der furchtbare, weiten Rachens, schrecklich zu schau'n,
Heißhungrig dieser Waldkönig! Warum willst du mich schützen nicht?
Keine andere als du irgend ist mir theuer, so sprachst du sonst,
Wahr mache nun, o Glücksel'ger, die Rede, die du vormals sprachst.
Mir, der klagenden, sinnlosen, der geliebeten Gattin, Fürst,
Der ersehnten ersehnt, Schützer, willst du also erwiedern nichts [1455])?«

1455) Bopp Arjunas Reise zu Indra's Himmel S. 57. der angefü ten Uebersetzungen.

Wie Damayanti nach langem Irren im öden Walde, immer den Gatten suchend, sich endlich einer Karavane angeschlossen, und diese von wilden Elephanten überfallen wird, erzählt der funfzehnte Gesang bei Rückert folgendermaßen:

Damajanti, die lange Zeit
Allein an ihres Grams Geleit
Durch die Wälder gezogen war,
Zog nun mit einer ganzen Schaar,
Und war, wie sonst, im Haine
Mit ihrem Gram alleine.
Ueber Thäler und Berge fort
Wälzte brausend von Ort zu Ort
Sich das wandernde Menschenmeer;
Da erblickte das Handelsheer
Abends in einem Waldbereich
Einen geschirmten friedlichen Teich,
Einen lieblichen, luftigen,
Kühlschattigen, blumenduftigen,
Bewohnten von Waßerlilien
Und Seerosen-Familien,
Von Waldgeflügel besuchten,
Umgeb'nen von weichen Buchten,
An Feuerhölzern und Futter reich.
Den hell-kalt-süßwaßrigen Teich
Erblickten die Reisematten,
Und sehnten sich in die Schatten.
Mit des Führers Genehmigung
Ging da zur Waldrast Alt und Jung.
Die müden Thier' entschirrt, entfrachtet,
Gesiedelt ward und übernachtet.
Aber in stummer Mitternacht,
Als keiner der Müden mehr gewacht,
Rannte vom Berg mit Schnaufen
Ein Waldelefanten-Haufen,
Um den Durst in den Strom zu letzen,
Den sie mit träufelndem Brunstschaum netzen.
Als nun die wilden, wuthentbrannten
Witterten ihre zahmen Verwandten,
Die Karavanen-Elefanten,
Stürzten, diesen das Leben zu rauben,
Jene heran mit Schäumen und Schnauben.

Kein Einhalt war dem Ungestüme
Der wild andringenden Ungethüme;
Wie losgerißen vom Bergeswipfel
Auf's Thal einstürzende Felsengipfel —
Die Wälder zerbrechend, rannten
Also die Elefanten,
Und dort das schlafende Menschenheer
Zertraten sie ohne Gegenwehr.
Da, aufgeschüttert, mit Schrecken wach,
Floh, wer entfloh, mit Weh und Ach;
Durch einander Herr und Gesind,
Greis, Mann und Kind,
Von Nacht, von Furcht und vom Schlafe blind;
Mit furchtbarem Angstgeschreie,
In's Dichte, oder in's Freie,
Liefen sie, stürzten und rannten
Vor den schnaubenden Elefanten:
Von den Rüßeln Diese zerbrochen,
Von den Zähnen Jene durchstochen,
Von den Füßen Andre zerstampft,
Von deren Blute der Boden dampft;
Ein sich in eigener Menge
Erstickendes Fluchtgedränge,
Ein halbreitend-halbgehender Troß,
Fußgänger zwischen Kameel und Roß,
Einander selbst in's Verderben zerrend,
Sich die Wege der Rettung sperrend.
Welche auf Bäume kletternd,
Welche in Klüfte schmetternd,
Welche an Stämme prallend,
Welche in's Waßer fallend;
Also von den Geschickgesandten
Ward, von den wüthenden Elefanten,
Auf vielerlei Art in einer Stunde
Vernichtet und gerichtet zu Grunde
Die ganze reiche Handelsrunde u. s. w.

§. 16. Eine andere Episode des Mahābhāratas, und zwar von der ernstesten Gattung, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, nämlich die Bhagavadgîtâ (göttlicher Gesang), welche auf eine geschmackwidrige Art so dem Epos eingefügt wird, daß das philosophische Gedicht im Angesichte beider

Heere, welche bereits in Schlachtordnung einander gegenüber stehen, recitirt gedacht ist, insofern der Held Arjunas mit dem sichtbar gewordenen Krishnas in metaphysische Untersuchungen sich einläßt und durch 18 lange Gesänge hindurch unterhält. Die Episode selbst aber verdient ungetheilte Bewunderung und genießt auch in Indien ein solches Ansehen, daß sie fast den Veden gleich gesetzt wird. Ueber ihr Alter lassen sich nur Vermuthungen aufstellen, aber W. von Humboldt spricht es aus, daß sie offenbar, ihrem Gehalte nach, einer viel früheren Entwickelungsperiode angehöre, als die altgriechische Philosophie [1456]), obwohl es nicht das älteste philosophische Gedicht Indiens zu seyn scheint, weil es ausdrücklich auf frühere Weisen sich beruft. Die Gita, durchaus nicht zu verwechseln mit dem Werke eines spätern Grammatikers, Sribhagavata, von welchem oben die Rede gewesen, ist gewißermaßen als Hauptquelle für Indische Religionsphilosophie zu betrachten; dazu ist sie in einem klassischen Style, voll ernster Würde und fern vom Schwulste der jüngeren Dichter geschrieben; der Verfaßer führt elegante Metaphern und kühne, geistreiche Vergleichungen ein, um den abstrakten Gegenstand anziehender zu machen, und das Werk offenbart einen hohen Grad von geistiger Bildung, da es mehre philosophische Systeme berücksichtigt und einen Kampf führt zwischen Deismus und Atheismus, zwischen Unitarier und Idololatrer. Der Dichter ist reiner Monotheist, aber, duldsam gegen andere Lehren und selbst gegen Polylatrie, scheint er

---

1456) Humboldt über die unter dem Namen Bhagavadgita bekannte Episode des Mahabharata, Berlin 1826. S. 59. — Uebersetzt wurde diese Episode zuerst von Wilkins. London, 1785, woraus die französische Uebersetzung von Parraud, Paris 1787, die deutsche von Meier, in Klaproth's Asiat. Magazin I. S. 406. ff., und Bruchstücke in Herder's zerstreuten Blättern (IV. S. 253) flossen. Selbstständig sind die von Fr. v. Schlegel gegebenen Auszüge (Weisheit und Spr. der Inder S. 286). Das Original erschien zu Kalkutta 1808, und sodann kritisch bearbeitet mit eleganter lateinischer Uebersetzung von Aug. Wilh. von Schlegel, Bonn 1823. Eine ausführliche Beurtheilung dieser Ausgabe, von Langlois (im Journal Asiat. IV. p. 105), hat neben manchem Unhaltbaren und Schiefen das Gute, daß sie den Gang des Gedichtes auf eine lichtvolle Weise verfolgt.

eine Vereinigung der damaligen Richtungen des Glaubens haben bewirken zu wollen. Hastings spricht sich in einem Briefe welcher der Uebersetzung von Wilkins vorgedruckt ist, mit Recht sehr zu Gunsten der Gita aus: »Einige Beziehungen und Regeln, heißt es hier, würde ich ausschließen als ganz unanwendbar auf Sprache, Ideen, Sitten und Moral eines Volkes, mit welchem wir in Jahrhunderten keinen Zusammenhang gehabt haben, und dessen Alter selbst den ersten Schritten der Civilisation in Europa vorangeht. Ich würde ferner von dem Leser einige Nachsicht erbitten gegen die Dunkelheit, das fremdartige Aeußere und die seltsame Moral einiger Stellen — man wird mehre finden, die unserm Geschmacke fremd sind; andere so erhaben, daß unser Geist sich nur mühsam zu ihnen hinaufschwingen kann; auf sehr wenige aber wird man stoßen, die unsern religiösen Glauben und unsere moralischen Meinungen beleidigen. — Ich stehe nicht an, auszusprechen, daß die Gita ein Werk ist von großer Originalität, einer erhabenen Eingebung, einer beinahe beispiellosen Urtheilskraft und Diction, und, durch eine seltsame Ausnahme unter allen bekannten Religionen, einer Theologie, die jener der christlichen Kirche am meisten entspricht und ihre Grundlage auf eine glorreiche Weise erklärt.«

Der Ideengang des Gedichtes ist folgender: nachdem Arjunas im ersten Gesange den Kampf verabscheut und alle Gefahren eines Bürgerkrieges geschildert hat, tröstet Krishnas im zweiten durch philosophische Betrachtungen. Der Weise betrübt sich niemals über den Tod des Menschen, denn die Seele stirbt nicht, sie ist unsterblich, ewig und ein Theil der Gottheit. Darum müße man seine Pflicht thun ohne Rücksicht auf Belohnung, weder in diesem, noch in jenem Leben; dabei aber die Seele bewahren und die Sinne vor äußere Eindrücke einziehen, wie die Schildkröte ihre Glieder; denn die Seele, welche den Begierden sich überlasse, gleiche dem Schiffe auf stürmenden Fluthen. Es ist dieß das System des Sankhyayoga von Patanjali, die Lehre vom contemplativen Leben und der Dichter wirft nun die Frage auf, ob denn dasselbe

mit dem activen in Streit gerathe? Sie wird im dritten Gesange mit Nein beantwortet, wenn nur das Princip der Action im Menschen ohne Leidenschaft thätig sey. So bahnt sich die Gita den Weg über Tugend und Gottesverehrung zu reden und giebt auf die Frage was das Böse sey? eine Definition der Begierde und Sinnlichkeit, worin alle Wesen gehüllt seyen wie das Feuer im Rauche, das Auge in Thränen [1557]), der Embryo in seinen Häuten: mit aller Anstrengung solle man von diesen Schlacken sich reinigen. Im vierten Abschnitte handelt das Gedicht von der Weisheit und deren Anwendung: sie sey ein Feuer, welches die religiösen Werke zu Asche brenne; ein Schiff, um durch das Meer der Sünde zu fahren und in Glaubenssachen müsse das Schwerdt der Weisheit jeden Zweifel zerhauen, und entscheiden. Sodann folgt die Beschreibung des Quietismus eines irdischen Weisen, der Böses und Gutes mit Gleichmuth ertrage, Staub und Gold für gleich achte und, dem ruhigen Flämmchen einer Lampe gleich, vor keinem Sturme flackere:

»Wie am windlosen Ort ein Licht, nicht bewegend, dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen, der sich besiegt, nach Vollendung des Innern strebt.
Da, wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmigkeit Trieb bestimmt,
Wo er den Geist im Geiste schaut, in sich selber beglückt ist er.
Wer das unendliche Gut, was übersinnlich der Geist ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht standhaft Der von der Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je als dieß;
Worin durch Leiden noch so groß, standhaft er nicht erschüttert wird.
Immer mehr freu' er sich der Gesinnung, die standhaft ist;
In sich selbst fest den Geist stellend, sinn' er nichts anders fürder mehr.
Wohin immer der Geist wandert, der leichte, unbeständige:

1557) Bhagavadg. 3, 38: darso malena kann auch heißen: der Spiegel vom Roste, und so faßt es Schlegel.

Von da dieses zurückhaltend, stell' er in sich die Ordnung fest.
Jener, der ruhig so gesinnt, des Frommen höchstes Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreit: Gottes Wesen von Flecken rein.
Immer vollendend sein Inn'res, wird der Fromme von Sünde frei,
Berührt Gott in der Seligkeit und genießt ein unendlich Gut.
In allen Wesen das Selbst, sieht wieder die Wesen all' im Selbst,
Welcher wiedervereinten Sinn's, Alles mit gleichem Muthe schaut.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern seyn, noch wird von mir er getrennt.
Wer den Allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und fest an der Einheit hält:
Wo er immer auch wandeln mag, wandelt der Fromme stets in mir [1458].«

Von dieser Seelenruhe des Gottesfürchtigen kommt der Dichter auf die höhere Gnosis (vijnàna), wo es schwieriger wird, ihm zu folgen: Krishnas ist nicht die personificirte, universelle Weltseele, ist nicht der Materie fremd und activer Theil allein, sondern zugleich passiv; er vereinigt in sich zwei Naturen, eine einfache und universelle (âtmâ), die andere, aus Elementen bestehend (prakriti), aber obgleich verschlungen, wird doch dieses getheilte Princip durch ersteres belebt, und somit ist dieses Wesen Schöpfungs-, Erhaltungs- und Zerstörungskraft; ist Vater und Schützer der Welt, zu dem sich alle Wesen flüchten, um darin zu verschwinden, wie die Mücke in der Lichtflamme, und an dem alle Wesen hangen, wie Perlen an der Schnur; die Gottheit ist das Leben des Alls; ihre Kraft durchdringet das Universum; ihrer Essenz nach ist sie immateriell (asat) und nur in ihren Werken kann man ihr eine Substanz (sat) beilegen:

»Ich bin des ganzen Weltenalls Ursprung, so wie Vernichtung auch;
Außer mir giebt es ein and'res Höheres nirgends mehr, o Freund!

1458) Bhagav. 6 19 nach Schlegel: Weisheit und Spr. der Inder S. 300.

An mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft im Flüßigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geist.
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allen Ird'schen das Leben, bin die Buße im Büßenden.
Alles Lebendigen Same bin ich, wisse, von Ewigkeit;
Bin in den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden,
Dann die Stärke der Starken ich, die von Begier und Stolz befreit;
In Lebenden die Liebe ich, durch kein Gesetz beschränkt, o Fürst [1459])!«

Die drei Qualitäten, Wahrheit, Leidenschaft und Finsterniß, in allen Wesen verbreitet, modificiren und ändern durch reciproke Mischung die Werke der Schöpfung, und hier ist der Ursprung jenes magischen Scheinbildes, oder der Maya, die unser Anschauen täuschet in der physischen und moralischen Welt, wo Alles entsteht, um zu vergehen und wieder zu entstehen; wo Gutes und Böses sich um die Herrschaft zu streiten scheinen; wo feindliche und versteckte Kräfte immerfort sich bekämpfen und wechselnd triumphiren. Dadurch entschuldigt der Dichter als Deist die Idololatrie, die er nicht offenbar angreifen mag: die Menschen seyen zu schwach, um sich zur Kenntniß des höchsten Wesens zu erheben, wer aber das Mysterium des Krishnas erfasse, d. h. des handelnden Princips unter dem flüchtigen und täuschenden Aeußern der Maya, der habe das größte Glück gefunden. Merkwürdig ist noch die Nichtachtung der Vedas in der Gita, besonders im neunten Gesange, und das Gleichstellen aller Menschen, ohne auf den Castenunterschied zu achten: in dem Brahmanen, wie in dem verworfensten Menschen, sehen die Weisen dasselbe; auch die Niedrigsten sind von der ewigen Seligkeit nicht ausge-

1459) Bhagav. 7, 7. ebendaselbst S. 303.

schlossen, und der Sünder, welcher sich bekehrt, kann dasselbe Glück wie der Tugendhafte hoffen [1460]) — ganz die Lehre, in deren Fußstapfen Gautama Buddha trat, als er die Vedas und jede Offenbarung verwarf, den Castenunterschied aufhob, und von den lästigen Ceremonien des Brahmanenthums die Religion befreien wollte. Der eigentliche Wendepunkt des Gedichts ist im zwölften Abschnitte, wo endlich die Frage aufgeworfen wird, ob man die Gottheit in Bildern, oder geistig verehren solle, und die Antwort für einen reinen geistigen Cultus sich entscheidet. Die übrigen Capitel enthalten Definitionen und Wiederholungen, und sehen wie Zusätze zu dem erhabenen Stoffe aus.

§. 17. Kleinere Episoden aus dem Mahabharata haben wir mehre dem unermüdlichen und gründlichen Bopp zu danken und dürfen deren noch in Zukunft von ihm erwarten. Die erste Sammlung erschien vor sechs Jahren mit deutscher Uebersetzung im Metrum des Originals und trefflichen Anmerkungen versehen [1461]) und enthält folgende Erzählungen: **Indralokâgamanam**, oder die Reise (des Arjunas) zum Himmel des Indra, eine Rhapsodie, reich an orientalischer Farbengluth und gewiß jünger als manche anderen. Arjunas, einer der fünf Pandusöhne, mythisch vom Indras abstammend, verfügt sich auf den Berg Mandaras, um Buße zu üben, und erlangt dadurch von den Welthütern die himmlischen Waffen, um gegen die Kurus zu kämpfen; auch Indra, der Gott des Firmaments, sendet ihm sein Gespann, damit er zu ihm komme und die Waffen in Empfang nehme. Im Himmel des Indra wird der Held durch eine verführerische Nymphe versucht, entgeht aber durch seine Tugend ihren Lockungen. Als Probe wählen wir den Abschied des Arjunas vom Berge Mandaras:

1460) S. **Bhagavadg.** 5, 18. 9, 32.

1461) Fr. Bopp: Ardschunas Reise zu Indras Himmel nebst andern Episoden des Mahabharata. Berlin 1824.

Als Matalis dieß Wort hörte, Indra's Lenker der Rosse dort,
Stieg auf den Wagen er schleunigst, hielt mit Zügeln die Rosse an.
Der edle Kunti-Sohn, freudig, der gebadet in Ganga's Fluth,
Betete das Gebet jetzo, das sich ziemte nach heil'gem Brauch,
Und erfreute die Vorfahren hierauf, Alles der Schrift gemäß.
Abschied nahm er sodann schleunigst von Mandaras, dem Bergesfürst:
»Den Frommen, die das Recht üben, den Einsiedlern, die Gutes thun,
Die den Himmel zu seh'n streben, dienst du, o Berg, als Zuflucht stets.
Durch deine Huld, o Berg, wandeln Priester, Krieger und Visa's auch,
Zu dem Himmel gelangt, immer mit den Göttern, von Noth befreit.
O Fürst der Höhen, Bergkönig, du Zuflucht frommer Büßenden!
Ich gehe, dich zuvor grüßend, vergnügt hab' ich auf dir gewohnt.
Deine Gebüsche, Hocheb'nen, deine Flüße und Bäche auch,
Deine heiligen Badplätze hab' ich geseh'n in Menge hier.
Die anmuthigen Bergwaßer, deinem Rücken entquollen rein,
Die, wie der Götter Trank, lieblich, hab' ich geschlürft, die fließenden.
So wie ein Kind vergnügt weilet auf Vaters Schooß, o Heiliger,
Hab' ich auf deinem Haupt Freude genossen, edler Bergesfürst!
Das von Nymphen besucht, tönet vom Gebete der Priesterschaar,
Sehr entzücket, o Berg, hab' ich auf deinen Höhen stets gewohnt.«
Arjunas sprach, der Feindtödter, Abschied nehmend, zum Berge so,
Auf den Wagen sodann stieg er, glänzend so wie des Tages Herr.
Mit dem Zaubergebild fuhr er, dem Sonn'-ähnlichen Wagen nun,
Dem Himmlischen, empor freudig, der weise Sproß aus Kuru's Stamm.
Als er nun dem Bezirk nahte, der unsichtbar den Sterblichen,
Erdewandelnden, sah Wagen, wunderschön' er zu Tausenden.
Dort scheinet Sonne nicht, Mond nicht, dorten glänzet das Feuer nicht,

Sondern in eigenem Glanz leuchtet allda, durch edler Thaten Kraft,
Was in Sternengestalt unten auf der Erde gesehen wird,
Ob großer Ferne gleich Lampen, obwohl es große Körper sind.
Diese schaute daselbst leuchtend und voll Schönheit des Pandus Sohn,
An seinem eig'nen Ort jeden, und auch glänzend mit eig'nem Glanz.
Allda waren vereint Siddha's, kampferschlagene Helden auch,
Fürstliche Weisen und Büßer waren daselbst zu Hunderten;
Tausende auch von Gandharven, welche der Sonne gleich an Glanz,
Der Guhyaka's und Hochweisen, der Apsarasen Schaaren auch,
Sämmtlich mit eig'nem Glanz leuchtend; sie sehend staunte Arjunas.
Den Matalis entzückt fragt er; dieser gab ihm zur Antwort d'rauf:
»Vollbringer edler That sind es, welche da steh'n an ihrem Ort,
Die in Sternengestalt, Edler, du geseh'n von der Erde hast.«
Den Airavatas, vierzähnig, dem gipf'lichten Kailasas gleich,
Sah' er dann an der Thür stehen, den hehren Siegeselefant.
Der Siddhastraß' genaht war er, der Edelste der Pandava's,
Und freute sich so, wie vormals Mandhatri, jener große Fürst.
Den Königswelten nun nahte Lotos-ähnlich von Augen er.
Also im Himmelsraum wandernd, sah Arjunas von großem Ruhm
Des Götterfürsten Stadt endlich, die Amaravati genannt [1462]).

Die zweite Episode: **Hidimbabadhas** oder Hidimba's Tod schildert das Abentheuer, welches der starke Bhimas, ein anderer der fünf Brüder, im Walde Kamyaka mit dem Riesen Hidimbas zu bestehen hat, den er erlegt und dessen Schwester Hidimba befreit, weil sie Menschengestalt angenommen, sich in den Bhimas verliebt hatte und daher vom Bruder verfolgt wurde. So klassisch die Schilderung ist, um diese eingebildeten Wesen, **rakshas**, und deren Natur kennen zu lernen, so müßen wir uns doch einen Auszug versagen, um für wichtigere Beispiele, welche zugleich das Indische Alterthum erklären, einigen Raum zu gewinnen. — Eine an-

1462) Indralokâgamanam 1,19 nach Bopp's Uebersetzung S. 7.

dere Heldenthat gegen ein solches Ungethüm, welches die Frommen auf jede Weise verfolgt, ist dem Bhimas vorbehalten in dem Orte Ekachakra, wo ein armer Brahmane die Pandavas gastlich aufgenommen hatte. In der Nähe hauste der Recke Bakas, der die ganze Gegend in Schrecken setzte, weil er täglich einen Menschen sich zur Speise holte. Jetzt soll der Brahmane das Opfer liefern und klagt darob mit der Gattin und seinen beiden Kindern, woher die Episode den Namen Brâhmanavilâpa, Brahmanen-Wehklage führt. Auch diesen Riesen erlegt der starke Bhimas und befreit die Gegend von dem Unholde. Ich wähle einige Stellen, welche das rührendste Familienleben uns schildern und der obigen Darstellung desselben zu einem Commentare dienen mögen; der Brahmane redet hier:

Kein Mittel kann ich wahrnehmen, das mich zöge aus meiner Noth,
Welches der Gattin, Sohn, Tochter und mir Rettung gewährete.
Vormals sprach ich zu dir, Theure, du weißt es, edle Priesterin!
»Wo Glück weilet, dahin geh'n wir!« du aber wolltest hören nicht;
»Hier geboren, erwuchs hier ich; und hier wohnet mein Vater auch!«
Gabst du zur Antwort, Thörichte, als ich oftmals dich flehete.
Dein alter Vater, auf ging er zum Himmel, bald die Mutter dann,
Und die Verwandten auch sämmtlich; was freut dich hier zu wohnen nun?
Zärtlich liebend die Blutsfreunde, auf mein Zureden hörend nicht,
Traf dich der Tod der Blutsfreunde, der mir selber gar schmerzlich war.
Nun ist mein eigner Tod nahe, denn ich könnte ja keineswegs
Eines der Meinen aufopfern, lebend selbst, wie ein Bösewicht.
Dich, die rechtlich gesinnt, Fromme, stets der Mutter vergleichbar mir,
Die von den Göttern als Freundin mir Beschied'ne, mein höchstes Gut,
Welche die Eltern einst gaben als Gefährtin des Hauses mir,
Die nach Sitt' ich gewählt habe und geehligt der Schrift gemäß,

Die edele und sittsame, meiner Kinder Gebärerin;
Dich kann, um eigenen Seyns Fristung, die Gute, die kein Leid gethan,
Ich dem Tode nicht preisgeben, mein ergebenes, treues Weib.
Doch wie kann ich den Sohn lassen, ihm entsagen, der noch ein Kind,
In der Jugend ihn aufopfern, noch entblößt von des Kindes Flaum? —
Sie, die Brahma, der Hochgeist'ge für den Gatten gebildet hat
Durch welche mir und Vorahnen die töchterliche Welt zu Theil
Die ich selber gezeugt habe, die Jungfrau, könnt' ich lassen sie? —
Einige glauben: den Sohn liebet mehr der Vater mit Zärtlichkeit;
»Er liebt die Tochter mehr,« And're: ich aber liebe beide gleich.

Die Gattin ihrerseits antwortet unter anderm Folgendes:

Weshalb ein Weib der Mann wünschet, dieses hast du durch mich erlangt:
Tochter und einen Sohn nämlich; bezahlt habe ich meine Schuld.
Zu ernähren die zwei Kinder und zu schützen vermagest du;
Nicht im Stande bin ich aber sie zu nähren, zu schützen sie.
Deiner Hülfe beraubt nämlich, meines Lebens und Gutes Herr
Wie erhalt' ich die zwei Kleinen, wie erhalte ich selber mich?
Wittwe, deiner beraubt, schutzlos, mit Kindern, die erwachsen nicht,
Kann ich Tochter und Sohn nähren, und wandeln auf der Tugend Pfad?
Wenn Selbstsücht'ge, Hochmüth'ge diese Tochter begehreten,
Nicht geschrecket durch dein Anseh'n, wie vermöcht' ich zu schützen sie?
Wie Vögel mit Begier nahen der Saat, am Boden ausgestreut,
So nah'n Männer der Frau, welche ihres Gatten beraubet ist.
Wenn nun aber die Ruchlosen mich mit Bitten bestürmeten,
Würd' ich im Pfade steh'n können, dem von Guten gewünscheten?
Die Tochter, deines Stamm's einz'ge, dieses Mägdlein von Sünden rein,
Wie kann ich sie den Weg führen, den Vater, Ahnen wandelten?
Kann ich Tugenden einflößen, erwünschte, diesem Kinde wohl,

Dem Schutzlosen, bedrängt allwärts, wie du's, Kenner der Pflicht, vermagst?
Sich werden um die Hülflose, deine Tochter, Unwürdige,
Mich nicht achtend, bemüh'n gierig, wie Sudra's um das Wort der Schrift.
Und wenn ich selbst sie nicht gebe, deiner Tugenden eingedenk,
Werden sie sie mit Macht rauben, wie Graniche die Opferspeis.
Sehe ich deinen Sohn aber entartet und nicht ähnlich dir,
In Unwürd'ges Macht ferner die Tochter, die ich gebar,
Selber als Schmach der Welt wandelnd, daß ich mich selber kenne kaum,
Stolzen Männern ein Spott nämlich, werd' ich sterben, ich zweifle nicht.
Meiner beraubt die zwei Kinder, deiner Stütze entbehrend auch,
Werden beide gewiß sterben, Fischen gleich, denen Waßer fehlt.
Ganz unvermeidlich steht Dreien sicherer Untergang bevor,
Wenn sie deiner verwaist werden, darum woll' uns verlassen nicht.

Die Gattin bietet sich demnach selbst zum Opfer dar und ebenso die Tochter; der Schluß des Ganzen lautet folgendermaßen:

Diese Klage, die vielfält'ge, vernehmend, weinten daselbst
Vater, Mutter, betrübt beide, und es weinte die Tochter auch.
Sehend diese gesammt weinen, fing das Söhnchen zu reden an,
Die beiden Augen weit öffnend, lallt' es stotternd die Worte her:
»Vater, nicht weine! nicht, Mutter! o meine Schwester, weine nicht!«
Und mit lächelndem Munde ging es einzeln zu einem jeden hin,
Dann einen Grashalm aufhebend, sprach es entzücket wiederum:
»Hiermit will ich ihn todschlagen, den Riesen, der die Menschen frißt.«
Obwohl bitterer Schmerz jene, die Hörenden, umfangen hielt,
Erfüllte doch des Kind's Lallen mit unendlicher Freude sie [1463]).

Es sey uns erlaubt, eine ähnliche Stelle aus dem Mahabharata, welche von Fr. Schlegel übersetzt ist [1464]), hier anzufügen; sie bildet einen Theil der Rede der Sakuntala an den Dushantas:

1463) Bopp a. a. O. S. 30 ff.

1464) Schlegel Weisheit nnd Sprache der Inder S. 321.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wiedergeboren selbst
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß spricht.
Wohl ist die Frau des Mann's Hälfte, die Frau der Freunde innigster,
Ist die Frau alles Heiles Quell', die Frau Wurzel des Retters auch [1465]).
Freundinnen sind dem Einsamen sie zum Trost mit süßem Gespräch;
Zu der Pflichtübung wie Väter, tröstend im Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerst hin, schaut zum Gemahl sie, harrend sein;
Doch starb zuvor der Geliebte, folget sie willig gleich ihm nach.
Um solcher Ursach', o König, wird hoch begehrt der Ehe Bund;
Weil der Mann sein Gemahl besitzt, in der Welt hier, in jener auch.
Als er selbst, von ihm selbst gezeugt, ist nach der Weisen Sinn der Sohn;
D'rum soll der Mann sein Weib achten, die des Sohns Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus seinem Weib erzeugt, wie im Spiegel das Ebenbild,
Ist dem Vater zu schau'n freudig, wie dem Sel'gen der Himmel ist.
Wenn auch versengt vom Seelenschmerz, Krankheit leidend die Menschen sind,
Freuen sie doch ihrer Weiber sich, wie die Fluth labt die schmachtenden.
Wenn sich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat gespielt,
Fest um des Vaters Glieder schließt, was giebts höheres noch als dies?
Ihn, den du selbst eigen gebildet, dieser Sohn hier, der liebevoll
Auf dich schauend zur Seite blickt, o warum denn verschmähst du ihn?
Sorgen um ihre Eier doch, sie nicht brechend, die Vögel selbst;
Wie geschieht's denn, daß du verläßt, des Rechts kundig, den eigenen Sohn!

1465) D. i. des Sohnes, der den Vater durch Opfer zur Seeligkeit befördert. S. oben S. 141.

Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen sind zu berühren nicht
So sanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich ist.
So berühre umarmend dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder, als Kindes Berührung hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, siehe den Sohn, ein zweites Selbst.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerd genommen wird,
So ist von dir erzeugt dieser, du selbst der Eine, ungetheilt. —

Die vierte Erzählung bei Bopp: Sundas und Upasundas, beschreibt: wie zwei Brüder, eines Weibes wegen, um Thron und Leben sich gebracht, und wird den Pandavas vom Götterboten Narada zur Warnung vorgehalten, damit sie niemals um ihre gemeinschaftliche Gattin Draupadi, die Tochter des Königs von Panchala, hoch im nördlichen Duab, sich entzweien mögten. Merkwürdig ist hiebei die Polyandrie, welche an tibetanische Sitten erinnert, sonst aber in Indien, wie oben erwähnt, nur noch bei den Nairs vorkommt. Auch aus dieser Episode eine kleine Stelle:

Einstmals, auf Windhya's Bergrücken, wo glatt und eben das Gestein,
Wo Bäum' in schöner Blüth' prangten, überließen sie sich der Lust.
Prächt'ge Sitze gebracht waren dahin, herrliche, himmlische,
Worauf vergnügt sich hinsetzten beide, von Frau'n umgeben.
Mit Musik und im Tanz nahte dort den Daitja's der Frauen Schaar,
Mit Gesang und mit Lobpreisung kamen in Wonne sie herbei.
Aber Tilottama jetzo, Blumen sammelnd im Walde dort,
Verführerischen Schmuck tragend, mit einem einz'gen rothen Kleid,
Karnikara's, am Stromufer entsprossene, sich sammelnd nun,
Langsam, langsam zum Ort kam sie, wo sie saßen, die Asura's.
Berauscht von edelm Trank beide, glüheten ihre Augen roth.
Als sie sahen die Schönhüft'ge, überwältigte Staunen sie;
Von ihren Sitzen aufspringend, eilten sie hin, wo jene stand.
Von Liebe ganz berauscht beide, warben beide zugleich um sie;
Bei der Rechten ergriff Sundas die schöngeaugte Apsaras,

Und bei der linken Hand faßte Upasundas Tilottama'n.
Von dem Segen berauscht beide, wie von der ungeheuren Kraft,
Im Rausche ihres Reichthumes, so wie im Rausche des Getränks,
Von all diesem berauscht beide, furchteten ihre Brauen sie,
Vom Rausch der Lieb' übermannt beide, sprachen so zu einander. sie:
»Meine Gattin und dir Schwäg'rin,« so sprach Sundas zum Bruder dort;
„Meine Gattin und dir Schwäg'rin,« also sprach Upasundas auch:
»Nicht die deine, die mein' ist sie,« hierbei wurden sie wild ergrimmt:
Berauscht von ihrer Gestalt Anmuth, aller Freundschaft vergessende,
Ergriffen ihre Streitkolben, zwei furchtbare, um jene sie.
Als geschwungen die Streitkolben von der Liebe zu ihr betäubt,
»Ich zuerst, ich zuerst“ sprechend, tödtet einer den andern so.
Getroffen von den Streitkolben, stürzten sie hin, die Schrecklichen,
Blutumflossen, wie zwei Sonnen, die vom Himmel gefallen sind [1466]).

Zu diesen Episoden hat Bopp im vorigen Jahre noch vier andere gefügt [1467]), deren Inhalt wir kurz angeben müßen. Die erste enthält die Flutsage, deren bereits Erwähnung geschehen [1468]); die zweite, unter dem Namen Sâvitrî, spielt in der Heroenzeit, und ist ausnehmend zart empfunden. Asvapatis (Rossefürst), ein kinderloser König, bringt Opfer an die Savatri oder die ernährende Sonne, welche seine Bitten erhört und Fürsprecherin bei dem Urvater wird: seine Gemahlin Malavi wird schwanger, und ihre Tochter, die den Namen der Göttin Savitri erhält, ist die Heldin dieser Erzählung. Herangewachsen wählt sie nach der

1466) Bopp a. a. O. S. 44.

1467) Diluvium cum tribus aliis Mahabharati praestantissimis episodiis. Primus edidit Fr. Bopp Berol. 1829. Dazu erschien zugleich, aber vom Texte getrennt, eine deutsche Uebersetzung in Prosa.

1468) S. Theil I. S. 214.

Selbstwahl [1469]) sich den Satyavan zum Gatten, den Sohn eines blinden, von seinem Reiche vertriebenen Königes von Salva, Namens Dyumatsenas: allein ihr Geliebter soll nach dem Rathschluße der Götter, wie es Naradas ihr verkündet, nach einem Jahre sterben. Savitri bleibt ihrer Liebe getreu, die Vermählung wird gefeiert, und sie zieht es vor, mit ihrem Gatten in der Einsamkeit zu bleiben, weil sie den Tod desselben durch ein strenges, gottgefälliges Leben abzuwenden hofft. Der Todestag naht indessen heran, und als Satyavan bei einem Gange in den Wald sich unwohl fühlt, und sein Haupt auf den Schooß der Gattin legend, eingeschlafen ist, erscheint wirklich der Todesfürst Yamas, zieht dem Schlafenden den Geist aus dem Munde, und entfernt sich. Savitri aber weiß durch zärtliche Bitten und Wohlredenheit das Herz des Yama zu gewinnen und erlangt durch prächtige Sentenzen, die gewiß aus älteren Schriften sind, eine Gnade über die andere: zuerst, daß ihr Schwiegervater sehend werde, dann daß er das Reich wieder erhalte, ferner, daß er noch viele Söhne haben möge; darauf, daß auch sie vom Satyavan Nachkommen erlange, und endlich, als Yama sich vergißt und der Ausnahme unerwähnt läßt, das Leben des Gatten, welches nun auf 400 Jahre ausgedehnt wird. Dieser erwacht, wie aus einem Traume, und nun folgt noch eine zarte Klage, wie sehr sich die Alten über das Ausbleiben der Kinder mögten betrübt haben. Zu Hause angelangt, treffen sie den Vater sehend an, und alle jene Wünsche gehen bald darauf in Erfüllung.

Die dritte Rhapsodie erzählt den Raub der Draupadi, der gemeinschaftlichen Gattin der Pandavas, während diese auf die Jagd gegangen. Sie setzen dem Räuber, Jayadrathas, Fürsten von Sindhu nach, und es erfolgt eine weitläuftige Beschreibung eines Kampfes, der lebhaft an homerische Schilderungen der Art erinnert; das feindliche Heer wird geschlagen, der Entführer zum Sclaven gemacht, aber

1469) S. Theil II. S. 148.

großmüthig wieder entlassen. Wir heben den Anfang der heldenmüthigen Rede, welche Draupadi an ihren Räuber hält, so wie ein Bruchstück des Schlachtgetümmels aus:

»Das schöne Antlitz von Zorn entflammt, mit funkelnden Augen und zusammengezogenen Brauen, sprach zitternd wiederum zum Beherrscher des Suwira-Landes die Tochter Drupada's:

Wie, du schämst dich nicht, du Thor, die berühmten, spitzgiftigen, großen Helden zu lästern, die dem großen Indras ähnlichen, ihrer Pflicht ergebenen, im Kampfe selbst den Yakshas und Rakshasas nicht weichenden?

Nichts Schickliches sprechen die Sündhaften zu einem Waldbewohnenden, oder Haushälter, oder zu einem mit Wißenschaft erfüllten Büßer. So sprechen Hunden ähnliche Männer, o Suviride.

Ich aber glaube, keiner aus dieser Kshatriyaversammlung wird dich heute, bei der Hand ergreifend, zurückhalten den Stürzenden in den Schlund der Hölle.

Einen berauschten, Berggipfelähnlichen, an Himavan's Fuß wandelnden Elephanten hältst du mit einem Stabe von der Heerde ab, der du den Gerechtigkeits-König zu besiegen hoffest.

In kindischem Leichtsinn reißest du einem schlafenden, rüstigen Löwen die Haare vom Rachen, mit dem Fuße ihn tretend, fliehend sodann, wann du den erzürnten Bhimas sehen wirst.

Einen sehr starken, sehr furchtbaren, ausgewachsenen, in Bergschluchten geborenen Löwen, einen schlafenden, schrecklichen, stößst' du mit des Fußes Spitze, der du den erzürnten Ardshunas im Kampfe bestehen willst, den schrecklichen.

Zwei schwarzen, spitzgiftigen, zweizüngigen Schlangen trittst du berauscht mit dem Fuße auf den Schwanz, der du die beiden jüngsten der Panduiden, die vortrefflichsten der Menschen bekämpfen willst.

Wie ein Bambus, eine Kadali oder Schilf plaßet zur Vernichtung und nicht zum Seyn, so wirst du mich von jenen Beschützte rauben, u. s. w.

Der achte Gesang hebt folgendermaßen an:

»Stehet, kämpfet, schnell umzingelt sie!« so trieb der Sindhu-König die Herrscher der Männer an.

Dann erhob sich ein sehr schrecklicher Lärm der Krieger, indem sie den Bhimas, Ardshunas und die Zwillinge sahen nebst Yudhishthiras.

Bestürzung überfiel die Sividen, Suvirakiden und Sindhuer, als sie jene Mann-Tiger sahen, Stärke-berauschten Tigern gleich.

Den mit Gold gezierten, ganz eisernen Streitkolben schwingend, stürzte Bhimas auf den vom Verhängniß getriebenen Sindhuer.

Ihn deckte Kotikas kämpfend, mit einer großen Menge Wagen den Bhimas umringend.

Mit vielen Wurfspießen, Lanzen und Pfeilen, von der Helden Armen geschleuderten, geworfen, zitterte Bhimas nicht.

Einen Elephanten mit seinen Reitern und vierzehn Fußgänger tödtete mit dem Streitkolben Bhimas an der Spitze des Sindhuer-Heeres.

Fünfhundert tapfere, Berg-bewohnende Helden tödtete Ardshunas, den Sindhuer suchend, an der Spitze des Heeres.

Der König selbst tödtete von den vorzüglichsten Kämpfern der Suviriden in einem Augenblick ein Hundert in der Schlacht.

Es zeigte sich Nakulas daselbst, vom Wagen gesprungen, das Schwert in der Hand, die Köpfe der Fußgänger wie Samen ausstreuend wieder und wieder.

Sahadevas aber, mit dem Wagen genaht, schoß nieder mit Pfeilen die auf Elephanten kämpfenden, wie Pfaue von den Bäumen.

Dann sprang mit dem Bogen Trigartas vom großen Wagen, und mit dem Streitkolben tödtete er die vier Pferde des Königs.

Den zu Fuß Genahten verwundete der König, der Kunti-Erfreuer, mit einem Halbmond-ähnlichen Pfeile, an der Brust, der Gerechtigkeitsfürst.

Durchbohrten Herzens fiel jener Held, aus dem Munde Blut speiend, dem Yudhischthiras zugewendet, wie mit gespaltener Würzel ein Baum.

Vom Wagen sprang dann der von Indrasenas begleitete Gerechtigkeitsfürst, deßen Pferde getödtet, und bestieg den großen Wagen des Sahadevas.

Dem Nakulas aber nahten Kshemankaras und Mahamukhas, beide auf beiden Seiten mit einem Regen spitzer Pfeile ihn überschüttend.

Die mit Wurfspießen ihn Ueberschüttenden, zwei Regenschwangeren Wolken gleich, tödtete der Sohn Madri's mit einem einzigen Pfeile.

Trigarta's König, Surathas, war jetzt seiner Deichsel genaht, und ließ umwerfen den Wagen durch einen Elephanten, Er, des Ganges der Elephanten kundig.

Nakulas aber sprang furchtlos von jenem Wagen, Schild und Schwert in der Hand, und Boden gefaßt habend, stand er da, wie ein unbeweglicher Berg.

Surathas aber sandte, um Nakulas zu tödten, einen trefflichen Elephanten, ergrimmten, mit aufgehobenem Rüßel.

Dem spaltete Nakulas mit dem Schwerte, wie er sich umher bewegte, nebst den Fangzähnen, den Rüßel bei der Wurzel.

Es stieß aus ein großes Gebrüll der Harnisch-gezierte Elephant, und, Kopfgesenkt fallend zur Erde, zerschmetterte er die Reiter.

Diese große That vollbracht, erreichte der Madri-geborne Held den Wagen Bhima's und war gerettet.

Bhimas aber schlug den Kopf ab mit einem gekrümmten Schwerte dem Pferd-treibenden Wagenlenker des heranstürmenden Königs Kotikas.

Nicht merkte dieser König, daß sein Wagenlenker getödtet vom Schnellarmigen; seine Pferde, deren Lenker erschlagen, liefen umher in der Schlacht hier und dort.

Aber der Panduide Bhimas, der Kämpfenden Trefflichster, tödtete, genaht, mit einem Pfeile den des Wagenlenkers Beraubten, der abgewendet, hatte das Antlitz.

Allen zwölf Suvirakiden spaltete Arjunas mit spitzen Geschossen die Bogen sowohl als die Köpfe.

Sividen und Häupter der Ikshvakuiden, Trigarter und Sindhuer, auf Schußweite genahte, erlegte der große Held.

Von Arjunas hingestreckt, waren zu sehen sowohl viele Elephanten mit den Panieren zugleich, als auch große Helden mit den Standarten.

Die Erde bedeckend, lagen auf dem ganzen Schlachtfelde kopflose Körper und körperlose Köpfe.

Hunde, Geier, Reiher, Raben, Falken, Schakale und Krähen sättigten sich daselbst an der erschlagenen Helden Fleisch und Blut.

Da wandte der erschreckte Sindhu-König, Dshajadrathas, nachdem jene Helden gefallen, Krishna (Draupadi) loslassend, seinen Geist zur Flucht.

Da das Heer in Verwirrung war, ließ er absteigen Draupadi, und lebenssüchtig floh er, der Herrscher der Männer, in den Wald.

Der Gerechtigkeits-König, hinter Dhaumyas die Draupadi sehend, ließ auf den Wagen sie heben vom Sohne der Madri, dem Helden.

Die auseinander laufenden Krieger, nachdem Dshajadrathas geflohen, erlegte, drohend und drohend, mit Geschossen, Bhimas.

Arjunas aber, da er Dshajadrathas fliehen sah, hielt ab den Bhimas, welcher tödtete des Sindhuers Krieger [1470].

Die letzte Rhapsodie in dieser Sammlung ist die Fortsetzung von Arjunas Himmelreise, welche in eilf Gesängen eine breite Wiederholung des Bekannten liefert. Arjunas kehrt zu seinen Brüdern zurück, und erzählt seine Aufnahme im Himmel, in der Indraburg Amaravati, wo weder Kälte noch Hitze, weder Staub noch Sonnenbrand, weder Schmerz noch Elend, sondern ewige Zufriedenheit herrsche, und ein kühler Zephir Blumendüfte umherstreue, ferner seine Kämpfe gegen die Feinde des Indras und gegen eine luftige Wolkenstadt, der Wolkenburg in den Vögeln des Aristophanes vergleichbar. Er wird sodann mit den göttlichen Waffen entlassen, denen man es ansieht daß sie auf großartige Erscheinungen in der Natur sich beziehen, und der physische Kampf der Elemente episch aufgefaßt sey. — Zu nennen wäre endlich noch der Anfang des Mahabharata in Frank's Chrestomatie, und die Schilderung der verachteten Indusvölker, welche von Lassen bekannt gemacht ist. Aus der letzteren mögen nur einige Züge hier eine Stelle finden, da sie von dem freieren Leben im Penjab Kunde geben, und zugleich die Verachtung der Brahmanen gegen diese Provinzen an den

---

1470) Bopp die Sündfluth u. s. w. S. 84. 104. ff.

Tag legen. Ein gewißer Karnas erzählt hier aus dem Munde eines alten Priesters [1471]): »Die Bâhikâs, vom Berge Himavat ausgeschlossen, von den Flüßen Ganges, Sarasvati und Yamuna, so wie vom Gebiete der Kurus entfernt, und zwischen fünf Strömen, mit dem Sindhus als sechsten [1472]), wohnend, sind an Sitten und Sprache unrein, und man möge sie meiden. Ihr heiliger Feigenbaum heißt Govardhanas (Kuhschlachtung), ihr Marktplatz oder Chatvara heißt Subhanda (von Trinkgefäßen voll), und so könnte auch der Hof des Fürsten heißen. Ich befand mich in einem geheimen Auftrage unter den Bahikas, und kenne so ihre Sitten aus Erfahrung. Sakala hieß die Stadt, Apaga der Fluß, und Jartikas werden diejenigen Bahikas genannt, deren Leben gänzlich lasterhaft ist. Ein Getränk von Reis und Zucker trinken sie, leben von Rindfleisch mit Knoblauch, von Kuchen, Fleisch und verbotenen Kräutern, sie, die Frevelhaften. Die Weiber mit Kränzen geziert, ohne Gewänder, trunken, kichern und singen jederzeit, wenn sie durch die Häuser, Straßen und Felder gehen. An die Badeplätze begeben sie sich mit Jauchzen, dem Gewieher der Kameele und Esel vergleichbar, halten sich von keiner Lust zurück, handeln in Allem nach Willkühr, schreien, toben und fluchen gesetzlos von Wein berauscht und mäßigen sich sogar an Festtagen nicht. — Des Himavat Gipfel habe ich einst besucht und viele Gegenden gesehen, die nach Gesetzen auf vielfache Weise regiert wurden, aber nirgend widerstrebten die Einwohner den Gesetzen, sondern hielten alles für Recht, was von den Kundigen der heiligen Bücher gelehrt ward. Als ich so die Gegenden mit verschiedenen Gesetzen besuchte, kam ich endlich zu den Bahikas, o großer König, und verweilte daselbst. Bei ihnen aber geht, wer als Brahmane geboren, in den Stand der Krieger über, oder der Vaisyas

---

1471) S. die Episode über die Sitten der Bahikas, an Lassen Comment. de Pentapotamia Indica vs. 5. seq. und vs. 47. seq.

1472) S. Theil I. S. 17.

und Sudras, und so wird der Bahikas endlich Barbier. Von diesem Gewerbe schreitet er von Neuem zum Kriegsdienst und wieder von den drei höhern Casten zu der dienenden, denn kein anderes Volk findet sich, bei welchem die Priester nach Gefallen einen Stand ergreifen, wie es gebräuchlich ist bei den Gandharas, Madrakas und Bahikas, die wenig Einsicht haben. Solches, welches alle Gesetze umkehrt und umstößt, wurde mir dort bekannt: die ganze Welt durchreiste ich, aber den Bahikas allein war die Umkehr aller Dinge eigenthümlich.«

§. 18. Mit dem Vedas und deren Commentaren, dem Gesetzbuche und seinen Digesten, mit den Schriften über Philosophie und dem religiösen Epos, ist der erste Kreis der indischen Literatur geschloßen, und es beginnt ein weit anziehenderes Feld derselben, das der profanen Poesie, der man aber gerade in Europa leider eine geringere Aufmerksamkeit gezollt hat, als sie es verdient. Schon die volksthümlichen Epopäen, die sich aus den größeren, religiösen entwickelt haben, sollen den Ramayana an Schönheit weit übertreffen[1473]; sechs derselben sind ebenfalls in Indien, jedoch wol zum Theil ihrer Künstlichkeit wegen, so beliebt, daß sie den Namen große Gedichte (mahâkâvyâni) führen, und doch sind sie entweder nur namentlich bekannt, oder die in Kalkutta besorgten Ausgaben haben Europa nicht erreicht. Es sind dieses folgende Dichterwerke: 1) Von Kalidasas, eine schöne Elegie, Meghadûta, der Wolkenbote genannt, worin ein junger Verbannter vom Berge Ramagiri aus, auf eine rührende Weise die Wolken anredet, seinen Schmerz schildert und ihnen den Weg beschreibt, den sie nach Norden nehmen sollen, um seiner fernen Gattin Grüße zu bringen. Dieses zarte Gedicht ist von Wilson mit metrischer Uebersetzung, welche auch besonders abgedruckt wurde, und mit vortrefflichen Anmerkungen herausgegeben worden[1474]. Von demselben Dichter gehört

1473) Colebrooke Asiat. Res. X. p. 425.

1474) The Meghaduta, or cloud messenger, a poem by Ca-

2) hieher der bereits genannte **Raghuvansa** und 3) ein anderes mythologisches Poem **Kumàrasanbhava**, oder die Geburt des Kumaras. Sodann 4) ein episches Gedicht in 20 Gesängen von Maghas (**Màghakàvya**), mit Namen **Sisupàlabadha**, der Tod des Sisupala [1475]), ferner 5) das genannte Naishadiya, von Sriharshas und 6) ein Epos von Bharavin **Kiràtàrjunîga**, welches mehr religiöser Natur scheint, da es die Kämpfe des Arjunas gegen den Sivas in der Gestalt eines bergbewohnenden Kiratas schildert [1476]). Von Kalidasa hat man außer seinen Dramen noch ein erotisches Gedicht sringàratilaka, das Stirnmal der Liebe, betitelt, welches nur dem Namen nach bekannt ist, und ein höchst zierliches Lehrgedicht in sechs Gesängen: Die Versammlung der Jahreszeiten (ritusanhàra), welches schon 1792 in Indien unter Jones Inspection gedruckt wurde [1477]). Ein kleines Gedicht ethischen Inhalts, von Sankara Acharya, aus dem 8ten christlichen Jahrhunderte, wurde von Jones bekannt gemacht [1478]); es führt den Titel Mohamudgara (Schlägel der Thorheit), und ich will es hier einschalten, da es, zur religiösen Lyrik gehörig, der heiligen Literatur sich anschließt.

Lenke, Bethörter, dein Sinnen und Trachten
Von irdischen Schätzen, von flüchtigem Tand:

---

lidasa, translated into english verses with notes and illustrations by H. H. Wilson. Calc. 1813. Die Uebersetzung, London 1814.

1475) Màghakavya mit Commentar des Mallinàthas, Calcutta 1815.

1476) Kiràtàrjuniya mit dem Commentar von eben demselben Mallinatha, Calcutta 1814.

1477) Jones Works XIII. p. 386. vergl. Asiat. Res. VIII. p. 242. X. p. 402. Ich besitze durch die Güte meines Freundes Rosen eine Abschrift dieses Gedichts, und werde es nächstens mit dem Chaurapanchàsikà herausgeben, welches ich einem andern Freunde, Herrn Lassen, verdanke.

1478) Jones Works III. p. 295. Die Umstellung zweier Verse habe ich mir um so eher erlaubt, als auch die Pariser Abschrift anders ordnet als die Londoner, und selbst gegen die Schlußstanze noch Verse zusetzt.

Nur was die eigene Tugend errungen,
Ruhe gewährt es und Frieden allein!

Wer ist Geliebte und wer ist der Sohn dir,
Was ist die eitle, die nichtige Welt!
Wer und warum bist du selber hienieden?
Erwäg' es, o Bruder, mit ernstem Bedacht.

Setze den Stolz nicht auf Güter und Jugend,
Nicht auf die Menschen: der Augenblick raubt sie,
Und wie die Täuschung der Maya vergehn sie;
Erkenne den Höchsten und baue auf ihn,

Sieh' wie der Knabe am Spiel sich ergötzet,
Und wie der Jüngling der Jugend sich freut,
Und wie in Sorgen der Mann sich versenket:
Wer aber schaut auf den Ewigen wol?

Gleichwie der zitternde Tropfen am Lotos,
Schwindet das menschliche Leben dahin;
Aber mit Tugendgenoßen verbunden,
Gleitet das Schiff durch die Wogen der Zeit.

Hier die Erzeugten, und dort die Erbleichten,
Und eben so viele im Mutterschooß!
Wechselnde Leiden im irdischen Daseyn:
Sterblicher, kannst du des Lebens dich freu'n?

Tage und Nächte mit Abend und Morgen,
Winter und Frühling, sie kommen und schwinden;
Spielt auch die Zeit mit dem flüchtigen Leben,
Hält sie die Segel der Hoffnung geschwellt.

Matt wird der Körper, der Scheitel ergraut,
Zahnlos der Mund, und das Antlitz erbleicht,
Zittert die Hand an dem schwankenden Stabe:
Hält sie die Flasche der Hoffnung gefüllt.

Brahma, Purandara, Sonne und Sivas
Steh'n, wie die schützenden Acht, ohne Wank[1479]),
Aber nicht du, und nicht ich, und die Welt nicht,
Darum verbanne den Kummer um sie.

Wohn' unter Bäumen in ärmlichem Kittel,
Schlaf' auf der Erde, den Himmel zum Zelt;
Meid' es, den Sinnengenuß zu erjagen:
Dann ist dir Ruhe und Frieden gewiß.

1479) **Purandara, der Städtespalter**, ist Indras; die Acht beziehen sich auf die Welthüter; außerdem aber nennt das Original noch die sieben mythischen Meere als unwandelbar.

Strebe du weder nach Kampf, oder Frieden,
Nach Feind, oder Freund, nach Sohn und Genoß;
Alles mit gleicher Gesinnung betrachtend,
Werde den Himmlischen gleich an Gemüth.

Athmet in uns nicht der Einige Vishnus?
Wähnest du besser, als Andre zu seyn?
Denke nicht fürder an Trennung der Geister:
Alle belebt uns derselbige Hauch.

Zwölf sind es Strophen, die hier zur Bekehrung
Euch sind gegeben als ernste Belehrung.
Denn wo die Zucht gegen Schüler nicht waltet,
Da ist auch wahrlich die Liebe erkaltet.

Alle diese Gedichte sind bedeutend jung gegen die heilige Literatur des Volkes und höchstens aus dem letzten vorchristlichen Jahrhunderte, weil Produkte der Art, wenn sie nicht durch eigene Vortrefflichkeit, wie etwa die des Kalidasa, sich erhielten, weder Fundament, noch dauernde Stütze in der Religion fanden. Dieses gilt von der gesammten Indischen Lyrik, denn nur die religiösen Hymnen können hier auf ein hohes Alter Anspruch machen, während die ältesten, eigentlich erotischen Gedichte ebenfalls nicht über Kalidasas hinausgehen, da doch die lyrische Poesie von der Musik unzertrennich war, und sowohl diese sehr früh sich findet, als auch Spuren von improvisatorischer Dichtkunst angetroffen werden [1480]). Die hundert erotischen Sprüche des Amaru (Amarusatakam) sind von unbestimmbarem Alter, und erwarten, da sie selten, wie die Druckwerke von Kalkutta überhaupt, einer neuen Bearbeitung und eines Rückert, der sie so geschmackvoll einkleide, wie die folgenden, von diesem trefflichen Dichter gespendet:

Die Erwartende.

Des Auges feuchter Lotos thauet,
Der seinem Wunsch entgegen schauet;
Auf Wangen-Purpurblumen hin
Streut Lächeln weißlichen Jasmin.

1480) Vergl. Sakuntalâ p. 425.

Schweißtropfen auf den Brüsten strahlen,
Wie Wasserspend' in Opferschaalen:
So wird von allen Gliedern beigesteuert,
Damit des Liebsten Ankunft sey gefeiert.

Das Auge der Liebenden.

Sehnsuchtsvoll, da von fern er nahete — staunend, betroffen,
Als er den Gruß ihr bot — röthlich vor Zorn, da den Arm
Er um sie schlang — als ihr Kleid er umklammerte, wolkig von Braue —
Als er zu Fuß ihr verstört stürzte, von Thränen gefüllt
Ward es, das Auge der Stolzen, o Wunder, das scharfblickreiche,
Weil es am Liebsten entdeckt eine verborgene Schuld.

Sehnsucht.

Wald und Gebirg und Gefilde mit erdebewäßernden Strömen
Hindern des Wandernden Blick, dem, was er liebet, zu nahn:
Ob er es weiß, doch reckt er den Hals, und, gestellt auf die Zehen,
Himmelwärts schaut er, bis ihm schwindet in Thränen der Blick.

Der Tausch.

Wenn du den Groll ins Herz, flutliliénaugige, schlossest,
Sey er dein Liebster nunmehr, was zu bedenken ist noch?
Jene von mir vor diesem gegeb'nen Umarmungen gieb mir
Wieder, o gieb mir zurück jeden gegebenen Kuß.

Als den ersten lyrischen Dichter, dem Range sowohl, als der Zeit nach, betrachten die Inder den Jayadevas, der noch, aber sicherlich unrichtig, vor dem berühmten Dramatiker gelebt habe. Es ist von ihm ein Liederkranz vorhanden, das liebliche Hirten-Idyll Gîtagovinda (Lied vom Krishna), welches durch Anlage, Colorit und späteres Schicksal Aehnlichkeit mit dem Hohenliede hat. Es besingt nämlich in einer Reihe schöner Hymnen die Liebe des Krishna zu der Hirtin Radha, ein mythischer Stoff, der noch die jüngste erotische Lyrik Hindostans am meisten durchdringt; da indeßen die Lieder mitunter sinnlich und glühend werden, so hat eine spätere Hand Anfang und Schluß der Sammlung hinzugefügt, welche den untergelegten mystischen Sinn der Idyllen behaupten, als

besängen sie die Liebe Gottes zur menschlichen Seele, wozu freilich hier durch die mythische Einkleidung ein Anlaß gegeben war. Die Lieder sind in Indien gedruckt worden [1481], jedoch ebenfalls in Europa selten; eine Uebersetzung in Prosa, wodurch der größte Reiz, den die sangbaren und wohlklingenden Verse herbeiführen, verloren ging, ist von William Jones, und nach dieser hat Meier bei seiner deutschen Uebertragung die einzelnen Idyllen muthmaßlich abgetheilt, als sollte auch hierin die Gitagovinda ihre Analogie mit dem Hohenliede bewähren [1482]. Für uns wird Manches in diesen Liedern geziert oder unverständlich erscheinen, wegen der fortwährenden Anspielung auf Blumen und Pflanzen, welche nur in Indien empfunden werden kann. Den Charakter der Idyllen werden vielleicht folgende Stellen erkennen lassen:

»Der Zephir hat muthwillig mit den schönen Gewürzpflanzen getändelt und fächelt nun von den Hügeln Malaya's herab; die Bäume ertönen vom Sange der Nachtigall und vom Gesumme der honigbereitenden Bienen. Dieß ist die Zeit, wo der Jungfrau Herz nach dem abwesenden Geliebten sich sehnet, während die Blüthen der Bakulastaude von den Bienen geküßt werden. Der Tamala besiegt mit seinen dunkeln und duftenden Blättern den Geruch des Moschus, und die traubengestaltete Blume des Palasa gleichet den Fingern des Kamas, der die jungen Herzen verwundet; der vollblüthige Kesara glüht wie das Scepter der weltbeherrschenden Liebe, und der spitzige Stengel des Ketaka bildet den Pfeil, der die Liebenden trifft. Sieh! wie der Amrabaum mit seinen blumenreichen Locken von der zart sich anschmiegenden Schlingpflanze Atimukta umarmt wird, und der Yamuna blaue Fluthen um die Haine von Vrindavan sich

1481) Gitagovinda mit Scholien, Khizurpur bey Kalkutta 1808.

1482) Jones Works IV. p. 236, seq.: Gitagovinda, or the songs of Jayadeva, als Zugabe seiner Abhandlung on the mystical poetry of the Persians and Hindus. Meier in Klaproth's Asiat. Magazin II. S. 294. ff.

winden. Dieß ist die Zeit der Liebe, der reizende Lenz, wo der jugendliche Haris im Chor der Jungfrauen scherzt und tanzt.« — »Sprich nur ein mildes Wort, so werden die Strahlen deiner glänzenden Zähne meinen düstern Gram zerstreuen. Meine zitternden Lippen sehnen sich, gleich durstigen Chakoras, die Mondstrahlen deiner Wange zu trinken; o Geliebte, von Natur so weichherzig, gieb auf deinen grundlosen Groll! Die Flamme der Liebe verzehrt in diesem Augenblicke mein Herz, o gieb mir einen Honigtrank von dem Lotos deines Mundes! Oder, bist du unerbittlich, so gieb mir Tod von den Pfeilen deiner Flammenaugen; mache deine Arme zu meinen Feßeln, und bestrafe mich nach deinem Wohlgefallen. Du bist mein Leben, du mein Schmuck, du die Perle in dem Oceane meines Lebens; o sey gütig, und ewig soll mein Herz dir danken. Deine Augen, die Natur wie blaue Waßerlilien formte, sind in deinem Zorne dem röthlichen Lotos gleich geworden: o wolle mit ihrem Abglanz meine dunkeln Glieder färben, daß sie erglühen, wie die Pfeile Kama's mit Blumen gespitzt!« —

Es gehört endlich noch hieher die zarte Elegie Ghatakarparam betitelt, welche unlängst durch einen neuen Abdruck nach der Kalkutter Ausgabe unter uns sich heimisch gemacht hat und bereits früher von Chezy in einer französischen Umschreibung bekannt geworden war [1483]. Der Inhalt ist einfach: eine junge Frau hofft, bei der eingetretenen Regenzeit, mit Sehnsucht auf ihren abwesenden geliebten Gatten, und sendet ihm, nachdem sie zuerst für sich, sodann aber in einer Anrede an eine Freundin und an die sie umgebende Natur, geklagt, zärtliche Grüße durch die Wolken zu. Am Schluße fordert noch der Dichter zu einer Wette auf, daß er Jedem, der ihn an künstlichen Versmaßen und Reimen besiegen würde, Waßer in einem zerbrochenen Gefäße

1483) Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäß; von Dursch herausgegeben Berlin 1828. Vergl. Chezy im Journal Asiat. II. p. 39.

(ghatakarparam) darreichen wollte. Dadurch hat der Verfaßer, nach Art der Persischen Dichter, seinen Namen geschickt in der Schlußzeile angebracht, denn unter den neun berühmten Männern, welche am Hofe des Vikramadityas lebten, wird auch ein Ghatakarpuras genannt [1484]). Die Künstlichkeit des kleinen Gedichts ist übrigens nicht übertrieben und hier gegen den Nalodayas allerdings noch im Entstehen; sie betrifft größtentheils nur die abwechselnden lyrischen Versmaße und einen durch das Zusammenschmelzen mehrerer Wörter hervorgebrachten Reim [1485]), und es wäre wenigstens glaublich, daß der Dichter hierin dem Kalidasa zum Vorbilde geworden, da er so offen sich rühmen kann, die Bahn gebrochen zu haben, wenn nicht der Nalodaya des berühmten Dramatikers Genius so unwürdig schiene. Die Inder lassen den Kalidasa die Wette eingehen [1486]), und das Ghatakarparam könnte denselben Dichter zu seinem Meghaduta hingeführt haben, so daß also mehre Gründe vorhanden sind, dem Verfaßer mit Chezy die Zeit des Tibull und Ovid anzuweisen. Wir lassen das Ganze Gedicht in einem elegischen Gewande auftreten, weil die Eigenthümlichkeiten des Sanskrit in keiner Sprache sich wiedergeben lassen.

1. Wieder umhüllt sich die Luft, und Wasserspendende Wolken
Spalten die lechzende Erd', wie der Verlassenen Herz.
2. Schon hat, regengetränkt, der wirbelnde Staub sich gelagert
Und es verschleiert der Mond sich, wie die Sonne dem Blick.
3. Schüchtern flieht vor der Wolke Getön die Schaar der Flamingo's
Und kein funkelndes Aug' lächelt im Antlitz der Nacht.

1484) Asiat. Res. VIII. p. 242. Wilson Vorrede zum Lexicon p. V.

1485) Z. B. Stanze 16 im Metrum Indravajra (in der Uebersetzung vs. 32 und 33):

⏓ – ⏑ – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ – ⏑ –

Tat sàdhuyat tvàm 'sutarun sasarja
Prajàpatis, kàmanivàsa sarja;
Tvam manjarîbhis pravaro vanànàm,
Netrotsavas chàsi sayauvanânàm.

1486) Colebrooke Asiat. Res. X. p. 402.

4. Aber die Pfauen, berauscht von frischem Wasser, begrüßen
Froh das Gewölke, wie du, Schöne mit Lilienzahn [1487]).
5. Sternlos ruhet die Nacht mit schwarzem Schleier umzogen,
Selbst in Schlummer versank Vishnu, der Fröhliche, schon [1488])
6. Dort erblitzet die Wolke, geschmückt mit dem Bogen des Indras,
Die Elephanten zum Zorn, bergegestaltete, reizt [1489]).
7. Sieh', wie geschleudert der Pfeil des Blitzes auf die Gebirge
Mit dem Donner zugleich furchtsame Schlangen erschreckt.
8. Und in die blühenden Thäler, so wunderlieblichen Anblicks,
Strömt mit lautem Geräusch reichlicher Regen harab.
9. Nun wird bald der Geliebte der Liebenden Antlitz erfreuen;
Sehnsucht hat es gebleicht, Kummer das Auge getrübt.
10. Aber auf's neue betäubt das Donnergewölke den Wand'rer,
Und ein unendlicher Schmerz nagt in der Gattinnen Brust.
11. Während verschleiert das Zelt der lichtverleihenden Sonne,
Und auf die Wohnung des Grams träufelt der Regen herab;
12. Während die Liebe zerreißt das Herz der einsamen Gattin,
Spricht, zu den Wolken gewandt, diese das bittende Wort:
13. Immerdar wandelnde Wolken, ihr naht euch während der Gatte
Säumig in fernem Gebiet, wiederzukehren vergaß.
14. Ach! ihr werdet mich tödten, von ihm geschieden, der einsam
Mitleidlos mich verließ, sich in der Fremde vergnügt.
15. Saget dem Pilger, ihr Wolken, den staubbedecket ihr antrefft,
Denn ihr wandelt ja schnell hin auf der luftigen Bahn:
16. Heute mußt du verlassen die Schönheit fremder Gefilde,
Hast du vernommen denn nicht, wie die Geliebte dort klagt?
17. Jetzo ziehen, o Gatte! die fröhlichen Reih'n der Flamingo's
Dorthin, wo sie das Herz, zärtliche Liebe sie ruft [1490]).

1487) Die Pfauen werden als beständige Begleiter der Regenzeit und gleichsam verliebt in die Wolken gedacht (Theater der Hindus S. 174), weil sie empfindlich gegen Gewitter sind. Sie heißen daher Wolkenfolger (ghanapàshanda). S. Bopp zu Arjunas Himmelr. S. 90.

1488) Ueber den Schlaf des Vishnu S. Theil I. S. 203.

1489) Auch die Elephanten werden bei Ungewittern unruhig. S. Nalus 21, 6 und das. Bopp. Schlegel Ind. Biblioth. I. S. 226. Sie sehen nach der Vorstellung des Inders ihr eigenes Bild in den Wolkengruppen, daher im Theater der Hind. S. 183:

Gleich einer Reihe Elephanten, ziehn
Die Wolken fort, durch blitzend Band verknüpft.

1490) Da die ganze Natur Liebe fühlt, woraus ebenfalls Vers 25. 26. 30. 38 verständlich werden, so zieht auch den Hansa die Liebe zum See Manasarovara hin, wo er seine Familie hat und woher er manasaukasa

18. Und der Chatakas auch, er folget der rieselnden Quelle [1491]:
Du vergißest allein, Wand'rer, dein trauriges Weib.
19. Sieh', wie das liebliche Gras mit zartem Triebe hervorsproßt,
Und wie ambrosischer Trank jetzo den Chataka letzt;
20. Wie das Gejauchze der Pfauen die Wolken freudig begrüßet:
Könntest du heute denn wol ohne die Gattin dich freu'n?
21. Sind auch die Pfauen erfreut, zu hören die Stimme des Donners,
Klagen Verlassene doch heftig den inneren Schmerz;
22. Denn bey dem Nahen der Wolken, vom grausamen Kama verwundet,
Schwindet ja langsam dahin, Gatte, dein zagendes Weib.
23. Warum fühlst du denn Mitleid nicht um die ferne Verwaiste,
Deren Gelocke sich rollt über die Wange so bleich?
24. Hielte deiner gedenk, nicht einzig mich die Erinn'rung,
Längst in den Fluthen des Grams wäre versunken ich wol,
25. Haben ja zärtliche Haine die Stauden mit Blüthen bekränzet,
Warum bleichet sich mir, daß ich verlassen, die Wang'?
26. Dort auch strebet hernieder das wirbelnde Waßer der Bäche —
Warum eilest denn du zu der Bekümmerten nicht?
27. Pfadlos, ach, sind die Wege vom heftigen Gusse der Wolken,
Ohne den Gatten, allein, trifft mich Ananga's Geschoß.
28. Und mich verwirret auf's Neu' das Getöse der donnernden Wolken;
Treue Gefährtin, ach wann, endet die quälende Pein?
29. Schau', wie ringsum die Wälder von blühenden Ketaka's glänzen,
Unbesiegbar an Duft würzen sie prangend die Flur [1492];
30. Wenn sie vom murmelnden Hauche des Zephir leise geschaukelt,
Athmen sie Liebe umher, laden zu Liebe sie ein.

Bewohner von Manasa heißt. Im Theater der Hindus S. 354. findet sich die folgende Stelle:

Die Wolken, die sich sammeln, täuschen, ach!
Den Schwan, der freudig jene Zeit begrüßt,
Die seinen Flug nach Manasa bestimmt.

1491) Der Waßervogel chàtakas, auch jalapriya (Wasserfreund) genannt, soll, nach der Mythe, bloß in der Regenzeit seine Geliebte, die Quelle, küßen und sich Liebe für das ganze Jahr schlürfen. Es ist eine Art Kukuk, der cuculus melanoleucus.

1492) Der Ketakas ist pandanus odoratissimus, mit deßen Dornen Kama's Pfeile verglichen werden. Gitagov. p. 238 bei Jones.

31. Du auch, herrlicher Sala, mit jugendlich prunkender Schöne
Hat dich der Schöpfer geschmückt, du bist der Liebe Gezelt [1493]);
32. Du bist die Zierde der Wälder, durch üppig blühende Ranken,
Du in der Jungfrauen Reih'n augenentzückendes Fest.
33. Und dir beug' ich vor allen das Haupt, o zarter Kadamba,
Denn aus dem goldenen Kelch lächelt die Liebe hervor [1494])
34. Mein wol spotten, o Baum, mit lachendem Munde, die Blumen,
Weil ich niedergebeugt klage den brennenden Schmerz.
35. Hingesunken vor dir, du stolze Zierde des Haines,
Warum verzehrt mein Herz mehr noch mit Gluthen dein Blick?
36. Dir zu Füßen ja möcht' ich willig das Leben verhauchen,
Da ich die Blumen dein, schöner Kadamba, gesehn.
37. Kaum daß himmlischer Thau die zarte Knospe genetzet,
So entfalten sich rings liebliche Blumen umher.
38. Honig fiehet die Biene gereift im duftenden Kelche,
Singend eilet sie hin, küßet den Zweig des Jasmin.
39. Glückliche Zeit, wo Gattinnen treu dem Geliebten gesellt sind,
Donnert im Regenmond Indra's Bogengewölk?
40. Der Vereinigung Fest mit dem Geliebten begeh'n dann
Beide Gatten vereint, ziehen die Wolken daher.
41. Also klaget die Gattin, von Trennungsschmerzen gefoltert,
Und in der Ferne vernimmt zärtlich der Gatte das Wort;
42. Denn ihm haben die Klagen erzählt die freundlichen Wolken:
Eilig macht er sich auf, sinket der Theuren an's Herz.
43. Aber ich schwöre beim tändelnden Spiel der liebenden Schönen,
Und bei brennendem Durst leg' ich den Finger an's Glas:
44. Wenn mich ein Dichter besiegt an künstlichen Reimen und Rhythmen,
Waßer trag' ich ihm gern hin im zerbrochenen Krug. —

Die spätern lyrischen Dichter, besonders seit der Bekanntschaft mit den Mohammedanern, verfallen immer mehr in

---

1493) Der sala- oder sarja-Baum, auch gandhavriksha, Duftbaum, geheißen, ist die pentaptera Arjuna, oder Shorea robusta.

1494) Kadamba oder Nipa, Nauclea Cadamba und N. orientalis, ein herrlicher Baum, mit goldfarbigen, duftenden Blüthen. S. Jones Works V. p. 90.

Schwulst und den tändelnden asiatischen Styl, oder sie suchen auf eine ängstliche Weise die Früheren nachzuahmen, wobei sie nicht selten ohne Scheu als kâvyachauras oder Plagiarier, wie der Inder sie nennt, auftreten und ganze Stücke herübernehmen, überhaupt aber nach einem verdorbenen Geschmacke Alles dasjenige häufen, was früher, sparsam angebracht, zu den Zierden gehörte. Die neuesten Volkslieder in der Hindisprache sollen jedoch einfach und lieblich seyn [1495]); sie haben meist, nach der kleinen Sammlung, welche Broughton bekannt gemacht, zu urtheilen, etwas Epigrammatisches, oder führen Zwiegespräche ein.

§. 19. Es wird hier, bevor wir zum Drama zurückkehren, am natürlichsten die Rede seyn können von dem bekannten Fabelwerke der Inder, weil es mit Poesie reich durchflochten ist und ohnehin durch seine dialogische Form den Uebergang zur dramatischen Literatur bildet. Die Methode, eine ernste Moral in das Gewand der Fabel zu kleiden, ist von jeher dem Oriente geläufig gewesen, wie sowohl einzelne schöne Fabeln im Alten Testamente, als auch die Griechischen Schriftsteller bezeugen [1496]), und besonders hatte der Inder dazu Veranlassung, weil ihm die ganze Thierwelt vernünftig handelt. Daher werden hier die Thiere rein menschlich eingeführt, und halten keinesweges ihren eigenthümlichen Character fest, den unsere Aesopische Fabel ihnen beilegt: jedoch ist immer schon ein Anfang dazu in einer gewißen Ironie sichtbar, wie wenn ein alter Tiger freigebig und devot wird, eine Katze die Vedas studirt, oder ein Sperling als Brahmane auftritt. Die Menschen dagegen entlehnen, ohne Gefahr mißverstanden zu werden, Namen und Eigenschaften aus der Thierwelt: der Wolfsleibige, Mann-

1495) Colebrooke Asiat. Res. X. p. 419.

1496) Vergl. Richter 9, 7. 2. Samuel. 21, 1. Gesenius zu Jesaias 5, 1. Herodot. 1, 4h Strabo p. 504 von den Persern: διδάσκαλοι — τὸ μυθῶδες πρὸς το σύμφερον ἐπανάγοντες πλέκουσι.

tiger und Männerstier sind ehrende Beiwörter eines Helden, denn, wie Voß richtig bemerkt, »Bilder von Thieren braucht eine freie Natursprache, wie die Aeopische Fabel, nur als Zeichen der Eigenschaft ohne Schmach; bei uns ist sogar der Mensch wegwerfend [1497]).« Das älteste, uns bekannte Indische Werk dieser Gattung, aus welchem die Fabeln sich früh über Europa verbreiteten, ist das Panchatantra (fünf Sammlungen), auch Panchopâkhyâna (Pentateuch) genannt [1498]), als deßen Verfaßer Vishnusarman, der wahrscheinlich nicht zur Priestercaste gehörte [1499]), angesehen wird. Das Werk citirt den Varahamihira, der erst um das Jahr 440 nach Chr. schrieb, aber es zieht ältere Schriften, besonders Dichter, aus und berücksichtigt Fabeln, welche schon das Gesetzbuch kennt [1500]); die Abfassungszeit des Panchatantra indeßen fällt mit Sicherheit in's fünfte Jahrhundert, weil es bereits unter dem persischen Fürsten Nushirvan, der 579 starb, nebst anderen Werken aus Indien nach Persien gerieth. Der Arzt dieses Fürsten, Barsuyeh mit Namen, der nach Einigen selbst Inder war, nach Andern aber mit dem gleichzeitigen Bud Periodeutes für dieselbe Person gehalten wird [1501]), hatte das Werk von seiner Indischen Reise mitgebracht, und es wurde sofort in's Altpersische unter dem Namen: Fabeln des Bidpai d. i. im Sanskrit Vidyâpriya, Freund der Wißenschaft, oder der Arznei, wie es die morgenländischen Uebersetzer faßen [1502]), über-

---

1497) Voß Hymnus an Demeter, Vers 90.

1498) S. Wilson analytical account of the Panchatantra, in den Transactions of the Roy. As. Soc. I. p. 52 seq.

1499) Der Name Sarman kommt allerdings einem Brahmanen, Varman dagegen einem Rajaputra zu S. Wilson a. a. O. p. 236.

1500) Manu 4, 194.

1501) Assemani Biblioth. Orient. III. p. 219.

1502) Silv. de Sacy Memoire zu Calila va Dimnah p. 50. Die Geschichte des Arabischen Werkes ist weitläuftig auseinander gesetzt in den Notices et Extraits Bd. IX. und X. woraus jene Memoire historique nur einen Auszug bildet.

tragen. Aus dem Persischen ging es durch Abdollah Ibn Mokaffa († 760) in's Arabische über, mit dem Titel Calila und Dimnah, nach den beiden Schakalen Karataka und Damanaka so benannt, welche im ersten Buche sich unterhalten, und eine Menge von Fabeln dramatisch zu einer einzigen verflechten. Auf diese Weise kamen die Fabeln mit den Arabern nach Spanien, und wurden bald in das Hebräische, Syrische und Griechische, besonders aber aus der lateinischen Uebersetzung des Johann von Capua, aus dem 13ten Jahrhunderte, in alle lebenden Sprachen Europa's übertragen. Das alte Panchatantra erscheint schon im Arabischen sehr verkürzt und in manchen Stellen zu seinem Vortheile umgemodelt, oder in eine geschmackvollere Form gegossen; zweimal hat Mokaffa aus zwölf Fabeln sogar nur zwei gezogen: allein das Indische Colorit verläugnet sich auch hier nicht, denn der Araber nennt Thiere, welche nur in Indien heimisch sind, wie den Wasservogel tittibha (parra Goensis, im Arabischen titaweh), und das Ichneumon (nakula, im Arabischen nayûla), welches die Hindus als Hausthier abrichten; er macht aus dem Vogel des Vishnu den fabelhaften Anka und personificirt selbst einen Gott des Meeres (wâkilo'lbahri), der den Mohammedanern unerhört ist. Im Uebrigen aber ist die Uebersetzung den arabischen Sitten möglichst angeschmiegt, und hat für die fremden Gegenstände passende Namen und Bezeichnungen gewählt; und so hat es im Grunde jede Ueberarbeitung gethan. Simeon Sethi (um das Jahr 1080) macht in seiner Griechischen Version aus jenem Meergotte Varunas eine *Νηρηίς*, nennt die Ratten *Τυροφάγος* und *κρεοβόρος*, und wendet Neutestamentliche Phrasen an, woraus folgt, daß man wenig, oder selten aus dem Gewande der Fabeln, sondern einzig und allein aus ihrem Inhalte auf den Ursprung derselben schließen dürfe. Dieses kann uns vielleicht einen Fingerzeig für die Entstehungsart derjenigen Fabelsammlung, welche im Arabischen unter dem Namen des Lokmân vorhanden ist, und indirect für die Griechische des Aesopos geben, da die genauere Kri-

tik dieser Fabelwerke hier am unrechten Orte seyn würde. Beide mythische Personen nämlich, Aesop und Lokman, stehen in einem merkwürdigen Wechselverhältniße zu einander, und es wird eingestanden, daß Alles, was der Orient vom Lokman und, darf man hinzusetzen, vom weisen Haikar fabelt, erst durch Planudes auf den Aesop übergetragen worden [1503]), der ebenfalls als Asiate sich kund giebt. Nun aber finden sich bei Lokman mehre Fabeln, welche unmöglich den Arabern angehören können, wie die 16te mit ihrer Polylatrie, oder die 19te von dem zum Schlachten bestimmten Schweine, und man hat aus der geschrobenen Moral, so wie aus dem verdorbenen Styl gemuthmaßt, daß sie sämmtlich erst aus dem Griechischen übersetzt seyen; dagegen aber deuten die zahlreichen Gasellenfabeln fast von selbst auf Arabien, und Aesops ὄρνις χρυσοτόκος macht ebenfalls einige Ansprüche von einem Araber concipirt zu seyn, deßen Sprache durch ein Wortspiel (bâdha, weiß seyn und Eier legen) zu einem silbernen Ei auffordern konnte, wie es Lokman wirklich hat. Noch Andere endlich, worin Affen und Pfauen, ταὼς καὶ κολοιός, eine Rolle spielen, gehören ohne Widerrede in das höhere Asien hinauf, und es ist gewiß merkwürdig, daß sich selbst Berührungen zwischen dem Panchatantra und Aesop finden, wie wenn dort ein Elephant und hier ein Löwe von Jägernetzen umgarnt wird, bis eine freundliche Ratte die Bande zernagt. Man nehme hinzu, daß Aelian bei einer Fabel der Brahmanen vom Widehopf meint, die Griechen hätten sie auf einen andern Vogel übertragen [1504]), und daß selbst noch eine andre Griechische Fabelsammlung des zehnten Jahrhunderts, die des Syntipas, sich an das Indische Werk schließt, insofern dieser Philosoph Syntipas kein anderer, als der Sendebar oder Sindbad bei Johannes von Capua ist: so wird man die Ansicht glaub-

---

1503) S. Grauert de Aesopo et fabulis Aesop. Dissert. philolog. Bonn. 1825. p. 112.

1504) Aelian hist. Anim. 16. 5.

lich finden, daß im Grunde weder Aesop noch Lokman originell zu nennen seyen, sondern daß an beide Sammlungen aus verschiedenen Zeiten, dort echt Griechische Parabeln, auf welche bereits Sophokles und Platon anspielen, hier Arabische sich angefügt haben, und oberasiatische Fabeln ebenfalls frühzeitig hinzugekommen seyn mögen.

Aus dem Panchatantra gingen in Indien selbst mehre Umarbeitungen und Auszüge hervor; von denen der Hitopadesas (freundliche Unterweisung) durch Druck und Uebersetzungen unter uns bekannter geworden ist. Wilkins hatte bereits im Jahre 1787 durch eine elegante englische Version die Bahn gebrochen, und W. Jones, deßen Uebersetzung jedoch erst nach seinem Tode in seinen sämmtlichen Werken (Bd. XIII) erschien, sich ihm angeschloßen; indeßen währte es eine geraume Zeit, bevor das Original selbst dem Drucke übergeben wurde. Dies geschah unter der Leitung von Carey, und der berühmte Colebrooke begleitete die Ausgabe mit trefflichen einleitenden Bemerkungen [1505]); wie nachläßig und unkritisch aber der Text behandelt worden, davon giebt Schlegel ein auffallendes Beispiel: hatte man doch selbst eine Randbemerkung: »dieses ist die Lesart einer andern Handschrift« einem Kranich in den Mund gelegt, der somit als Kritiker hier auftritt! Wenig besser war der Londoner Abdruck [1506]), und auch hier haben Deutsche das Verdienst, mit Scharfsinn und Kritik nach Handschriften einen lesbaren Text veranstaltet zu haben, der noch mit Uebersetzung und einem vollständigen exegetischen Apparate soll ausgestattet werden [1507]). — Das Alter des Hitopadesas als Epitome

1505) Hitopadesa with introductory remarks by Colebrooke Scrampur 1804. 4.

1506) Hitopadesa, London 1810. 4. Zu den ersten 11 Seiten gab Hamilton eine gramat. Analysis und soweit erstreckt sich auch das Bruchstück von Bernstein: Hitopadesae particula (Lithogr.) Breslau, 1823.

1507) Hitopadesas id est institutio salutaris. Textum Codd. Mss. collatis recensuerunt, interpretationem latinam et annotatio-

des größeren Fabelwerkes läßt sich bis jetzt nicht bestimmen: der Bearbeiter hat bereits die astrologische Stelle des Varahamihira getilgt, weil seinem Auge der Astronom selbst entrückt war; er ruft den Sivas an, wo das Panchatantra sich an die Sarasvati wendet, jedoch hat er eine Menge von Indischen Gebräuchen und Sitten berücksichtigt, welche gegenwärtig nicht mehr vorkommen [1508]), und die älteren Verse aus dem Manus und den epischen Gedichten, die er mit herübergenommen, werden immer bei der Darstellung des Indischen Alterthums, selbst aus diesem jüngeren Buche entlehnt, ihre Beweiskraft behaupten dürfen. Das Werk hat, wie sein Original, dieselbe Ironie gegen Fürsten, Brahmanen und falsche Andächtige beibehalten, nur ist die Einkleidung häufig geschmacklos und die einfache Moral wird nicht selten durch die Anhäufung von Versen gänzlich erstickt: indeßen erklärt sich dieser Uebelstand leicht aus dem Gebrauche des Hitopadesas, als eines beliebten Schulbuches, zu welchem jeder Lehrer und Leser sich Beispiele und ähnliche Sentenzen sammeln mogte. Einige dieser schönen Sprüche wurden schon im Jahre 1792 von dem geistvollen Herder auf heimischen Boden verpflanzt, und mögen, mit untergesetztem Sanskritterte, die Fabeln einleiten, welche wir aus der Sammlung entlehnen wollen:

Flieh ein schwarzes Gemüth; wirf weg die garstige Kohle,
Glühend brennt sie dich, gluthlos beschmutzt sie die Hand [1509]) —
Auf dem vergifteten Baume der Welt voll bitterer Früchte,
Blüh'n zwo Blüthen, vom Thau himmlischer Güte bethaut:
Dichtung die eine, sie labet den Geist mit Waßer des Lebens;

---

nes criticas adjecerunt A. W. a Sclegel et Chr. Lassen. Bonn. 1829. Die Uebersetzung und antiquar. histor. Erläuterung wird Schlegel, den kritischen Theil Lassen übernehmen.

1508) S. Wilson Transactions I. p. 198.

1509) Hitop. p. 18. Edit. Lond.:
Durjanena samam sakhyam prîtinchâpi na kârayet:
Ushno dahati chângâras sîtas krishâyati karam.

Freundschaft die andre, sie stärkt, heilt und erquicket das Herz [1510]). —
Freunde niederer Art, sie gleichen dem Erdengefäße,
Leicht zerbricht es, und schwer wird es von neuem ergänzt.
Beßere Seelen gleichen der goldenen Schaale, die nie bricht,
Nie vom Roste befleckt, ist sie und bleibet sie Gold [1511]). —

Strafe des Geizes [1512]).

Zu Kalyanakataka (Glückstadt) lebte ein Jäger mit Namen Bhairavas, der eines Tages seinen Bogen nahm, und nach Wildpret in einen Forst des Vindhya auf die Jagd ging. Als er so glücklich gewesen, ein Reh zu erlegen, sah er plötzlich einen furchtbaren Eber herankommen, warf das Wild auf die Erde, und tödtete auch diesen mit dem Pfeil, allein er wurde selbst durch den fürchterlichbrüllenden Eber am Leibe tödtlich verwundet, und stürzte hin, wie ein gespaltener Baum. Bald darauf kam ein Schakal, Dirgharavas (Fernschreier) geheißen, nach Beute daher gewandert, und sah die todten Körper, das Reh, den Jäger und den Eber. Ho, dachte er, da ist mir ja heute ein kostbares Mahl aufgetischt.

Drei Monat wird von diesem Fleisch beschieden mir der Unterhalt,
Für einen Monat dient der Mann, für zwei der Eber und das Reh.

1510) Ebendas. p. 28:
Sansàravishavrikshasya dve phale chàmritopame
Kàvyàmritarasàsvàdas sangamas sajjanais saha.

1511) Hitopàdesa p. 115:
Mridgatavat sukhabhedyo dussandhànascha durjano bhavati
Sujanastu kanakaghatavat durbhedas chàsu sandheyas.

1512) Ebendas. p. 29. Die eingestreuten Verse sind nur da, wo sie wesentlich zur Fabel gehören und selbst dann noch mit Auswahl übersetzt worden. Außerdem halte ich die todte Schlange in der obigen Fabel, welche, wie sie gegeben worden, einfach und abgerundet ist, für Zusatz eines spätern Lesers, dem noch drei todte Körper nicht genügten, weshalb er einen Halbvers (bei Schlegel S. 35 Zeile 10) hinzusetzte und einen andern: eshàm mànsair màsatrayam bhojanam me bhavishyati, durch das eingeschobene samadhikam in Prosa verwandelte. Jones ließ ohnehin die Stelle aus, wo die Schlange von den Füßen der beiden Sterbenden getötet wird, entweder weil er sich nicht vorfand, oder für kindisch hielt.

Indeßen will ich das süße Fleisch noch sparen und zum ersten Anbiße den schlechten Bogenstrang verzehren. Gesagt, gethan, aber sobald er die Sehne zerbißen, schlug ihn der Bogen an die Brust und Dirgharavas mußte seinen Geist aufgeben.

Meide den Lasterhaften [1513]).

Auf der Straße nach Ujjayini steht am Wege ein großer Feigenbaum, auf welchem ein Ibis und eine Krähe sich aufzuhalten pflegten. Einst legte sich zur heißen Sommerzeit ein müder Wandersmann in den Schatten dieses Baumes nieder, um auszuruhen, nachdem er Bogen und Pfeil neben sich gelegt, und schlief ein. Als nun nach einer Weile der Schatten sein Gesicht verließ und die Sonnenstrahlen in dasselbe fielen, breitete der Ibis, der von oben dieß bemerkte, aus Mitleid beide Flügel aus und machte ihm Schatten; die übelgesinnte Krähe aber beschloß die Ruhe des Schlummernden zu stören, ließ ihren Unrath in seinen geöffneten Mund fallen und entfloh. Der Mann erwachte, sah nur den Ibis und erschoß ihn mit seinem Pfeil.

Trau, schau wem [1514])!

Im Haine des Gautamas lebt ein Brahmane, Prastutayajnas (durch Opfer berühmt) mit Namen, der einst aus einem andern Dorfe eine Opferziege sich gekauft hatte und sie auf dem Rücken nach Hause trug. Drei Spitzbuben, die ihn so dahingehen sahen, meinten es sey ein listiger Streich, wenn man die Ziege auf irgend eine Art ihm wegnehmen könnte, weshalb sie sich in einiger Entfernung von einander an den Weg stellten, um die Ankunft des Brahmanen zu erwarten. Der erste von ihnen hielt ihn an: ei Brahmane, warum trägst du den Hund auf der Schulter? Das ist ja kein Hund, sondern eine Ziege, sagte dieser. Als ihn aber bald darauf der zweite ebenso anredete, legte er

1513) Ebendas. S. 77. (85 Edit. Schleg.).

1514) Hitopadesa p. 108. (p. 120 Edit. Schleg.).

seine Ziege einen Augenblick nieder, betrachtete sie aufmerksam und ging schwankend weiter. Nach einer Weile fragte der dritte Gauner ebenfalls: warum trägt der Herr da einen Hund auf dem Rücken? Es ist doch wohl am Ende ein Hund, dachte der Brahmane, warf die Ziege hin, wusch sich und überließ den Spitzbuben die Beute.

Die Schlange und die Frösche. [1515]).

In einem verwilderten Garten hielt sich eine Schlange auf, Mandavisha (wenig Gift habend) genannt, die einst vor übergroßer Erschöpfung am Ufer eines Teiches hingesunken liegen blieb und nicht weiter im Stande war, ihre Nahrung zu gewinnen. So wurde sie aus der Ferne von einem Frosche bemerkt und um die Ursache befragt, warum sie nicht ihrer Beute nachginge? Ach mein Freund, erwiederte die Schlange, zu welchem Zwecke magst du mich Unglückliche darnach fragen? Der Frosch gewann Zutrauen und bestand auf die Mittheilung, worauf die Schlange also anhob: Der gelehrte Kaundilyas, dort in Brahmapura wohnhaft, hatte einen zwanzigjährigen, mit allen Tugenden ausgerüsteten Sohn, der nach einem unseligen Verhältniße durch mich Bösewicht war gestochen worden. Als nun Kaundylias seinen Sohn Susilas verschieden sah, betäubte ihn der Schmerz gewaltig und man sah ihn zu Boden gesunken, mit dem Tode ringen. Aber seine Verwandten aus Brahmapura kamen herbei und es tröstete ihn ein weiser Mann, mit Namen Kapilas: Freund Kaundilyas, es ist thöricht so zu klagen.

Umarmet nicht auf kurze Zeit die Amme das geborne Kind,
Bevor es weilt auf Mutterschooß? und hast du darum je geklagt?
Wo sind der Erde Herrscher hin mit Heer und Macht und Wagenburg!
Als Zeugin ihrer Trennung steht noch heute fest die Erde da.

1515) Ebendas. p. 111. (p. 123. Edit. Schl.)

Vergänglich ist die Jugend, wie es Schönheit, Leben, Schätze sind,
Wie Freundesumgang, Herrschermacht: der Weise baut auf solche nicht.
Es schwindet langsam unser Leib, er stirbt und wird nicht mehr gesehn,
Wie sich ein rohes Lehmgefäß zerbröckelt in der Wasserfluth.
Fünf Elemente bildeten den Körper, der zu Fünfen geht:
Wo jedes seine Quell' erreicht, was fruchtet da die Klage wohl?
Denn, wie ein müder Wandersmann im Baumesschatten sich erquickt,
Und ausgeruhet weiter geht, so ist des Menschen Pilgerlauf.
So viele Freunde hier der Mensch, dem Herzen theuer, sich gewinnt,
So mancher Kummerpfeil durchbohrt bei ihrer Trennung ihm das Herz.
Wie Stromeswellen immerfort hinrollen ohne Wiederkehr,
So schwindet Menschenleben hin, und Tag und Nacht der Sterblichen [1516]).

Kaundilyas erwachte nach dieser Rede, wie aus einem Schlummer, seufzte und sprach: was soll ich noch in meiner Behausung, die gleich der Unterwelt mich umfängt! ich werde als Einsiedler mich zurückziehen. Aber Kapilas erwiederte ihm:

Dem Bösen folgt mit in den Wald die Leidenschaft,
Der fromme Mann zügelt den Sinn im eig'nen Haus':
Denn wer mit unsträflicher That und rein von Schuld
Durch's Leben geht, dem ist das Haus ein Büßerwald.

Wer diese unheilvolle Welt mit ihrer Nichtigkeit verläßt,
Mit Krankheit, Alter, Noth und Tod, der findet seinen Frieden erst.
Hienieden weilt das Unglück nur, wodurch man sich das Glück erkauft:
So wird in stetem Gegensatz durch Unheil unser Heil erkannt.

1516) Diese wenigen Sentenzen mögen genügen, um den Ton der Tröstung anzugeben; im Originale finden sich die Gemeinplätze, welche eine trübe Lebensansicht, wie sie der Inder so sehr liebt, aussprechen, aus alten Dichtern in Menge herbeigezogen, unter andern der schöne Vers aus dem Ramayana, der oben Theil I. S. 169. angeführt wurde.

Ja so ist es, sagte Kaumdilyas; mir aber fluchte der Brahmane in seinem Kummer: daß ich fortan verdammt seyn solle, Frösche zu tragen. Er selbst war durch die Tröstung des Kapilas, die wie Amrita seinen brennenden Schmerz besänftigt hatte, vermogt worden, dem Gesetze gemäß, den Stab zu ergreifen [1517]), während ich nach dem Brahmanenfluche hier bereit seyn muß, Frösche auf mich zu nehmen. Kaum hatte der Frosch dieses vernommen, so ging er hin, es dem Könige des Froschteiches zu erzählen; dieser kam herbei und bestieg den Rücken der Schlange, welche mit ihm einen angenehmen Spazierritt machte. Als nun am folgenden Tage die Schlange langsamer einherschlich, fragte der Froschkönig nach der Ursache ihres schwankenden Ganges. Ach, erwiederte diese: der Mangel an Speise hat mich so geschwächt. Nun so iß einige Frösche, sagte der König. Der Schlange kam diese große Gunst sehr gelegen; der Teich wurde bald von Fröschen leer, worauf sie zuletzt noch den König der Frösche verspeiste. —

Als verwandt mit dem Panchatantra, oder selbst als Auszug aus demselben, wird ferner noch, außer einem minder bedeutendem Werke des Anantabhattas, die Vrihatkathâ oder große Erzählung von Somadevas angesehen [1518]), ja von einem späteren Anthologen, Govardanas, den beiden heiligen Epopäen gleichgestellt [1519]) und allerdings soll, nach dem Urtheile von Jones, dieses Indische Fabelepos im Geschmacke des Ariost voller Witz und Laune abgefaßt seyn. Zu den jüngsten Werken dieser Art gehört gleichfalls noch eine Sammlung literärischer Anekdoten von Vallalsena, die jedoch ohne alles Verdienst seyn soll [1520]), und sodann die

---

1517) Dieses ist der technische Ausdruck für das Leben als Brahmacharin, wie wir: den Schleier nehmen, gebrauchen.

1518) Wilson in den Transactions p. 200.

1519) Jones Works XIII. p. 409. Wilson Vorrede zum Wörterb. p. XI.

1520) Asiat. Res. V. p. 64. VIII. p. 244. Wilson a. a. O. p. VIII.

Geschichte der zehn Jünglinge (**Dasakumâracharita**) [1521]), welche Schlegel als Vorbild der bekannten Historie von den zehn weisen Meistern zu betrachten geneigt ist: allein das letztere Mährchen ist in Vorderasien so unendlich volksthümlich, daß es scheint, es habe erst mit dem Islam seinen Weg nach Indien gefunden. Man hat endlich noch den Indern einen Antheil an der Tausend und einen Nacht, zuschreiben wollen; ich kann nach der aufmerksamsten Lectüre derselben dieser Meinung nicht beitreten, da sogar diejenigen Mährchen, welche in Hindostan spielen, hier nicht heimisch sind. Im Allgemeinen darf man bei den späteren Produkten der Sanskritliteratur, die selbst noch seit dem Aussterben der Sprache im 10ten und 11ten Jahrhunderte mit sichtbarer Anstrengung aus früheren Schriften compilirt worden, immer schon auf Schwulst und Geschmacklosigkeit gefaßt seyn, weil die ganze nachchristliche Literatur Indiens, so weit wir sie kennen, ein allmähliches Sinken sattsam verräth, und in den Mährchenton des übrigen Asiens verfällt. Wir wollen hier keine bloßen Namen mehr häufen, sondern lieber zu einer erfreulichern Erscheinung, zum Theater der Inder, um einige Jahrhunderte zurück uns wenden.

§. 20. Zu den wenigen Notizen, welche die Griechen in Beziehung auf die literärische Betriebsamkeit der Inder uns überliefert haben, dürfen wir auch wol diejenigen Andeutungen rechnen, welche einen Anklang an dramatische Spiele zu enthalten scheinen: freilich damals wol die ersten Versuche eines Thespis, die lange vorhergehen mußten, bevor sich im letzten Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung das Drama mit Kalidasas auf den höchsten Gipfel der Blüthe erhob. Es ist dieses die letzte und schönste Frucht der Literatur eines edlen Volksstammes, der allenthalben durch seine Mythologie die Keime des Epos und Drama in sich trug, und sie durch hei-

1521) **Adventures of the ten youths** an der Serampurer Ausgabe des Hitopadesa, wo ebenfalls drei Centurien (satakas) von den Sprüchen des Bhartriharis abgedruckt sind.

tere Götterfeste entwickelte, während der ernste Semitische Stamm sich über die lyrische und didaktische Poesie nicht erheben konnte. Die Macedonier fanden in Indien eine entschiedene Vorliebe für Musik und Tanz, und in den Indischen Epopäen wird, wie wir gesehen, keine Feierlichkeit ohne diese Künste begangen. Die Ausübung derselben war bei religiösen Feierlichkeiten den Tempeljungfrauen, oder Hierodulen überlassen, die in einem geeigneten Tänzerkleide erschienen, wie es noch gegenwärtig an dem Feste des Krishna der Fall ist, aus deßen Leben verschiedene Scenen dramatisch vorgestellt werden, mit Tänzen, extemporirten Vorträgen und Liedern durchflochten, und darauf bezieht sich unstreitig die Nachricht bei Lucian, daß die Inder unter Hymnen den Tanz der Sonne nachahmten, welche Hymnen der Gewährsmann des Philostratus mit den Päanen des Sophokles vergleicht [1522]). Aus den Opfergesängen und ländlichen Lustreigen, aus der lyrischen Poesie, deren Ueberbleibsel fast alle durch Dialog dramatischer Natur sind, und ganz besonders aus dem Epos bildete sich hier, wie bei den Griechen, frühzeitig das Drama, als ausschließliches Eigenthum der Inder, während Europa, von den Darstellungen biblischer Geschichten ausgehend, erst nach Griechischen Mustern sein Theater schuf. Die Inder geben drei Gattungen als die ersten Anfänge des Dramas an, nämlich den bloßen Tanz (nritta), sodann eine Art von Mimen (nritya) welche, mit Gesang und Tanz begleitet, zum eigentlichen Schauspiel (nâtya) hingeführt hätten. Sie setzen die Erfindung dieser drei Gattungen, welche sämmtlich durch ihre Namen verrathen, daß der Tanz die Hauptstütze derselben geblieben, in die Urzeit hinauf, da sie dieselben dem mythischen Könige und Weisen, Bharatas, zuschreiben, der sie von Gandharven und Apsarasen, zunächst am Hofe des Indras, aufführen lassen. Nach und nach entwindet sich das Drama der Religion und wagt sich ins bürgerliche Leben, besonders wohl an den glänzenden Höfen zu Palibothra und Ujjayini,

1522) Philostrat. vit. Apollon. 3, 5.

gerade als der Buddhismus und andere Elemente sich gegen die wachsende Priesteranmaßung auflehnten und ein Zustand der Gährung eingetreten war, der zu der glänzendsten Volksbildung hätte führen mögen, hätte nicht die Hierarchie sich des Schwertes bemächtigt, um alle Fäden derselben zeitig abzuschneiden. Die Anerkennung von Kalidasa's Genius und dem nachherigen Verfalle der Dichtkunst spricht noch ein späterer Indischer Dichter mit folgenden Worten aus: »Poesie war die fröhliche Tochter des Valmikis, sie ward erzogen durch Vyasas und wählte den Kalidasas als Bräutigam, ist aber nun alt und weiß nicht, in wessen Hütte sie den Fuß setzen soll.«

Daß die Mongholen und die Tataren in Indien von diesen Kunstwerken nichts erwähnen, ist sehr natürlich, da sie selbst von dramatischer Poesie keinen Begriff hatten, wenn auch die Dramen in den Zeiten der Knechtschaft wären aufgeführt worden, und so geschah es, daß erst William Jones zu ihrer völligen Kenntniß gelangte. Die sogenannten lettres édifiantes hatten der nâtakas als mythologischer Schriften gedacht, die man im Norden Indiens antreffe; die Brahmanen belehrten hierüber den Jones, daß sie dialogisch und vor alten Raja's vorgestellt seyen, bis endlich Radhakanta, der Lehrer des unermüdeten Mannes, bei der Aufführung eines englischen Stückes in Kalkutta bemerkte: die Natakas seyen ganz ähnliche Producte und sofort einige dreißig Stücke namhaft machte, von denen die Sakuntala am meisten geschätzt werde. Diese wußte ein alter Brahmane ganz auswendig; es wurden Handschriften herbeigeschafft, von Jones übersetzt, und so wurde zuerst Europa auf diesen Zweig der Indischen Literatur aufmerksam, der so ungemein wichtig für die Sitten, den Glauben und das ganze innere Leben des Volkes werden muß, da die Charactere aus der Natur entlehnt und nicht, wie im Epos, erdichtet sind. Man weiß auch, mit welcher Begeisterung die Sakuntala aufgenommen wurde: die Engländer nannten den Kalidasa, den man richtiger mit dem Calderone oder Meta-

stasis vergleichen mögte, den Shakespeare Indiens; Herder schrieb zu der Verdeutschung durch G. Forster [1523]) eine lobende Vorrede und erklärte das Stück »seiner Abweichungen vom griechischen, französischen und englischen Theatercostüme ungeachtet, für ein Drama wie irgend eines es seyn möge; für eine wahre, ja die zarteste Schicksalsfabel,« und der größte Dichter der Zeit rief begeistert aus:

Willt du die Blüthe des frühern, die Früchte des späteren Jahres,
Willt du was reizt und entzückt, willt du was sättigt und nährt,
Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sakontala dir, und so ist Alles gesagt.

Der Inhalt des Stückes ist in der Kürze folgender: Sâkuntalâ, so benannt von sakuntas, Geier, welche als Kind sie beschützten, die Tochter eines frommen Fürsten, aber von einer himmlischen Nymphe erzeugt, wird in einem heiligen Haine bei dem Einsiedler Kannas erzogen. Während dieser ihr Pflegevater auf einer Pilgerfahrt abwesend, geräth der König des Landes, Dushantas (nach Andern Dushyantas, unrichtig aber ist Dushmantas) auf der Jagd zu diesem heiligen Walde, dessen Thiere unverletzlich sind. »Tödte nicht, ruft ihm, als er ein Reh verfolgt, einer der Einsiedler zu, mächtiger Herrscher, tödte nicht ein armes junges Thier, das einen Schutzort gefunden hat. Nein, gewiß, es darf nicht verletzt werden. Ein Pfeil in dem zarten Leibe eines solchen Thieres, wäre wie Feuer in einem Ballen Baumwolle. — Eure Waffen, ihr Könige, ihr Helden, sind zur Rettung der Bedrückten bestimmt, nicht

1523) Jones Uebersetzung, zuerst Kalkutta 1789, steht in dessen Werken Vol. IX. p. 363 und darnach sind oben alle Stellen angezogen; die Beispiele entlehne ich hier aus Forster's Verdeutschung. Frankf. 1803. zweite Ausg. (die erste erschien: Mainz 1791). Die metrische Bearbeitung von W. Gerhard (Leipz. 1820), welche für die Bühne berechnet war, enthält manches Gelungene, scheint aber unbeachtet geblieben zu seyn. Das Original ist längst von Chezy versprochen und hat, dem Vernehmen nach nunmehr die Preße verlaßen.

zum Verderben des Schutzlosen.« Er wird dann von der Pflegetochter des Kanna, die in ihm einen einfachen Reisenden sieht, weil er aus Ehrfurcht seinen Schmuck abgelegt hatte, empfangen, und schenkt ihr zum Danke einen kostbaren Siegelring mit seinem Namenszuge. Indeß kann Dushantas aus diesem reizenden Aufenthalte nicht scheiden; er behorcht die Gespräche der Sakuntala mit ihren beiden Gespielinnen, die ausnehmend zart gehalten sind, hört, daß sie mit Wohlgefallen und Neigung von ihm spricht, und findet sich ganz besonders angezogen von der reinen Unschuld des Mädchens und ihrer Tändelei mit Pflanzen und Lieblingsthieren. »Wie oft,« sagt er, als sie von einer summenden Biene belästigt wird, »wie oft sah ich unsere Hofdamen ihr Haupt affectirend von einem Insecte wegwenden, um mit Grazie ihre schönen Formen zu zeigen, während hier die ländliche Natur ohne Kunst und Ziererei die Stirne faltet.« Der König wird endlich von seiner Mutter zu einem Feste zurückgerufen, aber zwischen Pflicht und Liebe schwankend, sendet er seinen Gefährten Madhavya, der seine Stelle vertrete, und seufzt indeßen um die schöne Sacuntala. Hier eine vorhergehende kleine Scene aus dem zweiten Acte:

Madhavya (seufzt und klagt): Eine schöne Erholung! — Ach, ich mögte vergehen vor Müdigkeit. — Mein Freund, der König hat einen seltsamen Geschmack. — Was soll ich von einem König denken, der das unnütze Jagen so leidenschaftlich liebt. — »Hier läuft eine Gazelle! dort geht ein Eber!« — Anders wißen wir nichts zu sprechen. Am hohen Mittag sogar, in der sengenden Hitze, wenn kein Baum im Walde Schatten giebt, müßen wir hüpfen und springen, wie die Thiere, denen wir nachlaufen. — Sind wir durstig, so haben wir nichts zu trinken, als das Bergwaßer der Giesbäche, das nach gebrannten Steinen und ekelhaften Blättern schmeckt. Sind wir hungrig, so verschlingen wir gierig das magere Wildpret, und noch obendrein gebraten, bis es stockdürre ist. — Ruhe ich des Nachts einen Augenblick; gleich scheucht der Tritt der Pferde und Elephanten meinen Schlummer,

oder die Sclavinnensöhne brüllen: »mehr Wildpret, mehr Wildpret her!« und wie lange währt's, so durchdringt mein Ohr das Geschrei: »Auf! in den Wald, auf! auf!« — Das ist der Jammer noch nicht alle; die alten Wunden brennen noch; und es setzt schon wieder neuen Schmerz ab. Als sich der König von uns trennte, um ein einfältiges Reh zu jagen, hat er sich, merk' ich, in jene Einsamkeit verirrt. Dort, o unendlicher Kummer! hat er des Einsiedlers Tochter, eine gewiße Sakontala gesehen, und von dem Augenblick an ist gar mit keiner Silbe mehr die Rede von Rückkehr nach der Stadt! Ich habe die ganze Nacht vor allen den traurigen Gedanken kein Auge geschloßen. Ach! wann wird's endlich wieder nach Hause geh'n? Ich kann meinen lieben Freund Dushanta nicht ansichtig werden, seitdem er so darauf versessen ist, noch eine Frau zu haben. (Sieht sich um) Ach! da ist er! — Wie verändert! Ja, den Bogen hat er noch in der Hand, aber statt der königlichen Binde trägt er einen Kranz von Waldblumen. Er kommt; ich muß meine Anstalten machen. (Er steht auf seinen Stab gelehnt und spricht laut): So will ich hier einen Augenblick ausruhen. -

Dushantas (seufzend und für sich). So leicht erlangt man sie nicht, die Geliebte. Doch die Art, wie sie gerührt zu seyn schien, flößt meinem Herzen Zuversicht ein; o gewiß! hat uns das Glück der Liebe noch nicht gelächelt, so sind doch Beider Neigungen auf Vereinigung gerichtet. (Lächelnd). So pflegen Liebende sich selbst mit angenehmen Vorstellungen zu täuschen, wenn sie mit allen Kräften der Seele am geliebten Gegenstande hangen! Doch nein; ich täusche mich nicht. Selbst wenn sie ihre Gespielinnen ansah, glänzte Zärtlichkeit in ihren Augen; bewegte sie die zierlichen Arme, so sanken sie, wie von Liebe ermattet; als ihre Freundin gegen ihr Weggehen Einwendung machte, sprach sie zürnend. — Alles, alles, wer kann zweifeln, hat mir gegolten. Wie scharfsichtig ist doch die Liebe, ihren Vortheil zu erspähen!

Madhavya (gebückt wie zuvor). Großer Fürst! meine Hände kann ich nicht bewegen, nur mit den Lippen bin ich noch im Stande, einen Segen über dich zu murmeln. Sieg dem Könige!

Dushanta (sieht ihn lächelnd an). Ei, Freund Madhavya, wie, bist du zum Krüppel geworden?

Madhavya. Du schlägst mit eigenen hohen Händen mir in's Auge, und fragst noch, wovon es thränt.

Dushanta. Sprich verständlicher. Ich weiß nicht, was du willst.

Madhavya. Sieh' dort den Vetasbaum, der im Fluße zusammengebogen ist. Ist er krumm, ich bitte dich, aus eigenem freien Willen, oder hat's die Gewalt des reißenden Stromes gethan?

Dushanta. Wahrscheinlich bog ihn der Strom.

Madhavya. Und mich, Eure Majestät.

Dushantas. Wie so, Madhavya?

Madhavya. Ziemt es dir, die wichtigen Angelegenheiten des Reichs zu verlassen und den reizenden Aufenthalt in deinem Pallast, um hier wie ein Waldbruder zu wohnen? Kannst du im Walde Rathversammlung halten? Ich, ein ehrwürdiger Brahmane, kann meine Hände und Füße nicht mehr brauchen; sie sind verrenkt und gelähmt, weil ich den lieben langen Tag hinter den Hunden und wilden Thieren herlaufe. Ich bitte dich, schenke mir die Erlaubniß, nur einen Rasttag zu halten u. s. w.«

Es kommt endlich zwischem dem Könige und Sakuntala durch erotische Verse zur Erklärung, und bald darauf wird die Heirath ohne viele Ceremonien nach der Sitte der Gandharvaehe, welche gegenseitige Liebe knüpft, vollzogen. Unterdeßen versäumt es aber Sakuntala einen heiligen Pilger mit gebührender Ehrfurcht zu empfangen, und wird von diesem mit einem Fluche, der aus dem Munde der Frommen augenblicklich in Kraft tritt, beladen:

Er, an den du denkst, an welchem
Glühend deine Seele hängt,

Während du des Gastrechts Pflichten
Gegen einen Heil'gen brichst:
Dich vergessen und so wenig
Deiner sich erinnern wird,
Als auf das im Rausch Gesproch'ne
Sich der Nüchterne besinnt.

und nur auf die flehende Bitte der Freundin fügt der Zornige hinzu:

Deßen, was erzürnt die Lippe sprach,
Kann mich nichts entbinden:
Doch erblickt ihr Gatte seinen Ring,
Wird der Zauber schwinden.

Der König verfügt sich an seinen Hof mit dem Versprechen, die Gattin in drei Tagen heim zu führen, allein er vergißt sie, wie der unerbittliche Fluch es wollte, und versinkt, ohne zu wißen warum, in Schwermuth: die Regierung ist ihm zuwider und der äußere Glanz eine Last, »wie ein Sonnenschirm den Wanderer ermüde, obgleich er deßen Schatten genieße.« Nach langem Harren verläßt Sakontala die Einsiedelei, um ihren königlichen Gatten aufzusuchen, und der Abschied von dem Schauplatze ihrer Jugend kann nicht rührender und zarter empfunden werden: »Hört, ihr Bäume dieses heiligen Hains!« spricht ihr ehrwürdiger Pflegevater, »ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen, hört und verkündet's, daß Sakontala zum Pallast ihres Ehegemahls geht; sie, die auch dürstend nicht trank, bis ihr gewäßert waret; sie, die aus Liebe zu euch, nicht eines eurer frischen Blättchen brach, so gern sie ihr Haar damit geschmückt hätte; sie, deren größte Freude die Jahreszeit war, wenn ihr mit Blüthen prangtet!« Und nun singt ein Chor von unsichtbaren Waldnymphen:

Heil und Segen
Leite dich auf deinen Wegen!
Liebliche, dich zu erfreuen,
Mögen säuselnd sanfte Lüfte
Reicher Blüthen Nektardüfte
Rings verstreuen.

Weltenreiche,
Klare, Lotosgrüne Teiche
Laden zu des Bades Frische;
Oder, wenn die Knie ermatten,
Stärke dich der kühle Schatten
Dunkler Büsche.

Sakontala (geht und hält dann inne). Ach! Was ist's, das den Saum meines Kleides ergreift und mich zurückhält? (sie sieht sich um).

Kanna. Es ist das Rehkalb, dein angenommener Pflegling, auf deßen Lippen, wenn die scharfen Spitzen des Kusagrases sie verwundet hatten, du so oft mit eigener Hand das heilende Sesam-Oel legtest; den du so oft mit einer Handvoll Syamakakörner füttertest; er will die Fußstapfen seiner Beschützerin nicht verlassen.

Sakontala. Was weinest du, zärtliches Geschöpf, für mich, die unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muß? Wie ich dein pflegte, da du deine Mutter bald nach deiner Geburt verlor'st, so wird mein Pflegevater, wenn wir scheiden, dich hüten mit sorgsamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, zurück — wir müßen scheiden! (sie bricht in Thränen aus).

Kanna. Kind, deine Thränen ziemen deinem Vorhaben nicht. Wir werden uns wiederseh'n; faße dich. Siehe den geraden Weg vor dir, und folge ihm. Wenn unter der schönen Wimper die schwellende Thräne lauert, widersetze dich mit festem Muth ihrem ersten Bemühen, hervorzubrechen. Auf deiner Wanderschaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch, bald niedrig gehen, und der rechte selten kenntlich ist, wird allerdings die Spur deiner Tritte nicht immer gleichförmig seyn; aber die Tugend wird dich in gerader Richtung vorwärts treiben.

Sarngarava (ein Begleiter der Sakontala). Eine ehrwürdige Vorschrift, heiliger Weiser! befiehlt dem Wohlwollenden, daß er den Reisenden begleite, bis er Ueberfluß an Waßer finde. Du hast diese Regel sorgfältig befolgt; wir sind jetzt

am Rande eines großen Teiches. So gieb uns nun deine Befehle und kehre zurück.

Kanna. Laß uns hier ein wenig ausruhen im Schatten dieses Watabaums (sie setzen sich). Was für eine schickliche Botschaft soll ich dem erhabenen Dushanta sagen lassen? (nachdenkend).

Anusuya (eine Freundin der Sakontala; bei Seite zu dieser). Meine geliebteste Freundin! Aller Herzen in unserer Einsamkeit hangen einzig an dir, und alle sind über deine Abreise betrübt. Sieh, der Vogel Tshakrawaka, den seine Gattin halb verborgen in den Waßerlilien ruft, antwortet ihr nicht; die Fasern des Lotosstengels, die er gepflückt hatte, fallen ihm aus dem Schnabel, und er starrt dich an mit unnennbarer Empfindung; u. s. w.

Der König bewundert zwar, als Sakontala ihm zugeführt wird, ihre Schönheit, hält indeßen ihre Reden für Trug und Täuschung, und mit Schrecken bemerkt sie jetzt, daß ihr der Schicksalsring beim Baden in einem heiligen Strome vom Finger geglitten. Ein frommer Priester nimmt die Verzweifelnde auf, aus deßen Behausung sie jedoch bald durch himmlische Nymphen entführt wird. Unterdeßen hat ein Fischer den Ring in einem Karpfen gefunden; wird, als er ihn verkaufen will, von der Polizei in Anspruch genommen und nach Hofe gebracht. Der König erinnert bei seinem Anblicke sich wieder der Gattin; der Gott Indras sendet ihm seinen Wagen und in deßen Himmelsburg findet der Betrübte zuerst sein eig'nes Kind, welches ihn durch ein keckes Wesen anzieht: »o wie süß«, klagt er, »mag das Entzücken eines Vaters seyn, wenn er sein spielendes Kind von der Erde aufhebt; wenn es mit unverständlichem Lallen ihn erfreut, und mit unschuldigem Lächeln die weißen Blüthen seiner Zähnchen zeigt!« Die Geliebten selbst finden sich nun wieder, und werden zur Erde zurückgeführt, und so beginnt das Drama »mit einer zarten Idylle und endet mit einer Verklärung.« —

Trotz ihrer Schönheiten aber war die Sakuntala zu romantisch, und verlangte zu sehr das Hineindenken des kalten

Europäers in die blühende Mythologie und das sinnige Leben des Inders, dem die ganze mitfühlende Natur eine Welt von reinen Genüßen darbietet, als daß dieses Stück dem Geschmacke völlig genügen, oder gar der Bühne hätte zusagen sollen, und eine lange Zeit verging, ohne daß an neue Proben gedacht wurde. Die Uebersetzung eines metaphysischen Sektendrama's, Prabodhachandrodaya (Mondesaufgang der Erkenntniß) von Taylor erschien zwar [1524]), wurde jedoch wenig bekannt, und ließ nur vermuthen, daß zwischen beiden so heterogenen Dramen eine Menge von Abarten in der Mitte liegen müße. Der Dichter dieses merkwürdigen Products, deßen Zeitalter unbekannt ist, führt den, vielleicht pseudonymen, Namen Krishna Misra oder Krishna Pandita; er gehört der orthodoxen Vedantaschule an; will, wie er im Prolog es ausspricht, auf lieblich scherzende Weise die Natur des Geistes zu entfalten suchen, und schildert daneben die übrigen theologischen und philosophischen Systeme, zwar nicht ganz getreu und im Ganzen von ihrer schwächsten Seite, aber doch mit Witz und Ironie. Die handelnden Personen dieses theologisch-metaphysischen Drama sind sämmtlich Personificationen von abstracten Begriffen: Leidenschaften, Laster und Tugenden, und der Plan des Stükkes ist folgender. Vivekas (Vernunft) hat sich der neuen Geliebten Mati (Verstand) zu Gefallen von seiner rechtmäßigen Gattin Upanishad (Offenbarung) getrennt, wodurch die treuen Freunde derselben, Sraddhâ (Religion) und Dharmas (Tugend) veranlaßt worden, sich zu den Vishnuiten zu begeben, woselbst sich nun auch die beiden Kinder der Offenbarung: Prabodhas (Erkenntniß) und Vidyâ (Wißen), nebst allen Gutgesinnten befinden, als

---

1524) Taylor's Uebersetzung erschien London 1812. Vergl. Asiat. Res. X. p. 427. Auszüge sind mitgetheilt von Rhode in den Beiträgen zur Alterthumskunde Berl. 1820. Heft II S. 49 ff., und in deßen letztem Werke: Philosophie, und Mythologie der Hindus II. S. 349. Nach diesem werde ich einige Scenen ausheben, da mir weiter keine Hülfsmittel zur Hand sind.

da sind Muditas (Freude), Maitri (Freundschaft), Vairagyas (Enthaltsamkeit), Santi (Bezähmung), Samas (Ruhe), Santoshas (Zufriedenheit) und mehr dergleichen. Dadurch aber entsteht eine völlige Anarchie in dem Reiche des Mohas (Leidenschaft), der mit einem großen Heere, bestehend aus den Anhängern des Ahankaras (Egoismus), Kâmas (sinnliche Liebe), Rati (Sinnengenuß), Lobhas (Geiz) und dessen Sohnes Dambhas (Heuchelei), der Trishnâ (Unersättlichkeit) u. s. f. das Land verheert; wobei sehr anschaulich die verschiedenen Sekten auf die Bühne geführt, z. B. Dambhas als stolzer Brahmane, und besonders die Buddhisten und die fürchterlichen Anhänger des Siva lächerlich gemacht werden. Alle disputiren mit einander und rufen dann jedesmal ihre Sclavin Sraddhâ (Religion) hervor, statt welcher im dritten Acte eine Buhlerin erscheint, und die Sekten sich beim Weine der Ratî (Sinnengenuß), der Vibhramavatî (Verführung) und der Kâlî (dem bösen Zeitgeiste) in die Arme werfen. Endlich siegt aber Vivekas (Vernunft) mit seinen Getreuen, und Prabodhas (Erkenntniß) wird auf den Thron gesetzt. — Welche Cultur und Kenntniß der geschilderten Sectensysteme dazu gehörte, dieses Stück auch nur zu verstehen, geschweige denn auf die Bühne zu bringen, wird sich aus einigen Auszügen am besten ergeben. Nachdem ein Schauspieler das Drama angekündigt und zugleich den Sieg der Vernunft vorhergesagt hat, treten Kamas und Rati auf:

Kamas (zornig). Du nichtswürdiger Schauspieler, wie kann Mohas, mein Herr, so lange ich lebe, von Vivekas geschlagen werden, von ihm, der seinen Ursprung aus den Sastras hat und nur so lange in den Gemüthern gelehrter Männer vorhanden ist, bis der Pfeil abgeschossen wird von den Augenbrauen schöner Frauen? Ein nettes, angenehmes Haus, junge Mädchen mit bezaubernden Augen, schlingende Pflanzen, um welche die Biene summt, frisch aufblühende Mallika, kühle, Wohlgeruch verbreitende Lüfte und

mondhelle Nächte — das sind meine wirksamen Waffen, welche Alles besiegen! Worin besteht denn die Macht Viveka's?

Rati erwiedert: sie habe doch gehört, daß Vivekas und Kamas an Einem Orte geboren wären.

Kamas. Warum sagst du: an Einem Orte geboren? Wir sind von denselben Eltern gezeugt. Durch die Vereinigung der Maya mit dem höchsten Geiste wurde Mem (? himmlische Liebe ?), ihr erster Sohn, geboren, welcher die drei Welten schuf und unsre beiden Ahnherren Mohas und Vivekas zeugte. Er hatte zwei Frauen, Pravrattî (die Thätigkeit) und Nivrattî (Ruhe); jene war die Mutter des Mohas, des Stifters unsrer Familie, diese die Mutter Vivekas, des Stifters einer andern Sippschaft.

Rati. Wenn es so ist, woher kommt denn zwischen euch diese Feindschaft?

Kamas. Obgleich wir von Einem Vater abstammen, so weiß doch die ganze Welt, daß offene Fehde zwischen uns ist. Unser Vater bildete die Welt, aber durch seine partheiische Gunst wurde sie unter meinen Einfluß gestellt, weil Vivekas fast immer in Einsamkeit wandelte. Aus diesem Grunde wünscht er nun uns beide, unsern Vater und mich, zu vernichten.

Rati. Möge seine Sünde vergeben werden! Aber was führt ihn zu diesem Verbrechen? Treibt ihn bloß Neid? oder ist es Selbstvertheidigung? oder wird er aufgehetzt durch die Rathschläge Anderer?

Kamas. Sein Benehmen hat noch einen geheimen Grund.

Rati. Warum entdeckst du ihn mir nicht?

Kamas. Dein weibliches Gemüth macht dich furchtsam; ich will dir die furchtbaren Plane so übelwollender Wesen nicht erzählen.

Rati (furchtsam). Was für Plane?

Kamas. Wohl denn, meine Liebe, aber beunruhige dich nicht! Ihre Hoffnungen sind die, der Verzweifelnden! Man sagt, in unserer Familie wird eine Rakshasi geboren

werden, mit Namen Vidya, schrecklich wie die Göttin der Zerstörung.

Rati (entsetzt). Abscheulich! Eine Riesin soll in unserer Familie geboren werden! Mein Herz ist mit Schrecken erfüllt!

Kamas. Fürchte nichts, meine Liebe, fürchte nichts! Es ist nur ein Gerücht.

Rati. Und was wird diese Rakshasi thun?

Kamas. Sarasvati, welche bei dem Herrn aller Wesen wohnt, hat erklärt: daß Maya, die Gattin des Mannes, der frei von allen Leidenschaften ist, ohne Umarmung schwanger wurde und einen Sohn gebar, Mem, von dem in der Folge alle Wesen herkamen; und von diesem Sohne soll eine Tochter abstammen, mit Namen Vidya, welche Vater, Mutter, Brüder und das ganze Geschlecht verzehren wird.

Rati. Vertheidige mich! (sie sinkt in seine Arme).

Kamas (bei Seite). Wie entzückend ist die Umarmung einer Frau, deren blitzende Augen den Glanz der Sterne überstrahlen, während die Geschmeide ihrer Arme, welche den Körper umwinden wie rankende Pflanzen, leicht und lieblich ertönen; sie reißt die Seele in den Wahnsinn des Entzückens hin, und der ganze Körper erzittert bei der Berührung des schwellenden, wogenden Busens! u. s. w.

Dadurch ist der Charakter der sinnlichen Weltmenschen, welche gegen Vernunft und Wißenschaft sich auflehnen, genugsam entworfen; im zweiten Acte tritt der Brahmane Dambhas und bald darauf deßen Vater, Ahankaras, auf, ohne sich gleich zu erkennen.

Dambhas. Der große König Mohas hat mir befohlen: »Da Vivekas und seine Diener die Santi und den Damas ausgesendet haben, um Probodhas aufzusuchen, also die Vernichtung unseres Geschlechtes bevorsteht, so mußt du dich bemühen, dieses zu verhindern. Geh' also zu der Stadt Benares, dem heiligen Ort, an welchem Glückseligkeit erlangt wird, und unterbrich die religiösen Uebungen derer, welche Befreiung von irdischen Affecten suchen.« Ich habe

feierlich gelobt, nach Benares zu gehen, und die Befehle meines Herrn zu erfüllen. Ich und meine Verbündeten, welche der Wein, gewürzt von weiblichen Lippen, glücklich macht, und welche die Freuden der Liebe genießen, wir wollen die Welt betrügen. Die mondhellen Nächte wollen wir in den Häusern der Buhlerinnen verbringen, am Tage aber den Charakter derer annehmen, welche Alles wißen, die ein großes Opfer verrichtet haben, in deren Wohnungen das Feueropfer lange gebracht worden ist, und die das höchste Wesen begreifen. — —

Ahankaras (eintretend). Die Welt ist mit Thorheit angefüllt. Dumme Menschen, welche auf meine Lehren nicht achten; sie kennen den Tautanitsastra (Tattvaniti ?) nicht; sie verstehen den Saligir (zur Mimansa gehörig) nicht; warum noch erwähnen die Meinungen des Vachaspatis (über Metaphysik)? Sie haben niemals die Maximen des Mahobadhi studirt, noch den Mahavratti (beide über verschiedene philosophische Systeme) gesehen; sie haben nicht geachtet auf die Untersuchung des abstracten Seyns. Warum sitzen sie denn hier so gleichgültig? (sieht umher) Diese Leute verstehen den Sinn nicht von dem, was sie lesen; sie sind zufrieden, die Worte zu plappern, und verhunzen die Vedas. (Geht zu Andern) Diese haben die Lebensart der Sannyasis angenommen, um zu betteln; sie haben ihre Köpfe beschoren und halten sich für Gelehrte, aber sie sprechen von der Vedanta in einer verwirrten, unverständlichen Manier; (lacht:) Wenn die Vedantabücher Lehren enthalten, welche der Evidenz der Sinne entgegengesetzt sind; welchen Irrthum, in Vergleichung mit diesen, lehren die Buddhisten! Mit solchen Leuten zu sprechen, wäre Todsünde! (er sieht sich um). Was für eine Hütte ist diese nicht weit vom Strome der Götter? Vor ihr tanzen tausend kleine weiße Fahnen, an schlanken Bambus aufgehangen, im Winde. Wol, es ist ein heiliger Platz, und schicklich, einige Tage hier zu weilen! (Er geht in die Hütte und sieht den Dambhas) Diese Gestalt scheint Dambhas selbst zu seyn, der seine Stirne, seine Arme, seine Brust, Nacken, Lip-

pen, Rücken, Inseite der Lippen, Lenden, Schläfe und Knie mit Walkererde beschmiert, und seinen Kopf, seine Ohren, Hüfte und Hände mit kleinen Büscheln von heiligem Grase schmückt — ich will zu ihm gehen! Glückseligkeit begleite dich!« — —

Dieser nimmt den Ahankaras zuerst verächtlich auf; dann erkennen und verständigen sie sich, und bald kündigt eine Stimme hinter der Scene an, daß Mohas erscheinen werde: »Hört ihr Gesellen, der große König Mohas ist angekommen! Besprengt das Pflaster mit Waßer, von Sandelholz geschwängert! Oeffnet die Springbrunnen, daß ihre Ströme umherspielen! Hängt Festons von großen strahlenden Diamanten auf« u. s. w. Mohas mit Gefolge tritt auf und wir wollen seine Philosophie vernehmen:

Mohas (lachend:) Rohe, unwißende Thoren, welche sich einbilden, daß der Geist etwas Verschiedenes vom Körper sey, und in einem künftigen Zustande den Lohn seiner Handlungen ernte! Eben so gut können wir erwarten, köstliche Früchte zu finden, die von Bäumen herunter fallen, welche in der Luft wachsen. Aber indem sie die Existenz von Etwas annehmen, das nur ein Geschöpf ihrer Einbildungskraft ist, betrügen sie das Volk. Sie behaupten das Daseyn von Etwas, das nicht ist, und bemühen sich durch häufige Disputationen Vorwürfe auf die Nastikas (die Materialisten und Atheisten) zu bringen, welche die Wahrheit lehren. Wer hat die Seele in einem, vom Körper getrennten Zustande existiren gesehen? Ist das Leben nicht Resultat der innigsten Zusammenbildung der Materie? Bedenkt das wohl. Sie betrügen sich nicht allein selbst, sondern auch die Welt. Aus welchem Grunde machen sie Unterschiede zwischen Wesen, welche mit Körpern von gleichen Theilen und Organen gebildet sind, die z. B. einen Mund und so weiter haben? (gegen den Castenunterschied der Orthodoxen). Wie können sie behaupten, diese Frau gehört diesem Manne; dieses Ding gehört einem Andern? Dieses sind Distinktionen, die ich nicht kenne. Diejenigen, welche untersuchen, ob es recht oder unrecht sey,

Thiere zu schlachten, sich den Freuden zärtlicher Leidenschaften hinzugeben, oder zu nehmen, was einem Andern gehört, handeln dem Hauptzwecke des Lebens nicht gemäß.«

Von der andern Seite argumentiren die Gutgesinnten für das System der Vedantis, namentlich die Upanishad, welche bei den Gegnern allenthalben gemißhandelt wird, besonders von den Buddhisten, obgleich diese bei den Religionsverfolgungen, während welcher dieser Lucian Indiens gelebt haben muß, nicht die angreifende Parthei bildeten. Auf die Frage eines Mannes an die Offenbarung: »Mutter, wo bist du so lange gewesen? antwortet Upanishad: Ich weilte an dem Aufenthaltsorte der Sannyasis und Büßer, auf öffentlichen Plätzen und in Tempeln ohne Bild der Gottheit, und hörte die Reden thörichter Menschen.

Mensch. Verstanden sie etwas von deinen Lehren?

Upanishad. Nein! Sie redeten, was immer in ihren Sinn kam, ohne meine Worte zu begreifen, gleich den plappernden Weibern von Dravira. Sie sprachen des Gewinns wegen, nicht um Kenntniß meiner Lehre zu erlangen.« Upanischad beginnt nun, die Opfer und religiösen Werke zu verspotten, und bekennt einen geistigen Gott, dem damit nicht gedient sey. Sie ging zu den Anhängern der Mimansa — auch hier Mißverstand und Gottesverehrung ohne höhere Einsicht. Zu den Metaphysikern oder Nyayikas: »welche durch Sophismen unterschieden, von Prinzipien und Elementen sprachen, in Sophisterei sich ergötzten, und den Verstand des Volkes verwirrten; welche disputirten, um zu siegen und die Schuld des Irthums auf die Meinungen Anderer zu bringen«. Auch hier richtete sie nichts aus: o du Offenbarung, rief man ihr zu, die Welt entstand aus Atomen! Ein Anderer sagte: wie kannst du Gott Wechsel zuschreiben und an Kräften hängen, welche vergänglicher Natur sind? und ein Dritter behauptete: Die Welt sey von der Natur hervorgebracht. — Diese wenigen Züge mögen hinreichen, um das Verlangen nach dem Originale zu wecken und zu rechtfertigen.

§. 21. In der neuesten Zeit endlich ist unsere Kenntniß der dramatischen Literatur Indiens ansehnlich bereichert worden durch den gründlichen Wilson, der durch sein mühsames Wörterbuch des Sanskrit, durch eine Uebersetzung der Annalen von Kasmir, und eine metrische Uebertragung des Meghaduta längst gezeigt hatte, daß er zu diesem Unternehmen wohl befugt war. Er liefert in sechs auf einander folgenden Heften eben so viele Dramen ganz übersetzt [1525]), giebt von etwa 60 andern noch die Titel an, oder charakterisirt sie genauer in einer schätzbaren antiquarischen Abhandlung, welche, nach der besten Dramaturgie Indiens bearbeitet, den dritten Band beschließt, und der wir die Bemerkungen des folgenden Abschnitts über die Oekonomie und Anordnung des Theaters gänzlich verdanken. Die übersetzten Stücke sind folgende: 1) Mrichhakati und 2) Urvasi, deren Inhalt hier näher angegeben werden soll [1526]). Sodann 3) Mâlatî und Mâdhavas; oder die heimliche Ehe, von Bhavabhutis, muthmaßlich aus dem 8ten Jahrhunderte, von welchem Drama bereits Colebrooke Auszüge geliefert hatte [1527]); ferner 4) Uttararâmacharitram (die letzten Schicksale des Ramas), ein romantisches Schauspiel nach dem siebenten Buche des Ramayana, von demselben Dichter; 5) Ratnâvali, mit anderm Titel auch das Halsband genannt, ein Lustspiel aus dem 11ten Jahrhundert, welches dem Harshadevas, Könige von Kasmir zugeschrieben wird, eigentlich aber wol deßen Hofdichter Dhavalas zugehört, und end-

---

1525) Select specimens of the theatre of the Hindus, translated from the original Sanskrit. By H. H. Wilson. Calcutta 1825. 1827. 3 Bände. S. deßen Mittheilungen an Schlegel, Ind. Biblioth. II. S. 149. ff.

1526) Beide Dramen, nebst der wichtigen Einleitung, sind unter dem Titel: Theater der Hindus, Weimar 1828, nach Einigen von Wolf nach Andern von Hermes übersetzt erschienen. Der zweite Band ist angekündigt; die Englische Uebersetzung habe ich mir leider nicht verschaffen können.

1527) Colebrooke Asiat. Res. Vol. X. Das Original von Mâlatî und Mâdhavas wird von Lassen edirt werden.

lich 6) **Mûdrarâkshasas** (Spiegel des Rakshas), ein geschichtliches Schauspiel von Visakhadattas, der im 10ten Jahrhunderte lebte. Das Letztere ist dadurch von hohem Interesse, daß es den Chandraguptas oder Sandrakoptos, den Usurpator von Palibothra, der den König Nandas aus dem Wege geschafft hatte, auf die Bühne bringt, und mit einem andern Stücke Chandrâbhishekas (Krönung des Chandraguptas), welches die vorhergehenden Begebenheiten schildert, Ein Ganzes bildet, woraus hervorgeht, daß »auch die Indischen Dichter schon die Kunst geübt haben, mehre Dramen zur Darstellung einer fortgehenden Handlung zu verknüpfen [1528]).«

Das erste der oben genannten Dramen führt den Namen Mrichchhakati (von mrid, Lehm und sakata, Wagen) oder das Kinderwägelchen, weil ein solches Spielzeug darin zur Auflösung mitwirken muß. Es wird dem Sudrakas, Könige von Ujjayini zugeschrieben, der nach der Sage der Vorfahr des Vikramaditya gewesen, und nach Wilfords Combinationen um 191 vor Chr., nach wahrscheinlichern historischen Bestimmungen aber in den beiden ersten Jahrhunderten nach unsrer Zeitrechnung lebte, womit dann auch alle Beziehungen des Drama selbst übereinstimmen. Der Verfaßer giebt nämlich seinen Personen nur Stellen des Epos, nicht aber aus den Puranas in den Mund, woraus man schließt, daß wenigstens diejenigen mythischen Schriften, welche die hier gebrauchten Scenen der epischen Gedichte erweitern und verarbeiten, wol noch nicht bekannt waren. Der Styl ist, nach Wilson, einfach, wie in den ältern Schriften; die Stadt Palibothra war damals noch vorhanden [1529]); der größte Beweis aber für das Alter des Stückes liegt in der genauen und nach dem Leben copirten Schilderung der Buddhistengebräuche, die selbst in der Hauptstadt noch öffentlich ausgeübt und anerkannt werden, wie es nur in den letzten Jahrhunderten vor, und dem ersten nach Chr.

1528) Schlegel Ind. Biblioth, II. S. 159.

1529) Theater der Hindus S. 131.

stattfand. Die letzte Aufführung des Drama muß ebenfalls in eine frühe Periode fallen, denn der Verfaßer des Segenspruches hält zugleich eine Lobrede auf den Feuertod, dem sich der König Sudrakas im Alter unterworfen habe: dieser Selbstmord wird aber in allen bekannten gesetzlichen Bestimmungen der nachchristlichen Jahrhunderte als verboten und aufgehoben betrachtet. — Der Held des Stücks ist ein rechtschaffener Brähmane, Charudattas, durchaus edel gehalten und voller Güte gegen Gattin und Hausgenoßen; selbst der einzige Flecken, seine Liebe zu Vasantasena, ist mehr platonischer Art, und wird von seiner Gattin gebilligt. Durch große Freigebigkeit verarmt, ist er jetzt von allen Freunden gemieden und dieses eben seine Trauer:

Ich klage nicht um das verlor'ne Gut:
Doch tief betrübt mich, muß ich dir gestehen,
Daß nicht der Gast mehr meine Wohnung sucht,
Seitdem der Reichthum d'raus entflohen ist.
Gleich undankbaren Bienen, die muthwillig
Des Elephanten breite Stirne fliehen,
Wenn eingetrocknet d'rauf der Thau erstarrte,
So kommen sie nicht mehr, nicht mehr zu mir.

Der einzige Maitreyas ist ihm treu geblieben, ein ehrlicher, aber beschränkter Priester, deßen naive Derbheit recht geflißentlich und da eben am meisten hervortritt, wo die Sentimentalität des Helden an das Tragische zu sehr anstreift. Er beklagt es unter andern jetzt, daß er nicht mehr, wie sonst, an Charudatta's reichem Tische sich laben könne: »in seinen guten Tagen war ich gewohnt, mich vollzustopfen, bis ich nichts mehr essen konnte, mit duftenden Gerichten, so daß ich endlich selber duftete; dann saß ich in jenem Thorwege, mich dehnend und mir die Finger färbend, wie ein Maler, dadurch, daß ich in dem bunten Confekt herumwühlte, oder auch mit Muße wiederkäuend, wie ein wohlgenährter Stadtbulle«. — Die zweite Hauptperson ist Vasantasena, eine Hetäre mit glänzenden Eigenschaften; reich und angesehen, verschenkt sie nur nach eigener Neigung ihre Gunst; sie liebt den Charudatta, den sie in einem Lustgarten gesehen,

und verabscheut den Schwager des Königs, Sansthanaka, der sie durch List und Gewalt zu erobern sucht. Letzterer bildet die Meisterrolle des Schauspiels und ist sehr wohl gehalten: frivol und boshaft, kalt und grausam, pocht er unaufhörlich auf sein Ansehen und seine Verschwägerung mit dem Fürsten, giebt sich den Schein einer großen Belesenheit in den epischen Gedichten, hat aber beständig das Unglück, Facta und Personen zu verwechseln und mit sichtbarem Wohlgefallen hat der Dichter diesen Emporkömmling so keck und grell auftreten lassen, um ihn mit dem Fürsten in sein früheres Nichts zurückzustürzen. So ziehen sich durch das Drama zwei feindliche Gegensätze: die Liebe der beiden Hauptpersonen und die Intriguen des Sansthanaka, durch welche Charudattas in immer neuen Verdacht schwerer Verbrechen geräth und unser Mitleiden für ihn bis zur Entwickelung sich steigert. Eine Menge von Episoden ist eingefügt, welche sämmtlich dazu beitragen, den Knoten enger zu schürzen, oder die Charaktere in ein helleres Licht zu setzen. Dahin gehört die Scene mit einem Spieler im zweiten Akte: Ein Taugenichts wird wegen Spielschulden verfolgt, flüchtet sich in einen Tempel und stellt sich als Götterstatue auf ein Postament hin. Hier wird er von den Verfolgenden gekniffen und gehänselt, aber erst als sie zu würfeln anfangen, zieht ihn die Leidenschaft herab: »Das Klappern der Würfel ist eben so quälend für einen Mann ohne Geld, wie der Klang der Trommel für einen König ohne Reich; aber ich will nicht spielen. Spielen ist eben so schlimm, als von der Spitze des Berges Meru herabgestürzt zu werden, und doch gleicht es dem Kokilasgesange. Der Klang der Würfel ist wirklich bezaubernd." Er flieht nun nach einigen Schlägen in das Haus der Vasantasena, welche großmüthig seine Schulden bezahlt, worauf er, um ein müßiges Leben führen zu können, Buddhabettler wird. Ergötzlich ist ebenfalls die Scene eines Diebstals im dritten Acte, und der Zweck dabei ein doppelter, denn es soll die Kunstliebe des Charudatta verrathen werden: „was giebt's hier," sagt

der Dieb, „eine Trommel, ein Tambourin, eine Laute, Pfeifen, hier sind Bücher, zum Henker, bin ich denn in das Haus eines Tänzers, oder eines Poeten gerathen! Ich glaubte, es wäre die Wohnung irgend eines bedeutenden Mannes, sonst wäre ich davon geblieben." Nebenher aber will der Dieb mit dem gestohlenen Schmucke, welchen Vasantasena ihrem Verehrer zugespielt hatte, seine eigene Geliebte, die Dienerin der Vasantasena, auslösen. Bei einem Stelldichein mit derselben, erkennt sie die Schnur ihrer Gebieterin und verräth einen warmen Antheil an Charudatta, wodurch auch der eifersüchtige Liebhaber gegen diesen und gegen die Geliebte aufgebracht, aber bald wieder besänftigt wird:

Wie thöricht ist der Mann, der sein Vertrauen
Auf Weiber oder Glück setzt! Beide täuschen. —
Feindselig, Schlangen gleich, spornt Weiberlist
Das zärtlich treue Herz, das liebende.
O Jünglinge, liebt niemals, wollt ihr weise
Und achtsam auf des Weisen Lehren seyn! —
Er sagt euch — Glauben werde nie dem Weibe,
Sie weint und lächelt, wie sie will, betrügt
Den Mann um sein Vertrauen, schenkt ihm aber
Das ihre nicht. — Es hüte sich der Jüngling,
Der Tugendhafte, vor des Weibes Reizen,
Sie blähen sich, wie Kirchhofsblumen, auf. —
Des Meeres Wellen sind beständiger,
Das Abendroth nicht so vorübereilend,
Als eines Weibes Liebeszärtlichkeit. — u. s. w.

Uebrigens schenkt Vasantasena ihrer Dienerin die Freiheit und erwirbt sich auch von dieser Seite neue Liebe und neuen Dank. Der fünfte Akt schildert den Besuch der beiden Hauptpersonen; er ist als das Centrum des Drama, der Liebe Triumph und des Dichters, der hier in blühende Naturschilderungen, den Wechselgesängen der lyrischen Gedichte vergleichbar, welche jedoch von Wilson etwas frei übersetzt sind, sich einläßt, bevor die sich von allen Seiten aufthürmenden Gewitter über Charudattas Haupte sich entladen. Der Dichter hat zu dieser Katastrophe den Zeitpunkt gewählt, wo ein Usurpator, Aryakas mit Namen, der bereits großen Anhang gegen den despotischen

Fürsten sich erworben hatte, aus den Staatsgefängnißen entrinnt und sich in Charudatta's Wagen rettet, der die Vasantasena nach einem Vergnügungsorte fahren sollte. Diese selbst steigt aus Versehen im Marktgedränge in den Wagen des Sansthanakas, der ihn vom Lande heim zu holen bestimmt war, und wir fürchten nun für Beide, da Charudatta den Verdacht der Verrätherei auf sich ladet, und Vasantasena ihrem Verführer geradezu in die Hände sich liefert. Auf theatralischen Effect berechnet ist die nun folgende Prügelscene unter den Wachen, welche den Wagen visitiren wollen, so wie die Ueberraschung des Maitreyas, als er, im Begriff die Gebieterin seines Freundes mit Zärtlichkeit aus dem Wagen zu heben, entdeckt, daß „statt einer Vasantasena, ein Vasantasenus" drinnen sitze. Bald darauf langt auch der Wagen des Sansthanakas an:

Sansthan. (zu seinem Gefährten, dem Vitas): Meister, die Sänfte ist da!

Vitas. Woher weißt du das?

Sansthanakas. Hörst du es nicht schnauben, wie ein altes Schwein?

Vitas. Du hast Recht, da ist sie.

Sansthan. Nun mein lieber Sthavaraka (Stehfest, Name des Kutschers) bist du endlich gekommen?

Sthavarakas. Ja, Herr!

Sansthan. Und der Wagen?

Sthavar. Hier ist er, Herr!

Sansthan. Und die Ochsen?

Sthavar. Hier sind sie!

Sansthan. Und du selbst?

Sthavar. Hier sind wir allesammt, gnädiger Herr!

Sansthan. So fahr herein.

Sthavar. Wo, Herr?

Sansthan. Hier, wo die Mauer durchbrochen ist.

Sthavar. Das ist unmöglich, das würde das Vieh tödten und den Wagen zerschmettern, und obendrein würde ich den Hals brechen.

Sansthan. Vergiß nicht, Schlingel, daß ich des Königs Schwager bin! Wenn das Vieh stirbt so kaufe ich anderes, geht der Wagen entzwei, so lasse ich mir einen neuen machen, und brichst du den Hals, so muß ich mir einen andern Treiber miethen.

Sthavar. Das ist sehr wahr, gnädiger Herr! Der Verlust wird auf meiner Seite seyn, denn ich bin nicht im Stande, mich mir wieder zu schaffen.

Vasantasena wird, wie sich denken läßt, mit höhnischer Freude empfangen, endlich vom Sansthanakas gemishandelt, für todt zurückgelassen, und Charudattas von jenem des Mordes angeklagt. Das Gericht verurtheilt ihn zum Tode, weil so manches von gewichtigen Zeugen wider ihn vorgebracht wird, und Niemand seine Unschuld darthun kann, so unumwunden auch Maitreyas den Sansthanaka der Kabale bezüchtigt: „Und du, du Schändlicher, du Königsschwager, du Gefäß, angefüllt mit Allem, was der Menschheit gehäßig ist, du mit goldnen Spielsachen behängter Affe, wiederhole es noch einmal in meiner Gegenwart, daß mein Freund, der nie in seinem Leben eine Blume auf eine rauhe Weise abgepflückt hat, der niemals mehr als Eine zur Zeit abbrach, und immer die jungen Knospen unberührt ließ, wiederhole es, daß er ein solches, in beiden Welten gleich verhaßtes Verbrechen, begangen habe, und ich will dir den Kopf in tausend Stücke zerschlagen mit diesem Stock, der so knotig und so verdreht ist, wie dein eigenes Herz.« — Nach langen Verhandlungen wird Charudatta zum Richtplatze geführt, und nimmt rührenden Abschied von Allen, besonders von seinem Kinde: plötzlich aber wendet sich Alles zum Besten, denn Aryakas wird König; Vasantasena ist zu sich gekommen; mehre Zeugen treten für Charudattas Unschuld auf, und dieser, mit der Geliebten vereint, vergiebt noch am Schluße dem Sansthanaka, der nun selbst gestürzt ist.

Das zweite Drama: Vikramas und Urvasi (Vikramorvasì, der Held und die Nymphe) ist aus dem letzten Jahrhunderte vor Christo von dem berühmten Kalidasa,

deßen blühende Poesie hier in ihrem schönsten Schmucke sich zeigt, obgleich sie nicht so idyllisch, wie in der Sakuntala, sondern mehr romantischer Art ist. An Kunstwerth übertrifft, nach unserm Gefühle, das Stück voriges Schauspiel bei weitem, denn es ist die eigentliche Schicksalsidee, welche das Ganze durchdringt und leitet; es ist der göttliche Rathschluß, dem sich die höchsten Sterblichen, die halbgöttlichen Nymphen, ja Indras selbst fügen müßen, und was diese Indische Oper, wie man sie nennen könnte, an Intrigue und verschlungenen Situationen gegen Mrichhakati verliert, das hat sie durch den Zauber der Poesie in reichem Maaße wieder gewonnen. Das Süjet ist aus der heroischen Mythologie entlehnt: die Liebe der Urvasi, einer Apsaras oder Oceansnymphe von großer Schönheit, zu einem irdischen Könige, Pururavas, daher die Scene bald im Himalaya, bald am Hofe des Fürsten ist, in der Stadt am Zusammenfluße der Yamuna und Ganga, seit Akber Allahabad genannt. Die Charaktere sind vortrefflich und mit vieler Menschenkenntniß angelegt: Urvasi zart, treu und mit Bewußtseyn ihrer himmlischen Würde und Schönheit; der König planlos und unschlüßig, vorzüglich wegen seine Untreue gegen die rechtmäßige Königin, eine Tochter des Fürsten von Benares, welcher er sogar zu Füßen fällt, als sie aus den Schmeicheleien ihres Gatten gerade auf seine innere Kälte geschloßen und endlich noch einen Liebesbrief der Urvasi an ihren Gemahl gefunden hatte. Das Thema scheint vor den beiden Puranas, Vishnu- und Padmapurana, welche daßelbe behandeln und aus denen Wilson die Legende mittheilt, bearbeitet zu seyn, jedoch zieht sich nur der Faden des Mythus durch das schöne Drama, welches so unendlich reich an prächtigen Schilderungen von Kalidasa's eigener Erfindung ist. Bald sehen wir das Hofleben in seiner Pracht, bald erscheint die Göttin aus der Luft und birgt sich, nur dem Geliebten sichtbar, in Glanz, Nebel, oder die Maya ihres Schleiers; bald klagt sie um ihn, bald sucht der verliebte König die Einsamkeit, in jedem Naturgegenstande theilnehmende Stimmen seiner Liebe vernehmend

Der schönste Akt ist der vierte, eine Art von Melodram, fast gänzlich im weichen Prakrit, und bloß eingeführt, wie es scheint, um der Poesie freien Lauf zu lassen, denn kein bekanntes, Indisches Drama hat einen ähnlichen aufzuweisen. Die Scene ist hier in einem Walde des Himalaya, wo die Urvasi vom Könige gesucht wird: sie hatte im Himmel ihre Liebe zu Pururavas verrathen, und war so lange zur Strafe auf die Erde gebannt, bis der König einen Sohn von ihr sähe. Jetzt klagt er in diesem Intermezzo, welches mit Musik und Chören hinter der Scene ganz zum Singen bestimmt ist, um die Verlorne, und die Nymphe Chitralekha desgleichen um die Freundin.

(Gesang):

Am Himmel tönen holder Stimmen Klänge,
Da um die Freundin jede Nymphe weint,
Und sich vermischend, klagen die Gesänge,
Daß sie nicht mehr mit ihnen sich vereint.
So kommt des Schwanes klagend Lied gezogen,
Den Strom entlang, wo roth der Lotos blüht;
Wenn auf den leicht bewegten Silberwogen
Des Morgens holder Sonnenstrahl erglüht.

Chitralekha:

Die Schwäne ziehen den Strom entlang,
Beklagen den Freund, der geschieden,
Sie hauchen den Schmerz in Trauergesang
Und finden, weinend, Frieden.

Weiterhin der betrübte Pururavas:

Ich bin erschöpft; an dieses Bergstroms Ufer
Will ich die Glieder ruh'n und Kräfte sammeln
In jenem Hauch, der frische Kühlung sich
Herauf holt aus der kühlen Silberwelle.
Da ich den Strom betrachte, deßen Wogen
Hoch angeschwollen, aber trübe fluthen,
Wie seltsam stellen Bilder sich mir dar
Und füllen mit Entzücken meine Seele.
Die Woge gleichet der gewölbten Braue,
Der Zug der Störche ihrer scheuen Zunge,
Der Meeresschaum dem flatternden Gewande,
Und dieser Lauf, der schlängelnde, des Flußes,

Ist ihre Haltung. — Alle rufen mir
Die leicht Beleidigte vor meine Sinne.

(Gesang): O sey nicht unversöhnlich
Und zürne nicht beständig!
Es springt, wo du erscheinst,
Hervor ein Fluß lebendig.

Du zeigst dich stolz, wie Ganga,
Vom Himmel hoch entspringend,
Und um dich, wo du fluthest,
Den Flug die Vögel schwingend.

Das zarte Reh vertrauend,
Will an das Ufer dringen,
Und Bienen, honigsammelnd,
Begeistert um dich singen.

(Gesang):
Im sinkenden Osten, der Tiefe Gebieter
Erwartet die kommende Braut.
Die dunkeln Wolken sind seine Glieder;
Die Säume der rauschenden Fluth;
Seine mächtigen Arme die brausenden Wellen,
Wo die stürmenden Winde die Fluthen schwellen.

Mit Entzücken tanzet der Herr der Fluth
Und stolz und stattlich sich trägt;
Seinem Zuge folgt des Meeres Brut,
Die die dunkele Tiefe hegt.
Und der Schwan und die glänzende Muschel, sie mehren
Mit dem stattlichen Lotos des Herrschers Ehren.

Die rauschende Fluth seinen Ruhm wiederhallt,
Und peitscht des Himmels Pforten wild,
Denn Himmel und Meer strebt zu mengen Gewalt; —
Doch mit Schande das kühne Wagniß vergilt
Der junge Regen, bewaffnet vom Rechte,
Und hemmt des uralten Oceans Mächte.

Und in dieser Abwechslung von Chor und Lied zieht es sich hin, bis der König eine Weinrebe anredet und umschlingt, wodurch diese sich plötzlich zur Urvasi verwandelt, denn der ewige Rathschluß des Schicksals lautete, daß sie, die Grenzen überschreitend, zu einer Schlingpflanze werden sollte. An den Hof zurückgekehrt, bringt ein Einsiedler dem Puru-

ravas einen Knaben, Ayush, den Sohn des Königs mit Urvasi: sie hatte ihn dem Geliebten verborgen, weil Indras den Ausspruch gethan, daß sie in den Himmel zurückkehren müße, sobald der Fürst den Sohn gesehen; nun aber wird dieser zurückgegeben, weil er im Walde einen Vogel erlegt und diese Blutthat ihn von der frommen Einsiedelei verbannt. Mit Schmerzen denkt Urvasi an die Trennung, allein Naradas, der Götterbote, erscheint, weihet den Ayush zum Mitregenten und vereint das liebende Paar auf immer.

§. 22. Erst mit dem Verfalle der dramatischen Kunst und mit dem Aussterben des Sanskrit selbst, begannen die Inder auf die Structur dieser Producte aufmerksamer zu werden, und in Dramaturgien und allgemeinen Rhetoriken die Regeln des Drama niederzulegen, wobei sie weder auf Poesie noch Effect mehr Rücksicht nehmen, sondern das ganze System in einer Reihe von Spitzfindigkeiten und Künstlichkeiten suchen. Diese rhetorischen Werke, deren es in bedeutender Menge giebt, gehören zu den spätesten der Sanskritliteratur: das erste und gründlichste, der Dasarûpaka von Dhananjayas, ist erst aus dem 11ten Jahrhunderte; eine allgemeine Rhetorik, Kâvyaprakâsa, mit Belegen aus alten Mustern, mag etwa fünfhundert Jahre alt seyn, und ein drittes, durch seine erschöpfende Masse von Beispielen höchst verdientes Werk, Sâhityadarpana, scheint wenig älter; es zerfällt in zehn Bücher, von denen nur das sechste (drisya-sravya-kâvya-nirûpanas) vom Drama handelt [1530].

Der allgemeine Name der dramatischen Poesie ist rûpaka, weil sie Charaktere und Leidenschaften in Personen verkörpert; die verschiedenen Gattungen derselben werden von den Indischen Kunstrichtern in bestimmte Classen gebracht, denn

1530) Es erschien zu Kalkutta: Sâhityadarpana, a treatise on rhetorical composition by Visvanâth Kavirâja. Published under the authority of the general committee of public instruction. Calcutt. 1828.

das Indische Drama bewegt sich, wie dieses schon aus den oben betrachteten Stücken sich ergeben konnte, in einer sehr weiten Sphäre: in der Götterwelt, dem Heldenleben, dem häuslichen und philosophischen Kreise, und von letzteren giebt es abermals Abarten, worin Häretiker die Hauptrollen spielen (sanlâpaka), sey es, daß die Philosophie der pietistischen Jainas, der atheistischen Charvakas, oder der protestirenden Buddhisten zur Zielscheibe des Witzes aufgestellt werde, wie besonders im Prabodhachandrodaya. Aus dem Volksleben giebt es kleinere Dramen, welche entweder Prozessionen, kriegerische Evolutionen, oder andere, meist abgerundete, Handlungen in Einem Acte darstellen, zuweilen selbst als Monologe (bhana), gewöhnlich aber mit Musik und Tanz eingeleitet und geschlossen, oder auch in spottenden Mimen vorgetragen. Hierher gehört noch die eigentliche Posse (prahasana), welche nur Lachen erregen will, und selbst der heiligsten Personen, wie Brahmanen und Asketen, nicht verschont, z. B. der Hâsyârnava, oder See des Lachens, eine Satire gegen Könige und Priester von Jagadisvaras; so wie ferner ein eigenes Drama für Leute niedern Standes, für Sclaven und Ausgestoßene, das sogenannte prastâna, deßen Oekonomie nicht genau bekannt ist. Alle diese Gattungen aber werden zu den untergeordneten Schauspielen (uparûpaka) gerechnet, oder zur niedern Komik, wie denn überhaupt, dem Style sowohl als den Regeln nach, zwischen ihnen und dem höhern, ernsthaften Drama ein großer Unterschied ist. Das eigentliche Schauspiel vorzugsweise (nâtaka), wie Sakuntala, Mudrarakshasas u. a. muß einen berühmten Gegenstand und nur erhabene Personen darstellen; der Hauptheld darf also entweder nur ein Gott, oder ein Heros, und Monarch seyn und Eine Handlung muß durch das Ganze durchgreifen. Die Einheit der Handlung ist also auch hier, wie bei den Alten, erstes dramatisches Gesetz, womit gewißermaßen die Einheit des Orts und der Zeit zusammenhängt; indeßen läßt sich der Indische Dichter durch letztere selten beschränken: die Zeit verfließt zwischen den Acten, oder wird durch einen Erzähler ausge-

füllt, der die Begebenheit bis zum folgenden Acte vorträgt und in die Handlung hineinleitet. Der Act (anka) selbst, der durch das Abtreten aller Personen bedingt wird, darf nicht über einen Tag hinausgehen und ein geregeltes Drama nicht weniger als fünf, nicht mehr als zehn enthalten: Sakuntala zählt sieben, Mrichhakati wirklich zehn Acte. Diese Ausdehnung, welche die Griechen durch ihre Trilogie erreichten, wird durch die Zeit der Vorstellung herbeigeführt, welche bei jeder feierlichen Gelegenheit am Tage stattfindet: an einem Götterfeste, bei einer Krönung, an Feiertagen, Hochzeiten, bei der Einweihung eines Hauses, oder bei Volksversammlungen auf den Märkten, und der ruhige Inder sieht geduldig der Katastrophe entgegen. Die Dichter selbst leisten der kindlichen Neugier ihres Volkes allen möglichen Vorschub, denn sie können, wie sich dieses im Epos ebenfalls bemerken läßt, niemals aufhören, sondern spinnen einen interessanten Gegenstand nach allen Seiten aus, oder es werden lange Episoden gestattet, wenn sie auch nur im entferntesten zum Abwickeln der Fabel beitragen. — Voran geht jedem Stücke ein Segensspruch oder Gebet für die Zuschauer, sodann die Ankündigung des Stückes und Dichters; der Zuschauer wird von dem Vorhergegangenen kurz in Kenntniß gesetzt um das Folgende verstehen zu können, und dieser Prolog ist denen des Euripides darin einigermaßen vergleichbar, daß er fast immer das Ziel vorauszeigt, weil der Dichter dennoch der Theilnahme gewiß seyn darf. Gewöhnlich spricht ihn der Schauspieldirektor (sutradhara), bei Kalidasa selbst agirend, indem er die Bühne anordnet, sich über die glänzende Versammlung freut, und nun mit einer Hauptperson seiner Truppe über die Wahl des Stückes sich beredet. Mitunter wird auch der Prolog einem Augenzeugen als Rolle gegeben, der uns plötzlich in das Locale versetzt, oder es wird endlich ein Lied gesungen, bis ein Schauspieler auftritt und durch irgend eine Handlung in die Scene hineinspielt. Hier z. B. der Anfang der Sakuntala:

Theaterdirektor (nach dem Segensspruche hereintretend) Wozu eine lange Rede? (Sieht nach dem Ankleidezimmer.) Wenn Sie mit Ihrem Putze fertig sind, Madame, so belieben Sie nur zum Vorschein zu kommen.

Schauspielerin (erscheint). Da bin ich schon; was befehlen Sie, mein Herr?

Direktor. Dieses, Madame, ist die zahlreiche und erlesene Versammlung des ruhmvollen Helden, unseres Königes Vikramaditya, des Beschützers aller frohen Künste. Vor diesen Zuschauern müssen wir ein neues Stück des Kalidasa, betitelt Sakuntala oder der Schicksalsring aufführen. Also bittet man allerseits um Aufmerksamkeit.

Schauspielerin. Wer könnte wol bei einer Unterhaltung, womit es so gut gemeint ist, nicht aufmerksam seyn?

Direktor (lächelnd). Ich rede ohne Rückhalt, Madame. — Insofern ein erleuchtetes Publikum von unsern theatralischen Talenten Vergnügen empfängt und ausdrückt, insofern und nicht weiter setze ich auf diese Talente einen Werth. Ich zweifle jedoch an meinen Kräften, wie groß auch immer meine Anstrengung sey.

Schauspielerin. Sie urtheilen richtig, daß Sie erst nach dem Grade des Vergnügens, den diese Versammlung empfinden wird, Ihr Verdienst abmessen wollen; allein ich zweifle nicht, bald wird sich's zeigen, wie man es schätzt. Haben Sie sonst noch Etwas zu befehlen?

Direktor. Was können Sie besseres thun, da Sie nun einmal auf der Bühne stehen, als die Seele der Zuhörer mit Gesang erheitern und ihren Sinn damit erquicken? u. s. w.

Der Plan des Stückes wird von den Dramaturgen genau auseinandergelegt, und es müßen, ihnen zufolge, fünf Elemente von der Schürzung des Knotens bis zur völligen Auflösung desselben zum Grunde liegen, nämlich: die Ursache (vìja, Same), oder der erste Umstand, aus welchem eine dramatische Handlung entsprießen mag; sodann die Entwickelung der Nebenumstände, vindu, der Tropfen, der das Gedeihen gleichsam befördert; ferner das Hinderniß (garbha, Schwan-

gerschaft), oder ein scheinbar hemmender Umstand, der aber gerade die Auflösung befördern hilft; darauf Episoden, die entweder bloße Verzierungen (patâka, Fahne), oder von untergeordneter Wichtigkeit überhaupt sind (prâkâri), und endlich die Lösung der Katastrophe, der eigentliche Zweck (kâryam). Die Charaktere betreffend, verlangen die Kunstrichter, daß einige streng nach der Sphäre des Stückes gehalten werden; dahin gehören besonders die Hauptpersonen: der Held (nâyakas) sey jung und liebenswürdig, oder unschuldig und duldend, damit er im Kampfe mit dem Schicksale Mitleiden und Theilnahme in Anspruch nehme, wie es auch von der Heldin (nâyikâ) erfordert wird. Beide haben nach Umständen einen Gefährten, oder eine Freundin, durch deren Mittheilungen dem Zuschauer manche Einzelheiten und geheime Beziehungen klar werden. Eine andere Hauptperson ist der Gegner des Helden (pratinâyakas); gewöhnlich boshaft und gegenwirkend; indeßen dürfen Grausamkeiten, ein Todschlag allenfalls ausgenommen, nie vor den Augen der Zuschauer stattfinden, sondern höchstens nur die Vorbereitungen gezeigt werden. Ueberhaupt ist die eigentliche Tragödie unbekannt, Trauer- und Lustspiel fließen hier in einander, und da noch überdieß der Inder eine wunderbare Entwickelung vorzieht, wo Aristoteles eine natürliche fordert, so kann man das Indische Drama, im Gegensatze des klassischen, das romantische nennen. Um die Intriguen auszuspinnen und den Situationen einen komischen Effekt zu geben, sind die Rollen dreier Personen gewöhnlich mit dem Stücke verflochten: die des Vitas, einer Art Hofmeister, in allen Künsten, besonders der Musik, erfahren, zuweilen den Cicisbeo, zuweilen den Parasiten machend, nur nie von der verächtlichen Seite dargestellt. Komischer ist ferner der Vishkambhas, ein wahrer Arlekino, der die Lücken durch Scherz und Possen füllen und immer Lachen erregen muß, weshalb er zuweilen aus einer bestimmten Gegend her ist, welcher der Volkswitz einen böotischen Charakter beizulegen pflegt. Nicht völlig so burlesk gehalten ist endlich der Vidhushakas, ebenfalls durch Witz

zur Belustigung des Publikums verpflichtet. Er ist ein demüthiger Gefährte des Helden, gleichsam der Pantalone, und merkwürdigerweise immer ein Brahmane, deßen höchste Seligkeit häufig, wie bei dem Madhavyas und Maitreyas in den obigen Dramen, im Essen und Trinken besteht. Die Gegenstände der dramatischen Dichtung können mannigfach seyn, und Wilson giebt in einem eigenen Abschnitte die Indische Klassification der Gefühle (rasas) und Gemüthsstimmungen (bhavas), welche dabei obwalten können, mit Beispielen aus vorhandenen Stücken. Das Hauptthema aller Dramen aber ist Liebe, zuweilen äußerst zart und dem Range des Gegenstandes angemessen gehalten, zuweilen glühend und roh, »jedoch weit weniger sinnlich,« fügt Wilson hinzu, »als die der griechischen und lateinischen Komödie, und nicht so metaphysisch, wie die des französischen und englischen Trauerspiels.« Ueberhaupt gewinnen wir durch das Epos und Indische Drama eine weit freundlichere Ansicht von der unumschränkten Freiheit des andern Geschlechtes, als wir sie aus der Gegenwart oder dem Gesetzbuche entnehmen konnten, wie in einem früheren Abschnitte auseinandergesetzt worden; dagegen werden jetzt schon in einigen Gegenden, wie in Maisore, die weiblichen Rollen durch Brahmanenjünglinge gegeben. In den meisten Dramen ist, wie sich erwarten läßt, der Stoff aus der Mythologie und den Epopäen entnommen, so Sakuntala und Urvasi, und bei beiden Stücken sind wir in den Stand gesetzt, durch Bekanntschaft mit Kalidasa's Quellen über sein dramatisches Talent ein Urtheil zu fällen: der Schicksalsring sowohl ist seine Erfindung, als bei der Urvasi die völlige Umänderung eines Purana. Durch diese Benutzung der Sage wird jedes Indische Drama im höchsten Grade volksthümlich, und begeistert, wie das politische Drama die Griechen, hier die ganze Nation, so sehr sie durch abweichende Regierungsformen getrennt seyn möge. Auch konnte der alte Dichter es wagen, barbarische Nationen, wie die Kiratas u. A., mit ihren eigenthümlichen Gebräuchen einzuführen, ohne daß das Interesse gestört wurde, weil das un=

ermeßliche Epos die Sitten solcher Barbaren hinlänglich geschildert hat, wogegen der Grieche mitunter seine eigenen Gebräuche den Ausländern leihen muß. Die Epopäen werden in Indien so bekannt vorausgesetzt, daß der, Gelehrsamkeit affektirende, Sansthanakas ein Beispiel über das andere, aber allesammt unrichtig, daraus anführt, wodurch der Dichter eine komische Wirkung beabsichtigt; ja noch gegenwärtig werden die meisten Volksspiele aus dem Epos entnommen; es wird eine Stelle im Sanskrit recitirt, dann nothdürftig erläutert, da es nur sehr Wenige noch verstehen, und nun in den Vulgardialekten die Handlung extemporirt [1531]). Nach obigen Umständen, und weil das Indische Drama größtentheils Sanskrit geschrieben ist, scheint Wilson seine Behauptung aufgestellt zu haben: es sey wol einzig und allein für die Gelehrten und höhern Stände aus der Brahmanen- und Kriegercaste bestimmt gewesen. Dagegen spricht aber, daß dramatische Lustbarkeiten bei Volksversammlungen auf den Märkten stattgefunden, und daß solche, besonders populäre Ballette und Possen, freilich nunmehr in neueren Mundarten, noch bis auf die neueste Zeit in den kleinen, freien Staaten Hindostans stattfinden. Raffles fand selbst auf Java die theatralischen Vorstellungen aus der frühesten Heldengeschichte sehr beliebt, und Papi war im Dekkan Zeuge, wie man das ganze Leben eines Helden an mehren Tagen nacheinander dramatisch vorstellte, worüber er sich günstig genug ausspricht: »Anstand, Ausdruck, Würde und Costüm übertrafen meine Erwartung, und ich muß gestehen, daß manche unsrer europäischen Schauspieler ihre Rollen gewiß nicht so gut gespielt haben würden [1532]).« Wir dürfen daher wol getrost auf ein großes Publikum, besonders an den heitern Volksfesten einiger Gottheiten, schließen, und sind dazu um so eher berechtigt, als Lyrik und Dramatik nicht zu den heiligen

---

1531) Daßelbe berichtet Symes (Reise S. 202) von den Birmanen, die ihr Theater aus dem Indischen Epos geschaffen hatten.

1532) Papi Briefe über Indien S. 417.

Sastra's, sondern zur profanen Poesie gerechnet wurden; da die Dichter selbst, deren Lebensumstände sich errathen lassen, nicht zu den Brahmanen gehören, und diese sogar zu geißeln wagen; da ferner die drei ersten Casten gleich vertraut mit Mythologie und Vedagelehrsamkeit waren, und das Sanskrit, die Schriftsprache Indiens, allgemein verständlich war. Fanden sich Sudras aus der niedrigsten Volksklasse ein, so gingen freilich die schönen Worte bei ihnen vorüber, und die Handlung allein mußte sie befriedigen, wie allenthalben der Fall ist. Der nächste Zweck des Indischen Theaters war: zu ergötzen, und auf diese Art eine weise Moral einzuschärfen, denn die Dramaturgen behaupten ausdrücklich: »die Haupttendenz des Theaters sey, durch Süßigkeit die übelschmeckende, aber heilsame Bitterkeit des Bechers zu verdecken.«

Die Diction der Dramen muß blühend und wohlklingend seyn, mit allen Zierden der Rhetorik und Rhythmik geschmückt, und nach Wilson entfaltet sich nirgend die Sanskritsprache reicher und wohltönender, als in den Stücken von Kalidasas: hier muß leider jede Uebersetzung verlieren, und mögen wir noch so sehr im Indischen Geiste lesen, so werden dennoch einige Gedanken, die ursprünglich durch Redeschmuck gehoben wurden, matt und alltäglich erscheinen. Die heitern Parthien sind gewöhnlich Prosa, Reflectionen aber, oder Naturschilderungen und gesteigerte Leidenschaft in gebundener Rede und allen möglichen Versmaaßen eingekleidet. Helden und Hauptpersonen sprechen Sanskrit, Frauen das weichere Prakrit, und dieser sanfte Dialekt, der sich zu jenem, wie etwa das Romanische zum Latein verhält, ist so sehr für milde Empfindungen geeignet, daß zuweilen selbst die Klage eines Helden darin verfällt, und Maitreyas im Mrichchakati sagt: »er müße immer lachen, wenn eine Frau Sanskrit läse.« Untergeordnete Charaktere sprechen mehr oder minder verdorbene Mundarten, etwa wie bei Aristophanes die Barbaren verdorbenes Griechisch oder Dorisch, die Megarer, Böotier und Lacedämonier ihren eigenthümlichen Jargon reden. Die rauhern Volksdialekte werden im Indischen Drama von den Commen-

tatoren immer durch Sanskrit erklärt, weil das Stück nach der Darstellung durch Abschriften sofort vervielfältigt und ein Eigenthum der Nation wurde; jedoch mußten auch die gebrauchten Dialekte dem Volke ziemlich bekannt seyn, da sowohl mit dem Sanskrit als Prakrit Wortwitze gemacht werden. Manche Stücke scheinen zwar nur einmal aufgeführt, bei andern aber läßt sich erweisen, daß sie öfter auf die Bühne gebracht worden, wie diejenigen, deren Verfaßer im Prologe als längst verstorben genannt werden. Nach den Citaten und Klassificationen der Dramaturgen muß der Umfang der dramatischen Literatur damals noch sehr bedeutend gewesen seyn, und Schlegel macht mit Recht auf den theatralischen Sprachgebrauch aufmerksam, der sich im Sanskrit gebildet hat [1533]); indeßen sind wol nur die Stücke vom ersten Range auf die Gegenwart gekommen. Den gefeiertsten Dichtern, Kalidasas und Bhavabhutis, werden jedem nur drei Stücke zugeschrieben.

Der scenische Apparat endlich scheint nach den Andeutungen, die sich darüber sammeln lassen, einfach gewesen zu seyn, denn eine stehende Bühne war nicht vorhanden, und wahrscheinlich wurde nur ein Brettergerüste zusammengeschlagen, wie früher zu Athen, wo es einmal bei einer Vorstellung des Pratinas zusammenstürzte. Bei öffentlichen Darstellungen auf den Märkten scheinen amphitheatralische Erhöhungen, Terrassen, Balcone u. dgl. aufgerichtet, und der Raum des Theaters einen bedeutenden Umfang gehabt zu haben, da Thronsitze, Waffenübungen, Prozessionen und Wagen, von lebenden Thieren gezogen, auf der Schaubühne selbst erschienen. Ein Vorhang trennte die Bühne (rangabhûmi, wörtlich Rangfläche), die schon in Nalus genannt wird [1534]), von den Zuschauern, deren Phantasie es vielleicht überlassen war, sich das entsprechende Locale auszumalen, weil Zimmer, Straßen u. s. f. ebenfalls durch wandelbare Bretterwände

1533) Schlegel Ind. Biblioth. II, S. 154.

1534) Nalus 5, 3.

(Katableme), oder durch Schirme und Vorhänge angedeutet wurden und von colorirten Dekorationen nichts verlautet; die Spieler indeß waren den Rollen gemäß gekleidet, und das Erscheinen von himmlischen Nymphen, so wie mythische Verwandlungen konnten nicht wohl ohne alle Maschinerie (bei den Alten die *μηχανή*) gegeben werden. In den Pallästen der Großen waren eigne Höfe, Säle und Nebenhallen, zugleich für Tanz und Orchester, daher Conzertsäle (sangîtasalâs) genannt, eingerichtet, welche eine Menge von Zuschauern faßten.

§. 23. Die Sprache endlich, in welcher die bis jetzt betrachteten klassischen Werke der alten Inder geschrieben sind, führt den Namen sanskrita, wörtlich composita, concreta, (von der Präposition sam und kri machen) nach dem Sprachgebrauche: die Vollkommene, im Gegensatze der übrigen, aus ihr hervorgetretenen, Volksdialekte. Sie ist in einigen Gegenden so völlig unbekannt geworden, daß es z. B. im Dekkan von jeder unleserlichen Inschrift heißt: es sei Sanskrit, um aller Mühe des Entziffierns überhoben zu seyn [1535]); als todte Sprache kann sie im ganzen Lande schon seit den Zeiten der Mohamedaner betrachtet werden, indeßen wird sie von den Brahmanen erlernt, um die heiligen Bücher zu verstehen, und selbst hie und da noch zu gelehrten Compositionen benutzt. Wäre nun auch von den alten Indern nichts auf uns gekommen, als etwa die Grammatik ihrer bewunderungswürdigen Sprache, und von dieser allenfalls nur das Verbum mit seiner geregelten Structur, seinem Reichthume an temporibus und modis, mit seiner Menge von Bedeutungen mittelst weniger Präpositionen, und seiner Fähigkeit sich alles Accessorischen bis auf die einfachsten Urelemente zu entledigen: wir würden gewiß von dem Geiste des alten Hinduvolkes uns einigermaßen zu überzeugen Gelegenheit haben. Denn nichts giebt wol den Charakter

1535) Asiat. Res. V. p. 305.

und die intellectuelle Bildung eines Volkes klarer und getreuer wieder, als der Spiegel seiner Gedanken: es mag ihm Vieles aufgedrungen werden, es kann Cultur und Künste von außenher erhalten, aber die Sprache ist ganz sein Eigenthum und es wird sie festhalten, so lange noch ein Funke von Selbstständigkeit es belebt; so lange bis es nach einer Reihe von Jahrhunderten gewohnt wird den Ausdruck seiner Empfindungen in fremde Form zu bringen. Von diesem Augenblicke an ist die Sprache einer Nation erstorben, und bei mehren Völkern des Alterthums wird es uns möglich, die wechselnden Schicksale derselben ziemlich genau wahrzunehmen: von der frischen Lebendigkeit und Jugendkraft der blühenden Literatur bis zu dem Erkranken, der Agonie und dem völligen Ableben der Sprache, auch wenn die Geschichte uns die politische Lage des Volkes verschwiegen hätte. Daher eben ist eine tiefere Analysis der Sprachen von so großer Wichtigkeit, denn wie der Numismatiker am Gepräge der Münzen die Perioden herrschender Dynastien erkennt und daraus die Ergebniße der Geschichte erhärtet, eben so prüft der Grammatiker das Fortbilden und Abschleifen einer Sprache, und zieht daraus Resultate für die Selbstentwickelung eines Volkes, für seinen innern Bildungstrieb, sein Sinken, oder seine Berührung mit Fremdlingen, denn wo immer er für Gegenstände der Kunst und Wissenschaft, sie stehe auf welcher Stufe sie wolle, selbstgeprägte Benennungen findet, die zu dem Culturzustande des Volkes in gerechtem Verhältniße stehen, da darf er mit Sicherheit auf einheimische Erzeugniße schließen. Verba besonders sind das reinste Produkt des menschlichen Geistes; sie geben erst der Sprache den inneren Gehalt, und nur bei großer Ausartung gestatten sie fremde Beimischung, oder nehmen ausländische Elemente unter sich auf, die nur dann Geltung erhalten können, wenn das Volk selbst die ungewohnte Handlung zugleich annimmt, wie der Altpreuße den Ausdruck für Schreiben mit der Sache zugleich von den nachbarlichen Polen entlehnen mußte. Wenden wir diese Grundsätze auf den Charakter des Sanskrit an,

so entfaltet sich in ihm ein Bildungstrieb, ein Streben nach Harmonie und Wohlklang, und eine philosophische Klarheit, wie in keiner Sprache mehr, die Griechische vielleicht ausgenommen; dabei sind alle Benennungen für jedweden Zweig altindischer Wissenschaft und Betriebsamkeit aus seinem eigenen Kreise entnommen; und wenn es uns bis jetzt an Schriftdenkmälern fehlt, diese Sprache bis zu ihrem Aussterben verfolgen zu können, so sind wir wenigstens durch das frische Leben, in welchem das klassische Sanskrit uns entgegentritt, einstweilen entschädigt, und können der thörichten Frage überhoben seyn: ob es jemals lebende Sprache gewesen, und nicht vielleicht eine Erfindung der Grammatiker sey? ob es eine Mischsprache, oder Ursprache zu nennen? und wie wohl die Mutter des Sanskrit ausgesehen habe? eine Frage, womit ebenfalls ein unglücklicher Scharfsinn sich beschäftigt hat. Endlich noch offenbart sich in dem sinnigen Gange des Sanskrit, wie es im Epos einherschreitet, eine ruhige Nüchternheit, gleich fern von Kälte, wie vom Schwulste Vorderasiens sich haltend, und das Einzige, was in diesen Schriften den Orientalen verrathen möchte, ist mitunter der Legendenton, wie ihn die Mythologie des Inders bedingt. Was für uns die Kenntniß des Sanskrit so ausnehmend wichtig macht, ist, daß die Sprache merkwürdigerweise die am meisten ausgebildete Schwester einer reichen Sprachfamilie, nämlich des Griechischen, Lateinischen, Gothischen, Lithauischen und Persischen ist, und analytische Vergleichungen von Bopp, Humboldt und A. zu den Ergebnißen geführt haben: das Sanskrit müße seine philosophische Feinheit und Bildung damals schon gehabt haben, als Griechische, Germanische und Italische Colonien von ihr sich trennten, weil für die meisten obsoleten Casus und Flektionen der genannten Schwestern sich dort analoge, aber geregelte Beugefälle finden, dagegen aber auch im Sanskrit manches obsolet geworden ist, welches wiederum die Schwestern aufweisen, weshalb man nicht mit Einigen das Sanskrit als Mutter dieses Stammes betrachten kann. Damit alle diese Sätze einigermaßen auch demjenigen deutlich

werden, der nicht mit analytischer Sprachforschung sich befaßt, will ich versuchen, einen kurzen Umriß von dem Sprachgebäude des Sanskrit darzulegen, soweit es ohne großen Aufwand von Beispielen angehen kann; jedoch muß vor Allem, um bei der Vergleichung festen Grund zu haben, einige Rücksicht auf die Schrift und die Verwandschaft der Laute genommen werden.

Von Hieroglyphen ist bei den Indern keine Spur, sondern alle gefundenen Inschriften sind mit einem Alphabete geschrieben, welches mehr oder weniger dem der alten Handschriften gleichkommt, selbst wenn unlesbar, nicht seine Verwandschaft mit diesem verläugnet, und in seiner rohesten Gestalt noch für freie Erfindung zeugt, ohne aus sinnlicher Zeichenschrift hervorgetreten zu seyn. Um zuförderst über den Ursprung der Schreibkunst bei den Indern einige Gewißheit zu erlangen, kommt es auf das Alter der Handschriften ebensowenig an, als bei der Schreibkunst der Griechen: die ältesten sind hier nur wenig jünger, als die Codices von Homer [1536]), und mit den ersten gelesenen Inschriften, vom fünften Jahrhunderte an; verläßt uns in Indien ebenfalls der Beweis aus Denkmälern für das frühere Vorhandenseyn der Schrift, und wir müßen zu innern Wahrscheinlichkeitsgründen und auswärtigen Zeugnißen unsere Zuflucht nehmen. Das gewöhnliche Schreibmaterial, Baumwollenpapier, verlangte, seiner geringen Dauerhaftigkeit wegen, ein öfteres Abschreiben, und daß in keinem Lande so viel geschrieben worden, als in Indien, dieses bezeugt nicht sowohl die Literatur des Volkes selbst, als besonders die Menge populärer Currentschriftarten, die sich von den ältesten an auf das ursprüngliche Alphabet zurückführen lassen [1537]). Die Erfindung des Baumwollenpapiers läßt sich historisch nicht ermitteln: nur soviel ist gewiß, daß die Araber bereits im Jahre 650 eine schöne Fabrik deßelben in

---

1536) Wolf prolegg. p. VI. Schlegel Ind. Biblioth. II. S. 49

1537) S. Heeren histor. Werke XII. S. 88.

Samarkand antrafen [1538]) und Ali Ibn Mohammed, der es erzählt, fügt hinzu, daß dieses Papier damals nur in China und dort verbreitet gewesen [1539]), worauf noch der Historiker Alghasali bemerkt, daß Amru daßelbe im Jahre der Hegra 88 (706) in Mekka eingeführt, woselbst man sich, nach einem Moallakahdichter, früher des syrischen oder damaskischen Papieres bediente [1540]). Voran ging diesem Fabrikate das Seidenpapier, deßen Erfindung sich die Chinesen um 108 vor Chr. beilegen, wogegen aber von Kennern des chinesischen Alterthums vermuthet wird, daß erst die Kunst mit Dinte und Papier zu schreiben, im Gefolge der Fo-Religion aus Indien nach China gekommen sey [1541]). Und in der That lobt bereits Nearchus die zierliche Schreibart der Inder auf Seide (ἐν σινδόσι) [1542]), wozu man sich, wie noch gegenwärtig, der Tusche und Rohrfeder bedienen mogte. Die älteste Methode ist aber unstreitig die noch auf Malabar übliche: mit eisernen Griffeln in grüne Palmblätter zu ritzen [1543]), wie es beständig im Drama geschieht, wenn die Scene im Freien ist; Sakuntala nimmt dazu ein Lotosblatt, die Urvasi bei demselben Dichter das Blatt eines **Bhûrja** [1544]), womit hier unmöglich unsre europäische Birke gemeint seyn kann [1545]), weil mindestens vier Verszeilen auf das Blatt geschrieben werden. Der sanskritische Ausdruck **likh**, malen, deßen sich das Epos für Schreiben bedient, setzt aber schon den Gebrauch der flüßigen Materie voraus; hier wie in allen al-

---

1538) Koch Gemälde der Revolutionen in Europa II. S. 19.

1539) Casiri Biblioth. Arab. Escurial. II. p. 9: wa laisa kabla zalikha yùgido 'l karthàsô illa bisamarkanda wa bissîni.

1540) Tharafa Moallaca vs. 31.

1541) Memoires de l'Academie XV. p. 520. Transactions of the Roy. Asiat. Soc. I. p. 7.

1542) Strabo p. 1044 (493).

1543) Curtius Ruf. 9, 15. Alvarez bei Ramusio I p. 125.

1544) Theater der Hindus S. 319.

1545) So Klaproth: réponse a quelques passages de la préface du Roman Chinois etc. (Paris 1830) p. 16.

ten Schriften ist Schreiben und Lesen eine allbekannte Sache, wenn von den Veden die Rede ist; die Bhagavadgita erwähnt des ersten Buchstabens im Alphabete [1546]; das Zeitwort adhî, überlaufen, kann auch unmöglich von der Tradition und dem Auswendigbehalten gebraucht werden, und es findet demnach in Indien wenigstens nicht Statt, daß die Schreibkunst sich erst mit der Prosa, wie bei andern Nationen, entwickelt habe [1547]). Auch mußte die Kunst wohl zu den Zeiten der Macedonier ziemlich allgemein in Ausübung kommen, wenn jene Wegweiser an den Kunststraßen mit Namen und Meilenzahl nicht ganz unnütz seyn sollten, und es findet sich nur eine einzige Stelle, nach welcher man den Indern die Schreibkunst absprechen zu müßen geglaubt hat, nämlich, wenn Megasthenes erzählt, sie hätten keine Schrift (ὀ γὰρ γράμματα εἰδέναι αὐτούς), sondern man lasse vor Gericht Alles auf das Gedächtniß ankommen [1548]); allein man hätte, ohne das Gerichtswesen der Inder zu befragen, diesen Ausspruch nicht so allgemein fassen sollen, denn die Stelle sagt nur aus, daß die Richter im Forum sich keiner schriftlichen Codicillen bedienten, sondern die Entscheidungen des Gesetzes im Gedächtniß haben mußten, und ein gewöhnlicher Reisender würde, da daßelbe Verfahren noch gegenwärtig beobachtet wird [1549]), auch in unsern Zeiten gerade so erzählen. So viel ist aus Allem wohl gewiß, daß die Schrift, mogte sie gleich noch unbekannt seyn, als die verwandten Sprachstämme vom Sanskrit sich trennten, weil im entgegengesetzten Falle die Griechen kaum das unvollkommne phönizische Alphabet, wodurch ihrer Sprache so großen Einhalt gethan wurde, angenommen hätten, dennoch bald mit dem Sanskrit Hand in Hand gegangen, da die Sprache in ihrem euphonischen Baue so oft erst der Schrift sich anbequemt hat; vor Allem aber

1546) Bhagavadgîtâ 10, 33.

1547) Wolf prolegg. p. LXXII.

1548) Strabo p. 1035.

1549) Lacroze Ind. Christenstaat S. 586 Asiat. Res. X. p. 105.

wol gewiß, daß diese Schrift dem Sanskrit nicht von außen aufgetragen, sondern ebenfalls ein freies Erzeugniß Indiens genannt werden müße, denn auch dem gründlichsten Paläographen, Kopp, ist es nicht gelungen, die Indischen Schriftarten mit den Phönizischen in Uebereinstimmung zu bringen [1550].

Das Alphabet des Sanskrit, welches die Inder als inspirirt auf den Brahman zurückführen, wird Devanâgarî, oder Götterschrift genannt und geht, wie alle Schriftarten Indiens, welche aus ihm sich abschliffen, von der Linken zur Rechten. Es ist nach den Organen angeordnet und so vollständig, daß jede vollkommne Sprache mit seinen 49 Zeichen ausreichen würde. Unter den Vokalen, mit den Diphthongen 14 an der Zahl, welche mitten im Worte durch Compendien geschrieben werden, fehlen nur die beiden kurzen o und e, d. h. sie sind in der Schrift ohne Bezeichnung geblieben, in der lebenden Sprache dagegen in dem kurzen a vorhanden, und können häufig noch durch die verwandten Idiome ermittelt oder vermuthet werden, z. B. asthin, Knochen, ὀςέον; aris, Feind, ἔρις, allein es wird mißlich, hiernach die Aussprache eines erstorbenen Dialektes zu bestimmen, möge auch immerhin der A-Laut im Sanskrit etwas einförmig durchtönen. Eigenthümlich dagegen sind der Devanagarischrift die vokalähnlichen Buchstaben ri und lrî; das letztere Zeichen, in der Aussprache etwa dem durchstrichenen polnischen l vergleichbar, ist bloß der Gleichförmigkeit wegen erfunden, damit die Halbvokale ya, ra, la, va, welche in Vokale übergehen können, ihre entsprechenden Elemente i, ri, lri und u haben möchten: das ri aber, oder r als Vokal, ist dem Sanskrit wesentlich, erscheint jedoch in

1550) Kopp Bilder und Schriften der Vorzeit II. S. 367 ff. Daß sich hier bei der Vergleichung einiger Züge Irrthümer eingeschlichen, welche die etwaige Aehnlichkeit wieder aufheben, darf man dem scharfsinnigen Manne um so weniger anrechnen, als er seine Vermuthungen selbst nur eine Phantasie und Hypothese nennt. So ist z. B. das sanskr. Chha, als Palatalis (tschha ausgesprochen), ein ganz anderer Laut, als das semitische Chet; jha (spr. dschha) niemals das semit. Yod u. s. f.

den Schwestersprachen als Konsonans, durch **Guna**, wie der Inder sagen würde, verhärtet, z. B. **kri** oder **kr**, **schaffen**, cre-are; vrit, vert-ere; **stri**, ster-nere; **trip**, τέρπ-εσθαι u. s. f. William Jonas und Wilkins haben zur Bezeichnung der Sanskritischen Laute einfache Elemente nach italiänischer, französischer oder englischer Aussprache gewählt, oder mit Punkten nachgeholfen [1551]), und daher hat dieses ri, in lateinischer Schrift gegeben, wo möglich einen Punkt unter sich, damit es nicht mit dem wirklichen r verwechselt werde. Jeder Vokal ferner hat für seine Verlängerung eine besondere Form, also a und â (अ, आ), i und î (इ, ई), u und û (उ, ऊ), ri und rî (ऋ, ॠ), lri und lrî (ऌ, ॡ). Aus a mit folgendem i, gleichviel ob sie lang oder kurz seyen, wird der Diphthong e (ए), der demnach immer lang ist, ohne der Bezeichnung (z. B. mêru) zu bedürfen; aus a + e wird ai (ऐ), gleichsam ein Triphtong, und nach demselben Gesetze entsteht aus a + u das o (ओ), aus a + o der Laut au (औ). Diese Verschmelzung geschieht nicht allein der Euphonie wegen, wenn das Wort, mit einem Vokale endend, sich dem folgenden anfügt, sey es in der Composition, oder um den Hiatus zu vermeiden (z. B. Hitopadesa, aus hita-upadesa), sondern es findet auch eine ähnliche Wandlung bei der Derivation Statt, jedoch so, daß hier der Umlaut aus dem Vokale selbst erwächst z. B. aus dem i durch Verstärkung e, aus u ein o wird, welchen ersten Schritt die Grammatiker **Guna** oder Färbung nennen; die zweite Steigerung, nach welcher aus i ein ai, aus u ein au wird, heißt **Vriddhi** oder **Wachsthum**. Vermittelst dieser einfachen Procedur ist man jederzeit in den Stand gesetzt, das Abgeleitete zu erkennen und auf seinen Stamm zurückzuführen: so führt **prauda**, **der Stolze**, auf die Wurzel **prud**, **stolz**

1551) **Jones** on the orthography of Asiatik words in Roman letters und **Wilkins** in seiner vortrefflichen Grammatik.

seyn, yauvana, die Jugend, zunächst auf yuvan, Jüngling, und, auf die verwandten Sprachen angewandt, entspringt aus cupere zuerst copa, dann cauponari, denn Kaufen entlehnt seine Bedeutung vom Wünschen, wie emere vom Wegnehmen des Gekauften; ebenso ist das Altnordische raudr, roth, oder das Lithauische raudonas schon Verstärkung, während das Sanskrit, rudhiras und ἐρυθρός ursprünglicher sind. Ein gewißer Florus, der über seine Sprache nachgedacht, wollte in einigen Fällen au für o (plaustrum statt plostrum) schreiben, August aber machte ihn darüber zum Gespötte und nannte ihn fortan nur Flaurus [1552]). — Jeder Consonant des Devanagari trägt als seine Seele oder Partikel, (mâtrâ) das kurze a in sich, bis ein anderer Vokal es tilgt, etwa wie nach Einigen das Altrömische krus für carus, kra für cera schrieb [1553]), und dieses a liegt ursprünglich in der perpendikularen Linie der Konsonanten, daher diese wegfällt, wenn er stumm, oder verdoppelt wird, wenn das a lang werden soll. Dieses merkwürdige Vokalisationssystem kann wegen seiner Genauigkeit und Consequenz wol nur Einmal erfunden seyn, und die Eigenthümlichkeiten deßelben gehen in den gerundeten Currentschriften, ja schon in mehren runden Formen des Devanagari verloren, die also später hinzugekommen seyn mögen, weil sie in der That nur Modificationen anderer Laute sind. Eine horizontale Linie oberhalb der Buchstaben bildet diese kalligraphisch zu Wörtern, indeß ist sie unwesentlich und fehlt noch fast gänzlich auf alten Inschriften.

Nach den Vokalen und Diphtongen folgen die Konsonanten, nach einer bestimmten Ordnung ihrer fünf Klassen, so daß, diese untereinander gesetzt, die erste Perpendikularreihe die tenues, die zweite deren Adspiraten; die dritte die medias oder weichen, die vierte ihre Adspiraten, und die fünfte die Nasalen einer jeden Klasse giebt. In andern Sprachen sind

1552) Sueton Vespasian. 22.

1553) S. Lehrgebäude der Diplomatik II. S. 452.

die Letztern nicht, wie hier, durch eigene Zeichen geschieden, obgleich das gutturale n in angelus ein ganz anderes, als das dentale in ante ist; ein Punkt oberhalb der Konsonanten, das sogenannte Anusrara, kann jedeh Nasal als Compendium ersetzen. Die fünf Konsonantenklassen selbst sind: 1) die Gutturale, ka, kha, ga, gha, na (क, ख, ग, घ, ङ); 2) die Palatale, welche für Sprachvergleichung besonders wichtig wird. Diese Konsonanten lauten nämlich: cha (च); durch Bopp mit tscha ausgedrückt, wodurch das Unbequeme entsteht, daß dann drei Elemente an die Stelle eines Einfachen treten, und der Unkundige irre werden kann, ob nicht t und s für eben so viele Devanagari-Zeichen gesetzt seyen, daher hat Wilkins das englische oder spanische ch gewählt, welches den erforderlichen Laut ausdrückt; ferner chha (छ), ja (ज), bei welchem derselbe Uebelstand eintritt, wenn man dscha schreibt, während das englische j (in James) den Konsonanten wiedergiebt; sodann die Adspirate jha (झ) und Nasalis na (ञ). Das cha geht selbst schon im Sanskrit in k über (von vach, reden, vâk, das Wort, vox), daher im Lateinischen qu die Stelle vertritt: pancha, fünf, quinque, chatur, vier, quatuor u. s. w.; an die Stelle des weichen ja tritt in den klassischen Sprachen ein g, welches höchst wahrscheinlich denselben Laut hatte, da er noch in den Dialekten haftet: raj, herrschen, rájan, König, regere und rex (für regs), im Italiänischen il rege; eben so jâmu, Knie, γόνυ, genu, im Französ. genou u. a. m. 3) Die Lingualen oder Cerebralen, Kopftöne im Sanskrit genannt: ta, tha, da, dha, na (ट, ठ, ड, ढ, ण) sind Dentalen mit einem schnarrenden Tone, und dieser Sprache eigenthümlich. Sie haben die Neigung, in r überzugehen (pattisa, die Partisane), und werden in römischer Schrift durch einen Punkt unterhalb von den Dentalen unterschieden. Diese sind 4) ta, tha, da, dha, na (त, थ, द, ध, न) und die Labialen 5): pa, pha, ba, bha, ma (प, फ, ब, भ, म). Es folgen hierauf die Halbvokale: ya (für welches nun das j nicht mehr angewendet werden darf,

da es oben verbraucht wurde) ra, la, va (र, ऱ, ल, व); sodann die Sibilanten: sa, sha (nach englischer Weise, weil ch schon einen Laut ersetzte), und das dentale sa (श, ष, स), und endlich die Spirans ha (ह). Das erste s wird mit einem Punkte vom reinen unterschieden, würde aber wol am besten mit ça wiedergegeben, da es selbst im Sanskrit, mehr aber noch in den verwandten Sprachen, zu einem k wird: dis, anzeigen, indicare, δείκνυμι; das, beißen, δάκω; dris, sehen, δέρκ-εσθαι; pasu, Thier (von pas, binden) pecus; satam, hundert, centum; dasa, zehn, decem, δέκα; svan, Hund, κυών u. m. dergl. Das f fehlt unter den Elementen des Sanskrit, indessen vertritt das adspirirte bha seine Stelle: bhû, seyn, φύω, fuo; bhri, tragen, φέρω u. s. w. — Die Anordnung übrigens, nach welcher hier die Buchstaben aufgeführt worden, ist alt, denn sie findet sich in den ersten Wurzelsammlungen beobachtet, und ist die Reihenfolge aller Wörterbücher, sowie der abgeleiteten Schriftarten geblieben. Die Verbreitung dieser Schrift hängt genau mit der Geschichte des Buddhismus zusammen, der vom 5ten vorchristlichen Jahrhunderte an, von Indien aus nach fast allen ostindischen Inseln, nach China, Japon und dem nördlichen Tibet allmählig sich ausbreitete. Ziemlich rein ist noch das Devanagiri in der Schrift von Kasmir und eines nördlichen Idiomes in Indien (bribhâsha); wenig abweichend der Zug des Hindostani um Agra und Delhi, so wie der Sikhs im Penjab und der Mahratten; mehr gespitzt und flüchtig erscheint der Charakter für den Dialekt Bengali in den Gangesländern, mit welchem auch die Bewohner von Assam am Brahmaputra schreiben. Weiter nach Süden hin rundet sich die Schrift immer mehr, von der in Orissa an bis zu dem einfachen Zug des Tamil, der auf ein hohes Alter deutet, zu dem von Karnatik, dem des Telinga im Innern des Dekkan, dem Birmanischen auf der östlichen Halbinsel, und endlich dem Cingalesischen auf Ceylan. Nebst diesen gangbaren Schriftarten finden sich indeß noch viele, die als todte Stereotypen zu betrachten sind, wie der dreifache

Charakter des Pali, in welchem die heiligen Bücher der Buddhisten in Ava, Pegu und Arakan geschrieben sind, und der, wie sein Idiom aus dem Sanskrit, aus dem Devanagari hervorging [1554]; ferner das Kavi auf der Insel Java, auch Alphabet des Buddha genannt, und endlich das Tibetanische Dvujan, mit deßen Hülfe man allein im Stande seyn würde, alte Sanskritinschriften zu entziffern [1555]. Außerdem schreiben noch die Tibetaner mit einem Schriftzuge, gsab genannt, welcher um 600 unmittelbar durch Thonmi Sambodha dem Devanagari nachgeformt wurde, und für die Paläographie dadurch wichtig wird, weil die Inschriften von Gaya u. a. aus dem 9ten Jahrhunderte mit diesem Schriftzuge zusammentreffen und in ihm den Schlüssel finden [1556].

§. 24. Um nun die Eigenthümlichkeiten und den innern Bau des Sanskrit einigermaßen darlegen zu können, müßen wir nothwendig auf die sogenannten Wurzeln der Sprache zurückgehen. Der Inder, welcher so gerne über Alles speculirt, hat von jeher über seine Sprache nachgedacht, weil sie das heilige Idiom war, in welchem Brahman selbst die Religionsschriften geoffenbaret habe. Er hat in Wahrheit den Bildungsgang dieser Sprache richtig aufgefaßt, und ein wichtiger Schritt war geschehen, als er es versuchte, die Verba ihrer Subjectivität zu entkleiden, um durch diese abstrahirende Operation auf die nakten Elemente der Sprache zu kommen, auf welche sich ebenfalls die meisten Nominalformen zurückführen laßen: was daher noch Schlözer für Träumerei erklärte, die allerersten Elemente einer Sprache auffinden zu wollen, dieses hat das Sanskrit längst zu Stande gebracht, wol aber ist es Mißbrauch, wenn neuere Linguisten mittelst des Sanskrit zu

---

1554) S. die Tabellen bei **Burnouf** et **Lassen** Essai sur le Pali.

1555) **Abel Remusat** recherches sur les langues Tatares I. p. 342.

1556) S. eine wichtige Abhandlung von J. J. Schmidt: Ueber den Ursprung der Tibet. Schrift. Academ. Vorlesung vom 13. May 1829.

den Urwurzeln aller Sprachen hinaufsteigen wollen. Diese Stämme (dhâtavas) bilden offenbar nach der Interjection, dem bloßen thierischen Hauche ohne Object, der die Empfindungen nur durch Höhe und Tiefe des Vokals auszudrücken strebt, die ersten Anfänge, den flüchtigen Hauch zu bekörpern, als die bloße Mimesis nicht mehr ausreichen wollte; kann der Vokal gleichsam die Seele der Sprache genannt werden, so bilden die Konsonanten die eigentliche Physiognomie derselben, und in ihnen liegt das Charakteristische mit mehr oder weniger Onomatopoiie, je nachdem bei der Sprachbildung die sinnliche Naturanschauung, oder der gereiftere Verstand vorherschend thätig war. In den sanskritischen Stämmen finden sich sehr wenig schallnachahmende, wie tup, schlagen, τύπτειν, pat, fallen; desto mehr aber für Sagen, Wißen, Lehren, Meditiren; am wenigsten für Streiten und Kämpfen, welches den denkenden Ernst des friedlichen Volkes von seinem Werden an beurkunden dürfte, da sich »so vielfache Spuren der Indischen Abgezogenheit und des Hanges zu frommer Einsamkeit, im Munde des Volkes sich bildend, in der Sprache nachweisen lassen [1557]).« Aus dem Entstehen der Wurzeln durch Hinzutreten von Konsonanten zu dem bloßen Hauche, folgte nothwendig, daß sie einsylbiger Natur seyn mußten, gleichviel, ob ein oder mehre Konsonanten sich anlehnten: mâ, messen, smi, lächeln, skand, aufspringen. Wurzeln von bloßen Vokalen nimmt Grimm nicht an, und das Sanskrit rechtfertigt den scharfsinnigen Sprachforscher vollkommen, denn es zeigt sich, daß hier nur ein Konsonans wegfiel, oder in andern Sprachen die Stämme sich verflüchtigten, wie das Griechische ἄω, im Sanskr. av und vâ, wehen. Es folgt aber ferner noch aus dem Entwickeln der Stämme für ihre Bedeutung, daß sie einen descriptiven Redetheil bilden würden, der die Mitte halte zwischen Interjection und Adjectiv, daher denn der Verbalstamm häufig am reinsten im Imperative, oder als letztes Glied ei-

---

1557) Humboldt über Bhagavadgita S. 60.

nes Adjectiv-Compositums wiedererscheint, z. B. dharmavid, rechtskundig, denn vid ist zugleich der Stamm: einsehen, verglichen mit frugifer, armiger und andern. Auf diese Weise ist die Endung brum im Lateinischen mit bhri, tragen, zu vergleichen: candelabrum, Lichtträger. — Die Indischen Grammatiker betrachten diese Verbalstämme als Grundkeime und gleichsam als Materie (prakriti), welche nur dann erst zu Zeitwörtern werden, wenn man intellectuelle Prädikamente hinzudenke; wenn die Relation zum Attribute und die Existenz des Subjects in quantitativer und qualitativer Hinsicht ausgedrückt, kurz, ein völliger Satz hingestellt werde, da z. B. tupâmi, ich schlage, eigentlich das Prädikat (tup), die Copula (as, seyn) und Subjekt (mi) in sich enthält: schlagend bin ich [1558]). Sie geben daher auch die Bedeutung der Wurzelwörter durch abstrakte Begriffe: Sage, Bewegung u. s. w., die sie als Urcategorien betrachten, an, und noch dazu in einem Casus, der am wenigsten Beziehung auf ein Object hat, dem Locative; z. B. î, gehen, wird erklärt durch kânti-gati-vyâpti-kshepa-prajana-khadaneshu, im Lieben, Gehen, Erreichen, Werfen, Zeugen, Beißen, ein einziges Compositum, deßen letztes Glied den localen Casus erhält. Es finden sich an 500 Stämme der Bewegung; nächst diesen sind die des Tönens am zahlreichsten, aber erst als Verba mit organischem Leben oder Flection können sie Anspruch auf den Sprachgebrauch machen, der die Bewegung und den Ton genauer bestimmt: ling, sich bewegen, erst in der Flection oder mit Präpositionen: umschlingen; ag, bewegen, agere, aber speciell vom Feuer, daher agnis, Feuer, ignis; valg, sich bewegen, erhält als Verbum erst den Begriff des schiefen und krummen Gehens, vergl. das lateinische valgus, das griechische φέλγω, flecto, und

1558) Diesen analytischen Sprachgesetzen des Sanskrit ist erst Bopp auf die Spur gekommen und hat Bahn gebrochen in seinem: Conjugationssysteme der sanskrit. Sprache, in Vergleichung mit jenem der griech. latein. persischen und germanischen Sprachen. Frankf. 1816.

das englische to walk, welches die Nebenidee verloren hat.[1559]). Ebenso heißt tus, tönen, im Sprachgebrauche husten, tussire; vrih, tönen, eigentlich vom Geschrei des Elephanten, und somit schlummern alle diese Nüanzen gewißermaßen in den Stämmen, nur wollen sie durch Hervortreten in die Sprache Leben und Bewegung erhalten. Wie sehr diese Behandlung der Verben unsern Blick in das Innere des Sprachgebäudes erleichtern müße, leuchtet von selbst ein, und gewiß wäre ein gleiches analytisches Verfahren mit den classischen Sprachen, wobei die Bemühungen von Scheid, Lennep und Valckenaer kaum in Betracht kommen, dringend zu wünschen, um durch Nebeneinanderhalten der Stämme verwandter Idiome ihren historischen Stufengang allmählig ermitteln zu können. Das Lateinische und Lithauische scheinen im Festhalten der Verbalstämme dem Sanskrit, bei weitem näher zu stehen, als das Griechische, weil die edle Sprache der Hellenen, früher sich selbst überlassen, ihre asiatische Physiognomie unter dem Schleier griechischer Eigenthümlichkeit verbirgt, allein mit Hülfe des Sanskrit wird es auch hier möglich, eine Menge von reinen Stämmen zu ermitteln und abzusondern.

Fast jede Indische Originalgrammatik hat als Appendix die Stämme unter dem Namen eines Wurzelbuches (dhâtupâta) gesammelt, von denen besonders zwei Sammlungen wegen ihrer Vollständigkeit allgemeines Ansehen genießen: die von Kasinatha, deßen Verbalstämme Wilkins edirte[1560]) und von Vopadeva (kavikalpadruma), welche Carey seiner Grammatik einverleibte: aus beiden ist das gründliche Werk von Rosen, mit Belegen aus den alten Schriften, geflossen[1561]). Die Zahl der Verbalstämme ist 2352, wozu noch

---

1559) S. Buttmann Lexilogus I. S. 246.

1560) Srî Dhâtumanjarî (elementorum palmes), the radicals of the Sanscrit language, by Ch. Wilkins. Lond. 1815.

1561) Radices Sanscritae, illustratas edidit Fried. Rosen, Berol. 1827.

44 sogenannte Sautrawurzeln kommen, d. h. solche, die in den grammatischen Regeln (sûtrâni) angenommen werden, um die wenigen Nomina, welche auf jene nicht zurückgehen, von ihnen ableiten zu können. Auf die Hälfte würde diese Gesammtzahl zu reduciren seyn, wenn man Verba gleicher Bedeutung, oder nach verschiedenen Conjugationen sich abwandelnd, unter Eine Rubrik stellen wollte. Auch scheint sich die Sprache selbst mit bei weitem weniger Stämmen zu begnügen, denn zu mehr als 1800 fehlen bei Rosen die Belege, und es kommen demnach nur an 500 gangbare Stämme in den ersten Schriften der Sanskritliteratur vor, die aber durch vorgesetzte Partikeln einen unendlichen Reichthum von Bedeutungen geben. Diese Partikeln, 18 an der Zahl, sind sämmtlich mit den Präpositionen der schwesterlichen Sprachen verwandt, wie pra (pro), pari (περί), upa (ὑπό) u. s. w. sie sind im Sanskrit fast alle von den Verben untrennbar, und werden in allen verwandten Mundarten erst dann zu separirten Nominalpräpositionen erhoben, wenn die Casusendungen sich abschleifen, wie der Slave kein von, durch und mit des Instruments gebraucht, weil er seinen Instrumentalis hat. Einige Beispiele, wie jene Partikeln den Stamm modificiren, mögen folgende seyn: pat, fallen, heißt mit ut (ut-pat) auffliegen, πέτεσθαι, â-pat, heranstürzen; lambh, erlangen, upa-lambh, verstehen, gleichsam auf sich nehmen, ὑπολαμβάνειν; svas, athmen, â-svas, trösten, freien Athem geben, nir-svas, seufzen, ausathmen, vi-svas, ruhig seyn u. s. f. Es ergiebt sich aus einer Zusammenstellung bei Rosen, daß kein Verbum vier Präpositionen vorsetze, wol aber mit dreien und zweien sich viele finden. — Betrachtet man diese Verbalstämme des Sanskrit im Allgemeinen, so scheint die Sammlung derselben aus einer Zeit herzurühren, als noch die Sprache in frischem Leben war, aber bereits in diesen ihren Grundelementen einigermaßen sich erweitert und fortgebildet hatte. Man kann vielleicht noch die fortschreitende Sprache in diesem Streben zur Erweiterung verfolgen, denn

es liegen in der Natur der Stämme selbst einige Uebergänge, die kaum das Werk der plötzlichen Sprachbildung gewesen seyn können. Zuerst suchte das Sanskrit eine Anzahl neuer Stämme zu gewinnen, indem es den Endconsonanten abwarf und dafür den Wurzelvocal verlängerte; diese Operation muß indeßen sehr früh stattgefunden haben, da die verwandten Sprachen oft schon in den Doppelstamm sich theilen und nun durch das Sanskrit wieder vereinigt werden. Beispiele sind:

gam und gâ, gehen,

bhas und bhâ, leuchten, vergl. φάσκω und φάω.

sthal und sthâ, stellen, stehen, vergl. στέλλειν und stare,

ir und î, gehen, vergl. mit ἰέναι und ir-e,

dru, drav und drâ, laufen; alle sind noch im Sanskrit vorhanden; mit dem Letztern stimmt δράω,

dhri, dhar und dhâ, setzen, vergl. τίθημι (dadhâmi); aus dhar stammt im Sanskr. dhârâ, Erde, während terra keine Ableitung giebt,

pal und pâ, herrschen, ausbreiten, vergl. pellere. Ersteres erscheint wieder im Caussale und in pallis, Residenz, als Endung der Stadtnamen, wodurch also das stammlose πόλις Licht erhält.

Ferner suchte die Sprache ihre Stämme zu vermehren durch Verstärkung des Wurzelvokals durch Wriddhi: gì und gai, singen, dhì und dhyai, meditiren, u. a., oder durch Wandlung deßelben in seinen Halbvocal, wo die verwandten Sprachen noch den Stamm reiner bewahren, z. B. sved, schwitzen, alt sud, lat. sud-are; svan, tönen, alt sun, lat. son-are; svap, schlafen, früher sup, lat. sop-ire. — Wiederum findet ein Streben der Wurzel statt, zweisylbig zu werden; man zählt bereits 13 Verbalstämme, die wirklich von dem Gesetze der Einsylbigkeit eine Ausnahme machen, und deren Entstehungsart deutlich zeigt, wie sich die Sprache zu bereichern gesucht habe. Gewiß würden wir bei fortgehendem Bildungsgange des Sanskrit mehrere solcher Wurzeln finden, die theils als Denominative daständen, wie sich aus duskha, Schmerz,

schon ein eigenes Verbum dukh, schmerzen, gebildet hat, wie katha, erzählen, von dem Fragepronomen katham, wie? herkommt, also eigentlich: das quomodo einer Sache darlegen [1562]), welches man im Lat. in-quit und dem Engl. quoth nicht mehr erkennt; theils Partikeln und andere Elemente mit dem Stamme verschmolzen hätten, wie es in den wenigen zweisylbigen Verben geschehen ist. — Der letzte Schritt endlich zur Bereicherung war das Verlassen des Wurzelvocals, von welchem es im Sanskrit verhältnißmäßig wenige Beispiele giebt, die Sprache erlaubt sich durchaus keinen Wechsel wie etwa in: brach, brechen, brich, gebrochen, Bruch, sondern hält ihren Vocal auf jede Weise fest, und gestattet nur, daß er in die verwandten sich verstärke durch Guna und Vriddhi. Häufig und alt jedoch ist der Wechsel des â und î, z. B. pâ, piv und pî, trinken, wodurch πόω, bib-ere und πίνω vereinigt werden; ferner âp und îp, erlangen, ad-ip-isci, mit der Präposition abhi: hoffen, lat. op-tare; mit pari: geschickt seyn, lat. ap-tum esse.

Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, der, wie es augenfällig ist, für die Ergründung der classischen Sprachen von der größten Wichtigkeit wird, und der als Grundlage des Sanskrit eine gewiße Ausführlichkeit erforderte, muß ich noch derjenigen Stämme erwähnen, die nach Willkühr einen Nasal einschieben, und in einigen Formationen wieder verlieren, weil durch sie die gleichen Lat. Zeitwörter mit den Griech. sich vereinen, und ihren gemeinschäftlichen Haltpunct im Sanskrit finden: lih und linh heißt lecken, vergl. λείχειν und lingere; chhid und chhind, spalten, σχίζειν und scindere; ud und und, fließen, vergl. ὕδωρ und unda; labh und lambh, erreichen, λάβω und λαμβάνω; yuj und yunj, verbinden (yuktas) jungere und jugum; pij und pinj, malen, (piktas), pingere und pictus; sak und sank heilig, ehrwürdig

1562) S. Schlegel Ind. Biblioth. I. S. 337.

seyn, wodurch sich sacer und sanctus vereinen, und bei denen Kärcher und Andere noch jüngst keine Wurzel ausfindig machen konnten.

Das Lateinische besonders erhält durch das Sanskrit eine Haltung und Sicherheit in seinem etymologischen Theile, wie durch keine andere verwandte Sprache: wollte man den Streit der Grammatiker entscheiden, ob vehemens mit einem h zu schreiben [1563]), so würde der sansk. Stamm vah, tragen, vehere es bejahen; wollte man aevum *αἰών* auf einen Stamm zurückführen, so findet sich dieser im Sanskr. iv, dauernd seyn; der Tag dies lautet im Sanskrit dyà (wie bei den Kretensern *Δία*) und kommt von div, glänzen. proelium im Sanskrit pralaya, Auflösungskampf, von pra-lî; die Zähne, *ὀδόντας*, dentes, sind im Sanskrit die Essenden adantas von ad, edere; eben diese Sprache belehrt uns, daß die Ableitung der Alten in Hinsicht des Wortes vidua vom hetruskischen iduare falsch sey [1564]): die Wittwe heißt im Sanskrit vidhavà, wörtlich ohne Mann (dhavas) und so in unzähligen Fällen. Zuweilen liegt eine mehr als zufällige Spur, daß die verwandten Sprachen mit oberasiatischen enger zusammengehangen, in den Wörtern selbst: der Lithauer sagt wieszpats für Herr wie das Sanskrit wisampatis, aber hier heißt es wörtlich Herr der dritten Caste, der Visas [1565]); madidus, feucht im Lateinischen und mad im Englischen finden ihre Verbindung merkwürdigerweise im Sanskrit: mad steht hier in der ersten Bedeutung vom Elephanten, deßen Schläfe zur Zeit der Brunst eine Feuchtigkeit hervortröpfelt, daher sodann von der Wildheit des Thieres in diesem Zustande: wüthend seyn. — Doch es wird Zeit diese nakten Stämme, aus denen die Verba erst erwachsen, zu verlassen und die letztern selbst einen Augenblick noch zu betrachten.

1563) Schneider lateinische Grammatik S. 188. 611.

1564) Macrob. Sat. 1, 15.

1565) S. Bopp Sündfluth S. 150.

Nach der Art und Weise, wie sich die Personalausgänge an den Stamm anschließen, sind die sogenannten Conjugationen getrennt und angeordnet. Das Sanskrit zählt deren zehn, die jedoch nur in den vier ersten temporibus von einander abweichen. Die I. verkittet Personalendung und Stamm durch den Bindevocal a: pach, kochen, pach-a-ti, er kocht, ähnlich im Griech. λείπ-ο-μεν statt λείπμεν. Fast die Hälfte aller Sanskritverba geht nach dieser Conjugation. Die II. ist eigentlich primitiv, denn sie setzt jene Endung unmittelbar an die Wurzel: ad-mi, ich esse, vedmas, wir wissen, dorisch ἴδμες, pà, herrschen, pàmi, ich herrsche, pàsi, pâti flectirt sich ganz wie φαμι, ich sage. Die Anzahl der Stämme ist hier etwa 60 bis 70, im Griech. und Lat. noch geringer. Die III. reduplicirt den Anfangsconsonanten: dà, geben, dadàmi, wie δίδωμι, dhà, setzen, dadhàmi vergl. τίθημι. Die IV. schiebt ein y ein: vas, kleiden, vasyanti, sie kleiden; ohne Analogie im Griechischen, wol aber im Gothischen und Althochdeutschen. Die V setzt nu an die Wurzel: àp-numas, wir erreichen, vergl. δείκ-νυμι u. A. Die VI. ist fast der I. gleich, aber selten; die VII. begreift die bemerkten Stämme, welche einen Nasal einschieben: yuj und yunj, verbinden. Die VIII. nimmt ein u an: tan, ausdehnen, tanumas, wir dehnen; vergl. ταν-ύω eben so. Im Lat. ten-d-ere ist das d eingeschoben, wie in pro-dire u. a.; das Griech. setzt zuweilen ein δ vor, z. B. Sanskr. rasas, Thau, ros, Griech. δρόσος; Sanskr. àçru, Thräne, δάκρυ u. s. w. Die IX. Conjugat. setzt nî an die Wurzel: lû, lösen, lûnîmas, wir lösen; vergl. δάκνω, ἔδακον. Die X. endlich gleicht der IV. durch ein eingeschobenes y.

Jedes Verbum ist entweder transitiv (parasmaipadam, auf einen Andern übergehend) oder reciprok (àtmanepadam, auf den Handelnden zurückgehend); von den ersteren werden Passiva gebildet, die ähnlich dem Medium sich abwandeln. Sodann finden sich noch Causale, Frequentative und Desiderative Verbalmodificationen; die Letzteren wer-

den, wie im Griech., durch Verdoppelung gebildet: pîpàs, trinken wollen, vergl. πιπράσκω, διδράσκω, Tempora und Modus giebt es zehn, nach folgender Ordnung sich aneinander reihend: 1) Präsens, 2) Potentialis, dem Conjunctiv und Optativ entsprechend, z. B. von pà, herrschen, pàyàm, pàyàs, pàyàt, ich möchte, könnte herrschen, vergl. φαίην φαίης φαίη; dadyâm, ich möchte geben, διδοίην u. s. w. 3) Imperativ: pátu, er herrsche; dadatu, er gebe, wie φάτω, διδότω. 4) Imperfectum mit einem a des Augment gebildet: apâm, apàs, apàt, ich herrschte; vergl. ἔφαν ἔφας ἔφα; adadàm, ich gab, ἐδίδων. 5) Perfectum, mit Reduplication des Stamm-Konsonanten: tutopa, ich habe geschlagen, τέτυπα, sodann 6) und 7) zwei Futura, ein Periphrastisches mit dem Hülfsverbo seyn gebildet: datàsmi aus datà-asmi, ein Gebender bin ich, und ein regelmäßiges mit dem Charakter s: dàsyàmi, ich werde geben; vergl. δώ-σω 8) ein, wie die folgenden, seltener Precativus: dayasam, ich möchte geben, δοίησαν, 9) Conditionalis, in hypothesischen Sätzen; adàsyat, wenn er giebt, und 10) ein Aorist mit Augment: adàm wie ἔδων. — Jedes Tempus hat einen Singular, Dual [1566]) und Plural; im Dual selbst eine erste Person, die in allen verwandten Sprachen, außer im Lithauischen, fehlt; jedoch betrachten die Inder unsere erste Person als die Dritte, weil das Ich am spätesten zum Bewußtseyn komme, daher wird flectirt: er liebt, du liebst, ich liebe. Von jedem Tempus und Modus endlich werden Participia gebildet, völlig analog mit denen der klassischen Sprachen, indeß glaube ich, in ihre Natur und die Abwandlung des Werbum nicht weiter eingehen zu dürfen, da das Gesagte den Organismus deßelben einigermaßen erkennen läßt und von Bopp dieser Gegenstand mit Schärfe und Gründlichkeit behandelt worden ist. Eben so unnöthig möchte es seyn, die Declination des Nomen hier

---

1566) S. W. von Humboldt: über den Dualis. Berl. 1828.

aufzuführen, so interessant die Vergleichung mit den Schwestersprachen seyn dürfte, die auch hier vieles Licht erhalten können. Casus giebt es acht, nämlich außer den Bekannten der klassischen Sprachen, noch einen localen und instrumentalen Beugefall, der erstere geht auf i aus, welches mit dem a der Grundform zu e wird: deve, in Gott; in domi, ruri ist dieser Charakter noch vorhanden, in *Τροίῃ* Romae und ähnlichen schon der Locativus mit dem Genitiv und Dative verschmolzen. Ein vollständiger Dual findet ebenfalls bei dem Nomen und Pronomen Statt. Wie beim Verbo gehen die Indischen Grammatiker auch bei dem Nomen über die Natur deßelben hinaus, insofern sie eine leblose Grundform annehmen, welche erst durch Casus zum Nomen wird; man findet daher im Wörterbuch nicht Devas, Gott, sondern deva, weil das s erst den Nominativ giebt; nicht nama, Name, sondern naman, weil das n in der Declination wieder hervortritt, gleichsam, als ob der Römer homin und pulver als absolute Grundform für homo und pulvis aufführen wollte. Meist gehen auch diese Nominalformen auf die Verbalstämme zurück und entwickeln sich aus ihnen auf die mannigfachste Weise; entweder durch die bemerkte Verstärkung des Vocals (Guna und Vriddhi): aus yuj, verbinden, yoga, die Vereinigung, oder durch einfache Lautbarmachung des Stamms: aus tal, zählen, tàla, die Zahl; oder durch eine unendliche Menge von Ableitungssylben, Suffixe, wodurch die Sprache einen Reichthum, wie keine mehr, erhält. Ich will hier nur einige wenige namhaft machen:

àlas, à, am, bildet Nomina: von sthà, stehen, **sthàla**, jedes Stehende: Schüssel, Stuhl u. s. w. von pî trinken, piyàla, (Name eines Baumes) vergl. *φιάλη*; von chand, leuchten, (candidum esse) **chandàla**, Leuchter, chandelle.

tra zeigt das Instrument an: pâ, trinken, pâtra, Schale; bhas, leuchten, bhàstra, Fenster, altlatein. festra; vas, bekleiden, bildet vastra, Gewand, Griech. *ἐφεστρίς*

tri zeigt den Handelnden: sû, nähen, sûtri, der Näher, sutor; kri, schaffen, kastri (kartàram), creator; jan, erzeugen, janitrî, Erzeugerin, genitrix.

ras, â, am bildet Adjective: madhu, Honig, μέθυ, Meth; davon madhuras, süß, reif, maturus.

ikas auf gleiche Weise: vàsantikas, frühlingsmäßig; vergl. ποιητικός u. a.

înas, â, am zeigt eine Relation an: kula, Familie, kulînas, zur Familie gehörig; vergl. leonînus, ξύλινος.

tas ohne Flection dient, ein örtliches Verhältniß adverbialisch auszudrücken: devatas, von Gott; vergl. coelitus, divinitus.

tas, â, am aber, oder nas, nà, nam, bildet participia praeteriti passivi: dàtas, à, am, gegeben, dânam, die Gabe, vergl. donum; von aris, Feind, wird mittelst deßelben Suffixes arinà, Zwietracht; vergl. ἐριννύς u. s. f.

Eine große Mannigfaltigkeit und Eleganz erreicht endlich noch das Sanskrit durch Composition, deren verschiedene Gattungen von den Indischen Grammatikern in bestimmte Klassen gebracht werden und hier zeigen die klassischen Sprachen verhältnißmäßig eine geringere Fähigkeit, dieselben zu formen, so daß bei manchen Gattungen nur einzelne Beispiele noch erscheinen. Am häufigsten ist noch diejenige Art, nach welcher das erste Glied ein bestimmendes Adjectiv, das zweite ein Substantiv ist (Bahubrîhi), nach Schlegel qualitative Composition zu nennen [1567]), z. B. mahâtman, großgeistig, wie magnanimus, ῥοδοδάκτυλος. Eine andere Klasse ist Tatpurusha, oder die energische Zusammensetzung, deren erstes Glied in irgend einem Casusverhältniß zum zweiten steht, z. B. devadânam, Gottesgabe, für dânam devasya, Râmâyana, Wandel des Ramas; zu vergleichen wären πατροκτόνος, aurifaber, mantele, Handtuch (aus manus

1567) Schlegel Ind. Bibl. I. S. 330.

und tela). Eine andere Composition heißt Dvigu, wenn das erste Glied ein Zahlwort ist: panchanâvas, fünf Schiffe habend, wie πενταετής, septicollis; wieder eine andere, Avyayìbhâva, verbindet eine Partikel mit einem Substantiv: anugangam, was längs dem Ganges ist, wie παράκοιτις, confinis, Ambarvale. Karmadhâraya heißt die Zusammensetzung, wo das Epitheton mit seinem Substantive verwächst: mahârâja, der große König, wie Μεγαλόπολις; das Lateinische weiset solche nicht auf. Die letzte Klasse, Dvandva, verbindet mehre Substantive, oft eine ganze Reihe als Asyndeta, z. B. pânipâdau, Hände und Füße; Aristophanes vereinigt so Tisameneophainippos [1568]), und im Lateinischen ist vielleicht suovetaurilia (aus sus, ovis und taurus) zu vergleichen. Im Sanskrit werden alle diese Composita leicht erkannt, weil die Casusendung erst am letzten Gliede sichtbar wird, die erstern aber in der Grundform stehen; Unkundige jedoch haben das euphonische Zusammenfließen der Wörter für Composition gehalten, und nach dem Augenschein behauptet, daß es hier Wörter von mehren hundert Sylben gebe. Das Sanskrit nämlich, einzig und allein auf Wohllaut bedacht, bildet den Endkonsonanten des Worts mit dem folgenden gleichförmig und schreibt die Wörter zusammen, gleichsam als ob der Grieche den Satz: τὴν πόλιν καὶ τὴν ἀρχὴν λαμβάνειν zusammenverschmölze τημπολιγκαι τηναρχηγλλαμβανειν.

Diese grammatische Skizze möge hinreichen, um den Charakter des Sanskrit einigermaßen zu beurtheilen; das Alter dieser geregelten Sprache aber erhellt nicht sowohl aus den verwandten, besonders den klassischen Idiomen, welche in allen Einzelheiten übereinstimmen und gewiß nicht zufällig mit der Schwester auf demselben Wege sich wieder begegnen, da doch andere Sprachstämme, wie die Semitischen, einen so gänzlich verschiedenen Gang genommen haben, sondern jener Charakter erscheint auch dadurch als bedeutend alt, daß die Produkte,

1568) Aristoph. Acharn. 612.

welche Salomo aus Indien erhielt, schon mit derselben Sprache gestempelt sind, und die Namen eine regelmäßige Ableitung zulassen, und daß ebenfalls alle geographischen Benennungen, oder überhaupt Indische Wörter, welche Alexanders Griechen uns mittheilen, im Sanskrit, trotz der Verstümmelung, ihre Bedeutung erhalten. Ja es knüpft sich endlich noch an diese Sprache eine höchstmerkwürdige Erscheinung; die unsere vergleichenden Blicke auf Aegypten rechtfertigen, und den vermutheten Einfluß von Indien auf das Nilthal immer mehr erhärten dürfte: es ist nämlich der Umstand, daß die altaegyptischen Namen ohne alle Künstelei eine ungesuchte Erklärung im Sanskrit finden, während die Etymologien, welche Jablonsky, Zoega, Champollion u. A. aus dem Koptischen versuchten, himmelweit von einander abgehen, und die Deutung doch nur Eine und ansprechende seyn sollte. Allerdings ist es mißlich, die Ableitung von Namen, deren Sinn uns nicht angegeben wird, zu errathen, und die desfallsigen Versuche sind von jeher die schlüpfrigste Parthie der Etymologen gewesen, daher denn hier auch nichts weiter als Conjecturen gewagt werden sollen.

Aegypten selbst ist ein Name von dunklem Herkommen, an welchem man verzweifelte. Nach dem Diodor lebte ein König *Αἴγυπτος*, der dem Lande den Namen gab; Plutarch denkt an *κόπτειν*, vom Abschneiden der Haare der Isis; Andere erklären *ἄια κόπτος* (Land des Kopt); von Koptos selbst aber kann Champollion im Koptischen keine Bedeutung auffinden [1569]), und weder er, noch Jablonsky bieten etwas Ansprechendes dar [1570]). Vielleicht leitet uns die stete Bemerkung der Alten auf eine sichere Spur: daß das Land von allen Seiten unzugänglich und geschützt sey [1571]), denn im

---

1659) Diodor. Sic. I, 51. Vergl. Allgemeine Welthistorie I. S. 362. Champollion l'Egypte sous les Pharaons I. p. 225.

1570) Jablonsky Opuscul. I. p. 426.

1571) Diodor. I, 30: *πανταχόθεν φυσικῶς ὀχύρωται*, vergl. 15, 42. Lucan. Phars. 8, 444:

Sanskrit heißt äguptas wirklich das Verborgene und Beschützte; auch guptas allein (also Koptos) hat die Bedeutung heilig und beschützt, wie der Name Chandraguptas, vom Monde beschirmt u. A. Es scheint auch dahin die hebräische Benennung des Landes, Mazor, befestigt, zu zielen, als Nachbildung des heimischen Misr [1572]), wie es Sitte der Hebräer war, für Fremdwörter einen Ersatz in ihrer Sprache, mit Beibehaltung des Klanges, zu suchen, wobei wir nur an Moses, Behemoth, Pharao und ähnliche Beispiele erinnern dürfen. Daß aber der Name Misr, wie das Land noch jetzt genannt wird, ebenfalls aegyptisch gewesen, leidet wol keinen Zweifel, und auch dieses würde sich durch das Sanskrit. misra, Mischvolk, erklären lassen [1573]).

Der Nil ferner heißt bei Homer nach dem Lande Αἴγυπτος, weil er im gemeinen Leben nur Fluß (Ἰάρο) genannt wurde [1574]): Diodor leitet abermals Νεῖλος von einem gleichnamigen Könige ab [1575]), und Jablonsky erzwingt aus dem Koptischen die Zusammensetzung Nei-ale-i, zur bestimmten Zeit steigend [1576]): allein ein solcher Name ist trotz seiner Bedeutsamkeit unwahrscheinlich, wenn er auch weniger gezwungen sich ergäbe. Die Bedeutung muß schwarz gewesen seyn, dafür bürgt das hebräische Schichor und

---

Syrtibus hinc Libycis tuta est Aegyptus; at inde
Gurgite septeno rapidus mare summovet amnis.

1572) Jesaias 19, 6. 2 König. 19, 24. Bochart Phaleg p. 258.

1573) Josephus Archaeol. 1, 6, 2. schreibt Μεσραΐα. Der Dual im Hebraischen scheint daher zu rühren, weil der Nil das Land in zwei Hälften theilt. S. Jablonsky Panth. II. p. 32 Opuscul. I. p. 440. Das die Habessinier bei den Arabern auch Mischvolk heißen, ist wenigstens eine Analogie.

1574) Odyss. 4, 477. 488.

1575) Diodor. 1, 19. 63.

1576) Jablonski Pantheon II. p. 156. Opuscul. I. p. 443. Champollion a. a. O. I. p. 136. nennt die Deutung assez heureuse,„ fügt aber hinzu, daß jede Ableitung von Aegyptus und Nilus ungewiß sey.

das griechische *Μέλας* (bei den Lateinern Melo) als Name des Nil, weil er mit schlammiger Fluth (*χεύματι πηλώεντι*) einherströmte, und wäre *ὠκεάμης* nicht sichtbar aus dem Griechischen verstümmelt, sondern wirklich das Koptische Oukame, schwarz, so wäre auch dieses beweisend [1577]); im Sanskrit aber heißt Nilas ganz einfach: der Schwarze, Dunkelblaue. In Aethiopien hieß der Nil *Σῖρις*, und Jablonsky erklärt *σᾶρι*, schilfig [1578]), allein in Aethiopien wächst kein Papyrus mehr, und man denkt hier eben so leicht an das sanskritische sris, heilig. Der koptische Name des Nils, *Ιᾶρο*, Fluß, würde im Sanskrit yâras, nach gewißen Wohllautsgesetzen yâro lauten, der Gehende, analog mit Jordan, Rhein und andern Stromnamen.

Isis wird von Jablonsky bald durch *ἴσι*, Ueberfluß, bald die Gehende vom Koptischen I, gehen, welches Verbum auch Sanskrit ist, bald Königin, Herrin erklärt [1579]), und îsî im Sanskrit heißt wirklich Herrin, vom Stamme îs, herrschen.

Osiris ist im Koptischen unerklärbar und viele Conjekturen finden sich darüber gesammelt [1580]). Das sanskritische îsvaras, Herr, liegt wieder so nahe, daß schon Lacroze, Jones und Andere daran gedacht haben [1581]); es paßt um so beßer, da Osiris dieselbe mythische Person mit Sivas ist, der beständig den Titel Isvaras führt; auch findet sich

---

1577) Jesaias 23, 3. Claudian. Idyll. Phoenix vs. 100:
Ostia nigricantis Nili septena vaporat.
Tzetzes zum Lykophron 5, 119 behauptet: Nil sey der jüngste Name des Flußes, und Heliodor (Aethiop. 9, 22) findet in ΝΕΙΛΟΣ nach späterer Spitzfindigkeit die Zahl 365, woraus man abermals, leichtgläubiger Weise auf die Astronomie der alten Aegypter geschloßen hat.

1578) Plinius 5, 9. Jablonsky Panth. II. p. 144, 153 Opuscul. I. p. 305.

1579) Jablonsky Opuscul. I. p. 98. II. p. 29.

1580) Derselb. Opuscul. 1. p. 187.

1581) Jones Works III. p. 365. Paterson Asiat. Res. VIII. p. 48.

in der That *Ἴσιρις* geschrieben, und Hellanikus hörte so aussprechen [1582]).

Menes war erster irdischer König der Aegypter [1583]), und kommt somit seiner Stellung und dem Namen nach, mit dem Indischen Manus, dem Stammvater der Menschen, überein. Der Tradition gemäß brachte er die erste Cultur und unter andern den Stierdienst nach Aegypten, besonders des heiligen Stieres Mnevis. Im Sanskrit leitet sich mànavas von manus ab, und dieß wäre doch gewiß natürlicher, als Jablonski's Erklärung: mnouoein, Stier von Heliopolis [1584]).

Anysis hieß ein blinder, ägyptischer König [1585]) und anìshis würde im Sanskrit blind bedeuten, von îsh, sehen, mit der Negation an. — Der heilige Schreiber (*ἱερογραμματεύς*) in Aegypten führt schon bei den Hebräern den Namen Charthum [1586]), und keine Conjektur hat hier befriedigt, ja man ist nicht abgeneigt gewesen, das Wort für nichtägyptisch zu halten [1587]). Im Sanskrit heißt granth, schreiben, grantham, Buch, wobei wir noch bemerken, daß der Nasalis aus solchen Wurzeln herausfällt. — Den bekannten Ort der Abgeschiedenen, *Ἀμένθης* erklärt Jablonsky nach dem Koptischen *ἀμέντι*, occidens [1588]): dasselbe würde im Sanskrit àmanthas heißen, und noch mehr: rhat ist im Koptischen sowohl, als rât im Sanskrit König und Rhadamanthos, der mit dem Minos vergesellschaftet

---

1582) Eusebius Praep. Evang. 1, 10.

1583) Diodor. I, 45. Herodot. 2, 4: *βασιλεῦσαι δὲ πρῶτον ἀνθρώπων Μῆνα.*

1584) Jablonsky Panth. II. p. 269. Den Namen *Μῆνας* leitet derselbe (Opuscul I. p. 128. 144) von meneh, ewig, ab.

1585) Herodot. 2, 137.

1586) Genesis 41, 8.

1587) Jablonsky Opusc. I. p. 401.

1588) Derselbe a. a. O. I. p. 25.

wird, deßen Mythos aber noch Homer nicht kennt, hieße König der Unterwelt.

Sothis, der Name des Hundsgestirnes, wird bei Plutarch durch κύειν, schwanger seyn, erklärt, woraus die Griechen κυών gemacht hätten[1589]). Zwar verwirft dieses Jablonsky[1590]), allein diejenige merkwürdige Uebereinstimmung tritt auch hier wieder ein, daß so im Koptischen, wie su im Sanskrit erzeugen heißt, und in der letztern Sprache sotis wirklich Erzeugung bedeutet, ein allerdings paßender Name für den Genius, welcher die Ueberschwemmung einführte[1591]). — Ein gewißes Kraut, welches der Isis heilig, hieß Σόμι[1592]), und man denkt, da keine Erklärung versucht worden, leicht an die geheiligte Mondpflanze (soma) der Inder, so wie bei einer andern Pflanze Amaranthus oder Amarat (centaurea minor)[1593]) an das sanskritische amara, immortalis, eine Immortelle.

Der Nilkahn wurde nach Herodot βάρις genannt[1594]), und Aeschylus gebraucht das Wort auch von persischen Schiffen. Nach Champollion leitet sich der koptische Name βάρι von bai, Palme, und iri, machen: aus Palmenzweigen gefertigt und durch eine Transposition der Buchstaben, welche eben nicht die Schönheit der Sprache beurkunden würde, sey ein solcher Kahn auch ribe genannt worden[1595]). Ansprechender ist die Erklärung des Jabonsky von βάρ, flechten: πλέγμα βύβλινον[1596]), aber am nächsten liegt

---

1589) Plutarch. de Isid. p. 375.

1590) Jablonsky Pantheon II. p. 48. III. p. 208.

1591) S. Ideler Handbuch der Chronol. II. S. 591.

1592) Jablonsky Opuscul. I. p. 322.

1593) Jablonsky Opuscul. I. p. 23. Quatremere recherches p. 306.

1594) Herodot. 2, 96. Aeschylus Pers. 552.

1595) Champollion a. a. O. II. p. 203.

1596) Jablonsky Opuscula I. p. 49.

das sanskritische bharas, von bhri, tragen, für ein Transportboot.

Das Wort βάρβαρος kennt freilich schon Homer [1597]), und es mogte im verwandten Sprachstamme haften oder von dem murmelnden, unverständlichen Tone der Fremden leicht üblich werden; allein nach Herodot gebrauchten es zuerst die Aegypter für Alle, welche nicht ihre Sprache redeten [1598]). Das koptische berber, heiß, brennend [1599]) kann leicht eine spätere Anwendung auf Ausländer seyn, denn merkwürdig ist es doch allerdings, daß Stephanus von Byzanz eine Landschaft Barbaria an den arabischen Busen verlegt; daß Androsthenes diejenige Perlenmuschel, welche am Dekkan gewonnen wurde, mit Indischem Namen βέρβερι nennt [1600]) und besonders, daß das Sanskrit barbaras recht wohl kennt: für das krause Negerhar, für eine Art Sandelholz und für wild oder grausam überhaupt [1601]). Schon bei Manu gehören die Barbaras zum entarteten Kriegerstamme [1602]). Bei allen diesen Etymologien sind wir so wenig als möglich vom Buchstaben abgewichen; Andere, wie von Phallos, sind bereits oben berücksichtigt, und ich darf es den vorurtheilslosen Sprachkennern überlassen, ob die ansprechenden Deutungen nicht natürlich herbeigeführt wurden. Wir kehren somit zum Sanskrit zurück, um noch in der Kürze von den Dialekten und der grammatischen Bearbeitung deßelben zu reden.

§. 25. Leider haben die Begleiter Alexanders über die Sprachen Indiens uns keine direkten Nachrichten hinterlassen, denn jedwede Barbarensprache galt den meisten Hel-

---

1597) Ilias 2, 867.

1598) Herodot. 2, 158.

1599) Champollion a. a. O. I. p. 221.

1600) Athenaeus Deipnos. 3, 45.

1601) Hitopadesa p. 45. Edit. Lond.

1602) Manu 1, 37.

lenen ein Schwalbengezwitscher, und wenn Alexander sich mit den Sophisten nur durch drei Dolmetscher (δι' ἑρμηνέων τριῶν διαλεγόμενος) unterhalten konnte, so haben die Berichterstatter lieber das wahre Wort des Mandanis: er könne keine volle Einsicht verschaffen, wenn der Laut durch mehre Sprachen gehe und wie klares Waßer durch Koth rinne [1603]), aufbewahren, als selbst eine Sprache Indiens erlernen wollen. Der einzige sorgfältige Herodot fand das Gerücht, daß es mehre Dialekte am Indus gäbe, wichtig genug, um deßelben zu erwähnen, und seine Nachricht wird durch die unzähligen Mundarten, welche schon früh neben dem Sanskrit sich finden, oder aus demselben hervorgingen, bestätigt. Die letztern, eigentlichen Dialekte des Sanskrit führen den allgemeinen Namen Prâkrita, wörtlich nachgebildet, nämlich nach dem Sanskrit wie es Hemachandras in seiner Prakritgrammatik erklärt [1604]); sodann dem Sprachgebrauche nach: gemein, vulgaris. Jedoch wird der Ausdruck speciell von der heiligen Sprache der Jainas, dem eigentlichen Prakrit [1605]), gebraucht, welches neben zwei andern Idiomen, die sogleich genannt werden sollen, zuerst aus dem Sanskrit sich abschliff und wegen seiner Weichheit auf der Bühne die Sprache der Frauen ist. Keine Prakritmundart, um den Namen allgemein zu gebrauchen, ist so entartet, daß sie nicht noch die Stämme der Muttersprache aufbewahrt hätte und, wie das Studium des Sanskrit ein großes Licht auf das Griechische, Lateinische und Gothische werfen kann, so wird es mit der Zeit noch mehr die Erforschung der Dialekte für das Abschleifen und Entarten der genannten Idiome, besonders im Romanischen, Germanischen und Persischen der Fall werden. Fast alle haben nach Weichheit gestrebt, daher die Adspiration abgeworfen, die Liquiden und andere Sprachelemente verwechselt; haben die Casusendungen vernachläßiget und zuweilen das Genus

1603) Strabo p. 1043.

1604) Asiat. Res. X. p. 393.

1605) Ebendaselbst X. p. 282.

aufgegeben. So schon im zweiten Jahrhunderte, wenn es von den Dialekten des Dekkan heißt, es sei einerlei, ob man âryas oder àryà sage [1606]) und wo man gegenwärtig fast nur das Neutrum gebraucht (vedam statt vedas), wodurch dann freilich auch die weichen Vokalausgänge eingebüßt wurden. Die alten Namen sind hie und da ausnehmend verstümmelt worden: aus kûmbhakàras wurde kumàr, Töpfer; aus tantravayas, tanti, Weber; aus kansakàras, kàserà, Arbeiter in Erz; aus kàyasthas, kàit, Sekretair, aus nàpitas, nàya, oder nai, Barbier und auf Bali sind sogar die mythologischen Personen zu Appellativen geworden, denn hier heißt jedes Waßer Ganga, das Feuer Brahma, der Wind Pavana [1607]). Am nächsten dem Sanskrit soll noch jetzt der Dialekt von Kasmir kommen, den wir aber noch nicht kennen; die Sprachen des Penjab nähern sich dem Prakrit, über welches man eine gründliche Arbeit von Lassen entgegensehen darf, und welches, wie oben erwähnt wurde, zu der Mutter, wie die Sprache der Troubadurs, oder das Spanische zum Latein, sich verhält.

Die älteste Mundart des Sanskrit ist aber wol die heilige Sprache der Buddhisten, mit Namen Pali, welche Colebrooke noch für gleich mit der Prakrit hielt [1608]), die aber nunmehr durch die trefflichen Untersuchungen von Burnouf und Lassen als verschieden und vielmehr als Mutter sich darstellt [1609]). Sie lebte bei dem Entstehen des Buddhismus, hat sich mit diesem als Organ der Religionsschriften allenthalben hinverbreitet, selbst wo andere Sprach- und Menschenstämme lebten, und hat, bis sie selbst ausstarb, auch die nichtindischen Sprachen so durchdrungen, daß ein Verzeichniß von Birmanischen Wörtern in den Asiatischen Unter-

---

1606) Theater der Hindus S. 201.

1607) Asiat. Res. XIII. p. 137.

1608) Asiat. Res. IX. p. 310. Im folgenden Bande (X. p. 276) faßte Leyden manches bestimmter.

1609) Burnouf et Lassen Essai sur le pali. Paris 1826.

suchungen fast gänzlich Sanskrit, unerachtet die Birmasprache eine ganz andere ist [1610]). — Ebenso unmittelbar aus dem Sanskrit fließt merkwürdigerweise die Zendsprache, in welcher die Religionsbücher des Zoroaster geschrieben sind, und schon der besonnene Leyden war durch Vergleichung auf dieses Resultat gekommen, wobei er vermuthet, daß das Zend, der in den Sanskritbüchern genannte Dialekt der Surasenas seyn möge [1611]). Wie diese, auch nach den Griechen, Anhänger des Herkules oder Vishnus waren, so fließt die Lehre Zoroasters zunächst aus dem Vishnucultus und die Zendsprache selbst verläugnet noch die Indischen Dogmen und Einrichtungen nicht, wie wenn Atheorono, Priester aus Atharvan verstümmelt ist; kshetro, König, an die Kshatriyas erinnert, Meschio, der erste Mensch des Zoroaster, das Dogma vom ersten Manus oder Manusha enthält und andere Beispiele mehr, welche bereits hie und da aufgeführt sind. Das Zend ist noch so sehr Sanskrit, daß ein mittelmäßiger Kenner dieser Sprache das Original des Vendidad, welches durch Burnouf und Ohlshausen lithographirt erscheint, ziemlich versteht, welches bereits der wackere Burnouf gezeigt hat, zugleich aber erhellt deutlich, daß das Zend aus dem Sanskrit sich entwickelt habe, nicht aber umgekehrt, wie einst Jones nach einer Lieblingshypothese aufwarf [1612]), noch auch neben dem Sanskrit, wie viele Unkenner es haben vorgeben wollen. Harte Konsonanten sind im Zend weich geworden; der Nominativ auf s hat sich hier in o gestaltet, wie es in der Muttersprache nur nach euphonischen Regeln geschieht, und der Personalcharakter hat allenthalben sich abgeschliffen; mrued für bhruvati, er spricht, beoûad, für bhavati er ist. Wer den Bildungsgang der Sprachen verfolgt hat, wird durchweg die Verstümmelung erkennen und es hieße das Lateinische aus dem Italiänischen ableiten wollen, wenn man

1610) Asiat. Res. V. p. 238.

1611) Asiat. Res. X. p. 287.

1612) Jones Works I. p. 26.

durch Machtsprüche das Zend als die Mutter des Sanskrit, oder auch nur als deßen Schwester darstellen will. — Nächst diesen dreien, nunmehr ausgestorbenen, Dialekten des Sanskrit, dem Pali, Zend und Prakrit lebten einst in Indien noch andere, die wir nur namentlich kennen, weil sie als niedrige Mundarten auf der Bühne bloß dem Volke in den Mund gelegt wurden, wie z. B. die Paisâchî, eine Art Zigeunersprache, welche den Rakshasas und andern phantastischen Wesen beigelegt wird, und Apabhransa, die Abgefallene, weil sie, ohne grammatische Regel und Struktur, als Volksjargon von der gewöhnlichen Grammatik abwich. Der letzlere Name jedoch ist ebenso allgemein von unregelmäßigen Sprachen, wie Prakrit, und daher unbestimmt [1613].

Mit dem Aussterben des Sanskrit unter den mohammedanischen Fürsten entwickelten sich im Indischen Flachlande zwei populäre Mundarten, die mit dem Arabischen und Persischen mehr oder weniger gefärbt sind. Am entartetesten ist hier der Dialekt Hindi, oder das Hindostanische in den Umgegenden der Residenzen Agra und Delhi, und hie und da bis zum Nerbuda hin von den Mohammedanern, deren lingua franca es ist, gesprochen. Es ging hier mit dem Sanskrit, wie mit dem alten Celtischen in Spanien und Gallien, welches zu Ende des 4ten Jahrhunderts vom Römischen gänzlich verdrängt wurde; denn selbst die wenigen Sanskritwörter, welche sich finden, sind unkenntlich verstümmelt (z. B. karma und kâma verwechselt). In den genannten Hauptdistrikten aber hat sich die Hindisprache ausnehmend lieblich gestaltet, weil sie am meisten dem sanften Persischen sich anschloß; sie lebt in einer reichen Literatur, und die lyrischen Gedichte des jetzigen Indiens werden meist in ihr gesungen [1614]. — Nicht völlig so gesunken ist das Bengali oder Gaura in den Gangesländern; denn es enthält nur

---

1613) Colebrooke Asiat. Res VII. p. 199.

1614) S. Brougton selections of Hindoo poetry. Lond. 1814. Shakespear grammar of the hindustanee language, Lond. 1818. Dictionary von demselben 1820.

wenige Wörter, die nicht offenbar aus dem Sanskrit kämen [1615]), und bedient sich sogar noch eines cursiven Devanagari-Schriftcharacters. Grammatische Bearbeitungen dieses Dialekts, in welchen viele der alten Sanskritwerke umgearbeitet, oder wenigstens mit seinen Schriftzügen umgeschrieben sind, gaben Carey und Haughton [1616]). — Am nächsten dem Sanskrit kommt dann, aber außerhalb des Landes, die Schriftsprache auf Java und Bali, die mit den Colonien herüber kam; sie führt den Namen **kâvi**, weil sie nicht im Munde des Volkes, sondern Sprache der Literatur ist, und diese nur aus nachgeahmten, metrischen Compositionen (kavya) besteht. Geschrieben wird sie in einem alten, aus dem Devanagari geflossenen Charakter; der Dialekt selbst ist dem Sanskrit noch sehr getreu, er hat fast nur für die reiche Flection der Mutter Hülfsverba und Präpositionen angenommen [1617]), und es ist in der That merkwürdig, daß sich das Sanskrit in so weiter Ferne, wohin auch seine getreuen Schwestern, besonders die Lithauische Mundart gehören, immer vollkommener erhalten hat, als im Lande selbst; indeßen beruht dieses auf der unläugbaren Bemerkung, daß organisch gebildete Sprachen lange den Angriffen von außen widerstreben, aber einmal dem Verfalle hingegeben, nur um so schneller sinken.

Ueber die unzähligen Dialekte der südlichen Halbinsel ist noch wenig Genaues bekannt, und nur Eines weiß man mit Bestimmtheit, daß hier viele Volksidiome sich finden, die, dem Stamme nach, nicht mit dem Sanskrit verwandt sind, also den Urbewohnern des Dekkan angehören mögen. Größere Mundarten von diesem fremden Stamme sind der Tamil oder Tamulische [1618]), so genannt von einer Strecke Tamu-

---

1615) Colebrooke Asiat. Res. VII. p. 224.

1616) Carey! Grammar. Seramp. 1805. Dictionary. Seramp. 1815. Haughton rudiments of Bengali grammar, Lond. 1812 dessen Bengali selections, with translation and vocabulary. Lond. 1822.

1617) Asiat. Res. XIII. p. 144. 161.

1618) Ebendas. IV. p. 217.

mandala auf Coromandel; ferner die Karnatische, von karunàda, schwarze Gegend [1619]), welche nach der altindischen Chorographie vom Fluße Krishna bis zur Südspitze von Maisore reichte, und die eigentlich Malabarische, die, dem Namen nach, am früheßten unter uns bekannt wurde, zuweilen mit Unrecht Grantham (von grantha, Buch) genannt. Malabar hat seinen Namen von Malayavara (Bergland), und so wurde die Sprache dieser Küste häufig mit der Malaiischen verwechselt [1620]). In der Mitte des Dekkan ist noch die Sprache Telingana oder Telugu, im Sanskrit Andhra, zu nennen, von welcher Carey und Campbell Sprachlehren geliefert haben [1621]), und mehr im Westen die Mahrattische, welche ebenfalls von Carey grammatisch bearbeitet wurde [1622]). Alle diese Sprachen sind mehr oder weniger stark mit sanskritischen Elementen geschwängert, die geographischen Namen sind Sanskrit; die Mythen dieser, zum Theil halbrohen Stämme, sind die brahmanischen; die religiöse Bildung ist ihnen von den Brahmanen aufgetragen, und wo diese am meisten hervorsticht, da ist auch die volksthümliche Sprache dem Erlöschen nahe, und die epischen Gedichte, oder andere Werke finden sich oft nur in den neuern Schriftcharakter, oder höchstens mit den Partikeln und Conjunctionen des fremden Dialektes gemischt, umgeschrieben: alles Anzeigen, wie mächtig die brahmanischen Hindus auf diese Gegenden eingewirkt hatten. Daßelbe gilt merkwürdigerweise auch von dem eigentlich Malaiischen Volke an der Spitze der östlichen Halbinsel. Diese Sprache, Malayu, ebenfalls von der Gebirgskette so benannt, treibt ihre Wurzeln über die sämmtlichen Inseln des Archipels, von Madagaskar an

---

1619) Journal Asiat. XIII. p. 249.

1620) Marsden Asiat. Res. IV. p. 217. Journal Asiat. XIII. p. 242 seq.

1621) Carey's Grammatik erschien Seramp. 1814. Campbell grammar of the Teloogoo language, Madras 1816.

1622) Carey Mahrattish grammar. Seramp. 1808. Dictionary 1810.

bis über die Sundainseln, Philippinnen und Molukken bis nach Ost-Island hinauf. Eine zu Burderspoint auf Otahaiti erschienene Grammatik von Nott hat gezeigt, daß auch hier die Mundart eine Schwester des Malaiischen sey, und allenthalben finden sich Sanskritwörter, die dann auf eben die Art verstümmelt sind, wie das Sanskrit in Bengalen und in dem alten Kalinga oder der Küste von Godaveri, wo die alte Handelsstadt Pultana lag [1623]: denn nur durch ausgebreiteten Handel konnte diese Sprachvermischung entstehen, da Eroberungssucht und Missionswesen die alten Hindus nicht beseelten. Auf den meisten Inseln finden sich ebenfalls Indische Volkslegenden vom Meru und ähnlichen Sagen aus den alten Epopäen, ja selbst unter den rohen Neuseeländern hat man Indische Religionsideen angetroffen: leider aber haben die Missionare, wie Leyden bemerkt, alle alten Volkslegenden und schriftlichen Mythen, welche auf einigen Sundainseln angetroffen wurden, und aus denen man am ersten Aufklärung über frühere Wanderungen hätte erwarten mögen, ernstlich zu vertilgen gesucht [1624]. — Es ist aber von der andern Seite gewiß sehr auffallend, daß von fremden Sprachen, die doch ebenfalls in Indien vorgefunden wurden, wenig oder gar nichts in das Sanskrit aufgenommen scheint, da fast jedes Wort dieses reichen Idioms auf seinen eigenthümlichen Stamm zurückgeführt werden kann. Wol aber waren im 5ten Jahrhunderte nach Chr. einige Wörter so obsolet geworden, daß sie, obgleich in den Veden vorkommend, von Kumarila Bhatta als barbarische angesehen werden [1625], weil sie in den Nachbardialekten in anderer Bedeutung genommen wurden. Dahin rechnet schon Jaimini in der Mimansa: yava, Gerste, in den Dialekten eine Pflanze (priyangu); varâha, Eber, bei den Barbaren Kuh; wozu

1623) S. Asiat. Res. III. p. 78. X. p. 163. 168. 171.

1624) Asiat. Res. X. p. 214.

1625) Bei Colebrooke Transactions of the Roy. As. Soc. I. p. 453. seq.

noch die Commentatoren andere Ausdrücke fügen, einige, deren Bedeutung im Sanskrit abgekommen war, z. B. pìkas, der schwarze Kukkuk, cuculus Indicus, vergl. picus; nema, halb, im Persischen nîm; andere offenbar mit Unrecht und gegen die Grammatiker, wie pìlu, eine Baumart, barbarisch aber der Elephant [1626]). Man müße, meint Kumarila, solche Wörter in dem Sinne brauchen, wie die heiligen Bücher oder die Gebildeten (âryâs), nicht wie die Mlechas sie nehmen; die sâkyas oder Buddhisten und andere Häretiker mögen ihr Prakrit anwenden, nur die Brahmanen sollen correkt schreiben, ohne Provinzialismen, wie etwa gâvî für das sanskritische gau, Kuh; auch sollen sie die Orthographie sorgfältig bewahren, denn wenn man asva für Roß (also für açva) mit einem falschen s schreibe, so könnte statt des Roßopfers leicht das Opfer eines Armen (a-sva, ohne Eigenthum) verstanden werden. Diese Bemerkungen zeigen, wie das Sanskrit im 5ten Jahrhunderte noch lebte, aber auch, wie es bereits dialektisch ausartete. Kumarila kennt von den Dialekten des Dekkan den von Orissa, Dravira und Andhra (Telingana); mit Namen selbst die Persische (pârasika), Griechische (yavana) und Römische Sprache (raumaka): bekennt aber seine völlige Unbekanntschaft mit denselben, und konnte die Namen durch den Arabischen Handel vernommen haben, der jetzt zu blühen begann. Zugleich aber sehen wir hier, wie es selbst Philosophen nicht verschmähten, auf das Mechanische der Sanskritsprache zu achten und über die Reinheit derselben zu wachen; ja die Philologie (sabdasâstra) wird als eine heilige Wißenschaft betrachtet, mit welcher sich größtentheils die sogenannten Vedanga's, eine Unterabtheilung der heiligen Bücher, befassen. Daher ist denn auch die Zahl der einheimischen Sanskrit-

---

1626) Die Wörterbücher führen auch die letztere Bedeutung als Sanskrit auf, und es wird durch das persische und chald. pil bestätigt. Schlegel (Ind. Bibl. I. S. 210) sagt mit Recht: »für diesen Gegenstand ausländische Wörter in Indien einführen zu wollen, heiße Holz in den Wald tragen.«

grammatiken (vyâkaranâni) so erstaunlich groß, daß Colebrooke in der Vorrede zu seiner Sprachlehre über hundert Werke der Art namhaft macht oder genauer berücksichtigt.

Als den ältesten Grammatiker betrachten die Inder den Pânini [1627]), der indeßen seine kurzen Aphorismen oder Sutras, 3996 an der Zahl, schon aus frühern Werken compilirte; ja die Bhagavadgita erwähnt der grammatischen Formen, und beweiset, daß damals schon die abstracte Grammatik vorhanden war [1628]). Ueber Panini's Sutras schrieb ein Anderer, Kâtyâyanas, einen Commentar; selbst ein Bruder des Vikramaditya befaßte sich mit deren Erläuterung [1629]), und nun wurden die grammatischen Regeln im letzten Jahrhunderte vor Chr. durch Bhartriharis in ein merkwürdiges Gedicht (Bhattikâvya) gebracht. Es besingt dieses eigentlich die Abentheuer des Ramas in 20 Gesängen, hat aber zum Hauptzweck, die Grammatik praktisch zu erläutern, daher es die größte Mannigfaltigkeit von Formen, Anomalien und seltenen Wörtern aufstellt, ohne im Geringsten dunkel oder verschroben zu werden [1630]). Panini's dunkle Orakelsprüche sind außerdem noch durch einen großen Commentar (Mahâbhâshya), den man als Hauptwerk betrachtet und dem Stifter der Yogaphilosophie, Patanjalis, zuschreibt, erläutert worden, über welchen abermals neue Commentare vorhanden sind; die Sutras selbst sind mit den nothwendigsten Erklärungen zu Kalkutta gedruckt erschienen [1631]). Kürzer, und nach einem systematischen Plane, ist die Grammatik von Ramachandras, unter dem Titel: Prakrîyakaumudi; sie wurde im 2ten

---

1627) Colebrooke Asiat. Res. VII. p. 202.

1628) Bhagavadg. 10, 33 und darüber Humboldt in der angeführten Abhandl. S. 11.

1629) Schlegel Ind. Biblioth. I. S. 355.

1630) Es wurde mit Comment. edirt Calcutta 1826.

1631) The grammatical Sutras or aphorisms of Pânini, with selections from varions commentators. Two parts. Calc. 1809.

Jahrhunderte durch Bhattoji-Dikshitas revidirt [1632]), und als ein vorzügliches, grammatisches Lehrgebäude, Siddhânta-kaumudì, ebenfalls zu Kalkutta herausgegeben [1633]). Hieraus zog man eine populäre Grammatik, unter dem Namen Sârasvata; eine der jüngsten aus dem 12ten Jahrhunderte [1634]), aber in Bengalen sehr geschätzte, ist die von Vopadevas, unter dem Titel: Mugdabodha; sie hat neue Terminologien erfunden, welches ihren Gebrauch erschwert [1635]). Aus diesen Originalwerken entstanden nun, völlig nach dem Gange der einheimischen Methode, welche eben nicht das Studium der Sprache erleichtern konnte, die ersten Sanskritgrammatiken der Europäer. Nothdürftige Kenntniße der Sprache hatte sich der deutsche Jesuit Hanxleden erworben und zu Papier gebracht, und aus diesen Sammlungen gab der Karmelitermönch Paulinus, ebenfalls ein Deutscher, die erste Sanskritgrammatik heraus, voll der größten Irthümer, selbst in der Deklination, die er jedoch gegen die Britten mit Heftigkeit zu vertheidigen suchte [1636]). Die Letztern sind die eigentlichen Schöpfer der Sanskritgrammatik, und unter ihnen geht abermals Colebrooke voran, deßen Werk leider nicht vollendet wurde und sehr selten ist [1637]). Ihm folgten Carey [1638]) und Wilkens, deßen Arbeit sich vor Allen durch

---

1632) S. Colebrooke Asiat. Res. VII. p. 209. Schlegel Ind. Bibl. I. S. 2.

1633) Siddhântakàumudì. Calcutt. 1812. 4to.

1634) S. Asiat. Res. VIII. p. 467.

1635) Mugdabodha, a grammar by Vopadeva. Seramp. 1807. (bengalì character). Calc. 1826 (Nagari).

1636) Sidharubam s. grammatica samscredamica Rom. 1790. S. über Paulinus Asiat. Res. X. p. 279. Journal Asiat. II. p. 216.

1637) A Grammar of the Sanscrit language by H. T. Colebrooke. Calcutt. 1805. fol. [illegible]

1638) A grammar of the Sanscrit language, composed from the works of the most esteemed Grammarians by W. Carey, Serampur 1806. 4.

die einfache und deutliche Anordnung auszeichnet [1639]); sodann Forster, der durch vollständige Paradigmen den Ueberblick in die Struktur der Sprache erleichtert; der zweite Theil, durch den Tod Forster's unterbrochen, sollte eine Uebersetzung des Vopadevas, eine Prosodie und eine solche Behandlung der Wurzeln, mit beständiger Rückweisung auf die klassischen Werke, wie sie Rosen geliefert hat, enthalten [1640]). Endlich gab noch Yates eine Sprachlehre nach occidentalischer Anordnung, die indeßen auf das Sanskrit nicht völlig anwendbar ist, wenn auch Yates Werk nicht so fehlerhaft wäre; das Beste darin ist eine Sammlung von grammatischen Termen und ein Abriß über Prosodie [1641]). Letztere pflegt von den Indern in eigenen Schriften behandelt zu werden, und hat die größten Dichter beschäftigt, wie den Kalidasa, der in seinem Srutabodha Beispiele dichtet, in denen er das Metrum beschreibt und anwendet. Das älteste prosodische Werk, einem gewißen Pingalanaga zugeschrieben, besteht aus äußerst dunkeln Regeln, in denen die Kunsttermen, Versfüße u. s. w. nach Uebereinkunft mit einzelnen Buchstaben angegeben werden, so daß auch hier Commentare nöthig waren, aus denen uns ebenfalls Colebrooke die erste gründliche Abhandlung über diesen Gegenstand gegeben hat [1642]). Nächst jenen Grammatiken der Engländer erschien zuerst in Deutschland die von Othmar Frank, in welcher viel geleistet worden, besonders in Hinsicht der bisher vernachläßigten Syntax: nur ist die lichtvolle Ordnung von Wilkins verlassen, und der Mangel an Paradigmen wird fühlbar, findet indeßen Entschuldigung darin, daß Frank mit Mühe und Kostenaufwand

---

1639) A Grammar of the Sanscr. lang. by Ch. Wilkins. Lond. 1808.

1640) An essay of Sanscrit grammar by H. P. Forster, Calcutt. 1810.

1641) Sanscrit grammar on a new plan by Yates. Calcutt. 1820.

1642) Colebrooke on Sanscrit and Pracrit prosody, in Asiat. Res. X. p. 389. seq.

den Steindruck aus Mangel an Typen anwenden mußte [1643]). Das ausführliche Lehrgebäude der Sanskritsprache von Bopp (1824) braucht nur genannt zu werden, weil schon der Name die Gründlichkeit des Werkes verbürgt; es ist vergriffen und eine lateinische Uebersetzung (1829) angefangen.

Ueber die Lexicographie können wir kürzer seyn, da der Wurzelsammlungen schon Erwähnung geschehen und hier überhaupt von Europäern noch wenig gethan ist, um das Studium des Sanskrit zu erleichtern. Die Inder besitzen auch in diesem Fache eine unendliche Menge von Originalwerken, gewöhnlich kosha's, Schätze, thesauri, genannt, und Wilson kannte solcher Werke 76: allein sie sind im Ganzen wenig brauchbarer, als die Sammlungen von Verbalstämmen, da sie entweder bloß dunkle Glossen sammeln, oder sonst unvollständig sind, alle aber nach Gutdünken der Verfaßer homonymisch oder synonymisch in metrischen Stanzen geordnet erscheinen. Als das beste und vollständigste Wörterbuch betrachten die Inder den Amarakosha von Amarasinhas, deßen Gedichte und übrigen Schriften bei der Verfolgung der Budhisten, zu denen er sich bekannte, vernichtet wurden. Man schonte seines brauchbaren und keine Ketzerei enthaltenden Wörterbuches, zu welchem Medinikaras, Purushottamas u. A. Zusätze sammelten. So wurde es mit den Ergänzungen, aber ohne ein Wort der Erklärung, zu Kalkutta herausgegeben [1644]), bis auch hier wieder derselbe Gelehrte mit seiner vielseitigen und bewundernswürdigen Gründlichkeit auftrat, mit welcher er die Vedas, die religiösen Ceremonien, die Secten der Bauddhas und Jainas, die Philosophie, Gesetze, Astronomie, Mathematik, Grammatik und Prosodie behandelte: Henry Thomas Colebrooke, jetzt als

1643) Grammatica Sanscrita, nunc primum in Germania edidit Othm. Frank. Wirceb. et Lips. 1823.

1644) The Amarakosha, Trikândasesha (älter als jenes), Medinî and Hâràvalî (von Purushottamas) four original vocabularies. Khizurpur (near Calcutt.) 1807. Vergl. Asiat. Res. VII. p. 218. In demselben Jahre kam heraus: Hemachandrakosha or vocabulary of Hemachandra.

Greis der würdige Präsident der Königlich Asiatischen Gesellschaft zu London. Er gab den Amarakosha mit Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen heraus, und erleichterte den Gebrauch deßelben durch ein eben so starkes Wortregister, weil das Werk in bestimmten Abschnitten alle Wörter für Gott, Himmel u. s. f. zusammenfaßt, und also in seiner Urgestalt zum Auswendiglernen für den ernsten Hindu berechnet war, dem Europäer völlig unbrauchbar [1645]). Daher kam es, daß Paulinus dieses Wörterbuch für eine Sammlung von Traditionen und Liturgien, Anquetil Düperron sogar für Abhandlungen über den Phallus halten konnten, weil zu Anfange vom linga, Geschlecht, nämlich der Wörter, geredet wurde, Beide aber ihre Meinungen mit hämischen Ausfällen gegen die Engländer behaupteten [1646]). Aus jenen und nach vielen andern Original-Wörterbüchern, im Ganzen achtzehn, und zehn Commentaren über Amarakosha, floß nun das erste und einzige, aber leider vergriffene Sanskritwörterbuch nach europäischer Art eingerichtet, von Wilson, etwa 60,000 Wörter enthaltend, aber trotz seines Reichthums noch sehr unvollständig und für die Literatur des Sanskrit keinesweges ausreichend [1647]). Einem großen Bedürfniße für Anfänger ist durch ein Glossarium über die in Deutschland erschienenen Episoden, von Bopp selbst abgeholfen worden [1648]).

§. 26. Darf ich nunmehr am Schluße dieser Untersuchungen auch nur die leiseste Hoffnung hegen, daß es mir

---

1645) Kosha, or Dictionary of the Sanscr. language by Amarasinha, with an engl. interpretation etc. by H. T. Colebrooke. Serampur 1808. Vergl. Asiat. Res. VII. p. 214.

1646) Wilson preface to the Dict. p. XXI. Schlegel Ind. Bibl. 1. S. 311.

1647) A Dictionary, Sanscrit and english, translated, amended and enlarged from an original compilation, prepared by learned natives for the college of Fort William, by Horace Hayman Wilson, Calc. 1819. fol. S. die vortreffliche Recension von Schlegel in der Ind. Bibl.

1648) Fr. Bopp Glossarium Sanscritum. Berol. 1828.

gelungen sey, mit einiger Deutlichkeit und der möglichsten Vollständigkeit die wichtigern Momente des Indischen Alterthums dargelegt zu haben, so kann ich mit Zuversicht der Darstellung selbst es überlassen, daß sie eine frühzeitige und gewiß nicht unbedeutende Civilisation des alten Volkes außer Zweifel setzen werde. Die kritischen Grundsätze, welche bei dieser Schilderung befolgt worden, mögen in einzelnen Fällen, bei denen es noch unmöglich war, tiefer einzudringen, oder in Nebenpartien zur Seite gewichen seyn: alsdann wird freilich die darauf gestützte Vermuthung nur wenig Haltung haben und leichtlich können erschüttert werden, ohne daß gerade das Material des Baues selbst als verwerflich und morsch sich ausweisen dürfte. Denn übergangen wurde von der einen Seite alles dasjenige, welches, wenn nur die Prinzipien, von denen es ausging, richtig gefaßt wurden, zur Aufhellung des Indischen Alterthums wenig mehr beizutragen schien, wie die unendlichen und kleinlichen Ceremonien, die wilden Götterfabeln und dergleichen; von der andern Seite wurde auch dasjenige verschmäht, welches in den Originalschriften einen dichterischen Anstrich verräth und in der Wirklichkeit nicht beglaubigt werden konnte, so sehr dadurch einzelne Punkte in ein glänzenderes Licht hätten gesetzt werden mögen: allenthalben endlich, wo einiger Widerspruch zu befürchten stand, wurden die Zeugniße der Auswärtigen zu Hülfe gerufen, und unter diesen besonders die schätzbaren Aussagen der Griechen. Sie konnten am besten es bekräftigen, daß schon zu der Zeit des Herodot und Alexander die Cultur der Inder auf dieselben Fundamente sich stützte, die wir gegenwärtig durch ihre eigenen Schriften ermitteln; daß sie bereits über die Grenzen des Landes hinausgedrungen und lange in Ceylan und den Indusgegenden Wurzel gefaßt hatte, aber auch, daß sie damals schon entartet war, und unter Andern die schrecklichen Wittwenopfer zuließ, von denen die alten Schriften keine Kunde haben. Im Vertrauen auf diese eigenthümliche Entwickelungsweise des Indischen Volkes habe ich nicht für nöthig erachtet, auf den Feldzug der Macedonier bis in das Penjab,

oder auf das momentane Vordringen des baktrischen Königs Menander bis an den Yamuna, besondere Rücksicht zu nehmen, um etwa den Einfluß der Griechen auf Indien abzulehnen, denn, wäre mit den eigenen Zeugnißen der Alten nicht zugleich die frühere Originalität der Indischen Bildung zugegeben, so würde es doch durch die genauere Kenntniß der einheimischen Literatur zur unumstößlichen Gewißheit werden, daß wenigstens diejenige Cultur, welche sie darstellt, nicht aufgedrängt worden, sondern ein eigenes und freies Erzeugniß sey, die Schriften selbst mögten fallen in welche Periode sie wollten. Nur Unkunde mit dem Indischen Alterthume vereint mit der Sorge um die eigenen Hausgötter, hat hier entgegengesetzte Meinungen erzeugen können, wobei in der älteren Zeit die Verwandschaft der Sprachen, nach einzelnen Wörtern beurtheilt, als Grundlage dienen mußte: allein, wer auch nur Eine Zeile des Sanskrit gründlich verstanden, wird sich überzeugen müßen, daß diese Sprache, unabhängig von den Mundarten deßelben Stammes, auf ihrem eigenen Gebiete aufgewachsen sey. Was in so manchen andern Fällen mit den Vorstellungen der Griechen und verwandten Nationen sich berührt, hat hier ebenfalls eine so natürliche Quelle der Entwicklung und hängt allenthalben mit der religiösen Denkweise des alten Hindu so innig zusammen, daß wir es entweder aus demselben schwesterlichen Verbande, der in früher Vorzeit diese Völker zusammenhielt, uns erklären müßen, oder auch, wo die Ansichten nicht in der gewöhnlichen Norm des Denkens gegeben sind, nach einem Wege uns umsehen dürfen, auf welchem die Mittheilung geschehen konnte. Hier traten uns ganz besonders bei den Aegyptern so mannigfache Berührungen mit Indien, aber oft vereinzelt und ohne Haltung, entgegen: ihre physische Aehnlichkeit und Volkscharakter, ihre Religionsbegriffe mit gleichen und zuweilen unerklärbaren Zügen des Glaubens und der Mythologie, ihre Verfaßung und Casten, ihre allegorischen Beziehungen in den Baudenkmälern, und endlich die Spracherläuterungen, welche altägyptische Namen aus dem Sans-

krit gewinnen: sollen diese Thatsachen nicht sämmtlich in die Lagidenperiode fallen, und sie können es nach Herodot's Nachrichten nicht wohl, so würden die ausdrücklichen Behauptungen der Griechen, die sich leider nur noch bei späteren Compilatoren erhalten haben, von großem Gewichte werden: daß Indische Colonien nach Aethiopien und Aegypten gekommen seyen.

Man hat häufig gefragt, wie hoch denn wol die Vedas der Inder, ihr Gesetzbuch und die epischen Gedichte hinaufreichen mögten, und die Bewunderer des neuen Studiums sind mit unerwiesenen Antworten bereit und mit Jahrtausenden so verschwenderisch gewesen, daß sie fast die ganze Sanskritliteratur dadurch verdächtigt hätten, und der Dramatiker Kalidasa, deßen Zeitalter im letzten vorchristlichen Jahrhunderte noch die härteste Skepsis nicht angegriffen hat, kaum den Waffen der Gegner entkam. Besonnene Britten, wie Jones, Davis und Colebrooke, denen hier, wegen des Ueberblickes über einen großen Theil der Literatur, ein Urtheil zustand, haben, und zwar meist nach astronomischen Gründen, die sich nach den Festen und dem Kolurenstande aus jenen Büchern ziehen liessen, gemuthmaßt: die Vedas mögten im 14ten, Manu's Gesetz etwa im 12ten, und die epischen Gedichte im 10ten Jahrhunderte vor Chr. entstanden seyn: allein man kann, um die Wahrheit zu sagen, jede Anforderung um ein bestimmtes Datum vor der Hand noch als eine große Unbilligkeit betrachten, die nicht bedächte, daß die Kritik über den Homer Jahrhunderte in Anspruch genommen. Dürften wir allein von dem Kolorit jener alten Werke urtheilen und dieses mit demjenigen vergleichen, welches sich in den vielen Schriften abspiegelt, die zu Anfange unserer Zeitrechnung ins Leben treten, wie die dramatische und lyrische Poesie, die epischen Gedichte dieser Periode, und mehre Stücke der Puranas, so gewahrt der Indische Philologe eben so leicht den Abstand, als es auch der oberflächlichste Kenner des klassischen Alterthums fühlt, daß Homer unmöglich aus der Periode der Alexandriner und Byzantiner seyn könne, und wie

Quintus Smyrnäus, ungeachtet seiner Homerischen Wörter, sein Zeitalter verräth, so thun dieses die unzähligen spätern Bearbeitungen des Indischen Epos hinlänglich. Nur fehlt es uns bis jetzt, durch das Fragmentarische der gedruckten Schriften, noch an hinreichenden Hülfsmitteln, unsern kritischen Maaßstab zu berichtigen, und daher beruht noch Alles, was für die hohe Ferne jener Hauptwerke ohne Uebertreibung gefolgert werden kann, auf einer Reihe von Combinationen, die nicht alle eine gleiche Beweiskraft haben, indeßen auch nicht gänzlich zu verwerfen seyn mögten. Die Puranas sowohl als Kalidasa verarbeiten den Stoff der epischen Gedichte, und die ganze populäre Mythologie hat sich die Fabeln des Epos angeeignet, aber dieselben ausgesponnen und vergrößert; unter andern erscheinen die Mythen, welche der Ramayana einführt, um vorhandene Gebräuche zu erklären, oder welche einfach an Namen geknüpft werden, um diesen eine Deutung zu geben, in den folgenden Schriften zusehends verarbeitet. Das sonst so mißliche argumentum a silentio darf und muß angewendet werden, wo so wichtige und in das Leben so tief eingreifende Gegenstände verschwiegen sind, wie die Wittwenverbrennungen und die Religion des Buddhas: erstere sind in den epischen Gedichten durchaus unbekannt, denn die Frauen ziehen sich in die Einsamkeit zurück, oder leben, nach wie vor, in der Familie; das Gesetzbuch, auf welches sich übrigens das Epos stets bezieht, hätte darüber Bestimmungen geben müßen, weil es von den Wittwen spricht und doch waren diese Opfer zu Alexanders Zeit im Gange mit allen Einzelheiten, welche die Puranas darüber feststellen. Die altindische Verfaßung, welche uns von einigen Griechen so wahr geschildert wird, als ob sie aus Manus Gesetz geschöpft hätten, ist ganz nach diesem Codex eingerichtet; die Hierarchie war damals schon völlig entwickelt, wenn wir auch billig zugeben, daß sie nur in ihrem Manus ein Ideal habe aufstellen wollen, welches im Ramayana nicht allenthalben in das Leben tritt; die Casten, wie das Gesetz sie nennt und trennt, waren längst mit ihren Namen und Verrichtungen

bekannt, als die Griechen das Land betraten; in den Casten der Zendavesta und dem Namen des Satrapen liegt ohnehin, daß sie selbst nach Persien hinüberspielten, und so gehen wol das Epos und Manus über diese Zeit mit Sicherheit hinaus. Ein wichtiger Punkt ist ferner die Lehre des Buddhas: Manu kennt sie nicht, obgleich ketzerische Schriften erwähnt werden; die Bhagavadgita, welche die damaligen Systeme der Philosophie berücksichtigt, weiß durchaus nichts von der des Gautama, der neunten Verkörperung des Vishnu, sondern beschäftigt sich allein mit der achten oder dem Krishnas, und im Gegentheile stützt sich der Buddhismus auf die Lehren der Sankhyaphilosophie, welche die Bhagavadgita vorträgt. Der Ramayana dagegen scheint an einer einzigen Stelle den Reformator und zwar noch lebend zu kennen; er wurde gewiß vor der Einführung der Lehre gedichtet, denn Kosalas, König von Magadha, dem Vaterlande des Buddhas, ist hier noch ein eifriger Brahmaverehrer. Nun aber gehen fast alle Angaben der Buddhisten, so fern sie sich einander seyn mögen, auf das zehnte vorchristliche Jahrhundert, als Anfangspunkt ihrer Lehre zurück; wir haben oben das sechste angenommen, um wenigstens völlig sicher zu gehen. Endlich noch ist häufig darauf hingedeutet worden, daß die allegorische Kunst, oder die Darstellung der Götterbilder nach bedeutsamen, von der menschlichen abweichenden, Formen erst ein Erzeugniß des Epos gewesen: aber nach diesen symbolischen Gestaltungen erscheinen bereits alle Götter und Heroen in den alten Felsentempeln Indiens, und wie etwa die tabula Iliaca erst die Geschichte des trojanischen Krieges nach Homer und den Cyklikern darstellt, so nehmen auch diese Monumente Bezug auf die Kriege, welche der Ramayana beschreibt: sie sind mit ihren noch ungelesenen Versen einstweilen die stummen Zeugen für eine hohe Urzeit, da keine Sage mehr von ihrem Entstehen spricht und der harte Stein bereits verwittert. Und somit könnten wol die Angaben von Colebrooke über das ungefähre Alter der Sanskritliteratur einige Gültigkeit haben, wenn auch die Kritik manchen späteren Zusatz und

manche Rhapsodie in der Folge wird auszuscheiden haben. Auf die Vedas bezieht sich die ganze Literatur und sie treten demnach als die unbestritten ältesten Erzeugniße dem Ganzen an die Spitze; von ihnen zum Epos scheint kein bedeutender Zeitraum, wohl aber von diesem bis zum Kalidasa, wenn uns nicht Mahabharatas und die älteren Puranas, als Compilationen aus früheren Schriften zur Genüge belehrten, daß diese Kluft mit Geisteswerken ausgefüllt gewesen seyn müße, die nur ausgezogen und verarbeitet auf die Nachwelt gekommen oder durch Commentare vor Untergang gesichert werden mußten, wie die sogenannten philosophischen und grammatischen Sutras, welche größtentheils in jene Jahrhunderte gehören. Für die Bestimmung mancher Daten können vielleicht einmal die Inschriften wichtig werden, besonders Tafeln von Metall und Stein, welche zur Sicherung eines Besitzthumes aufgestellt wurden, wenn der Fürst eine Schenkung damit gemacht hatte, denn das Gesetz befiehlt, daß solche Acten auf Seide geschrieben und auf Kupfer gegraben werden sollen [1649]); und sie geben daher Jahrzahlen, welche bei Schriftwerken vernachläßiget sind. Daß es dabei aber nicht immer ehrlich zugegangen, beweiset eine Inschrift aus Behar, welche als Gegenstück behauptet, daß die Brahmanen durch Bestechung zwei Dörfer an sich gebracht hätten, von denen ihnen nicht einmal die Größe einer Nadelspitze gehöre, und daß hier die größte Vorsicht bei der Ermittelung des Datums angewandt werden müße, zeigt eine andere Tafel, welche man immer noch in das vorchristliche Jahrhundert hinaufrückt, obgleich die Gegengründe von Colebrooke den Irrthum aufdecken [1650]). Es sind der Inschriften im Sanskrit oder andern Dialekten Indiens, nur niemals bilingues, weil keine fremde Macht so

---

1649) Colebrooke digest of hindu Law II. p. 273. Asiat. Res. II. p. 50. Transactions of the Roy. As. Soc. I p. 231.

1650) S. dagegen auch Schmidt über den Ursprung der Tibetanischen Schrift S. 4.

vielen Einfluß hier gewann, auf den Inseln vom 5ten Jahrhunderte, im Lande selbst meist vom 9ten bis zum 15ten Jahrhunderte, in großer Anzahl gefunden; der Obrist Mackenzie besaß sogar eine Sammlung von 8076 Copien in 77 Bänden; manche aber wurden, worüber Colebrooke klagt, zu voreilig nach England genommen, um auf irgend einer Bibliothek verborgen zu liegen, während man sie an Ort und Stelle hätte erklären mögen [1651]). Wir haben auf diese Gattung der Literatur wenig Rücksicht genommen, weil die Erklärungen nicht allenthalben gewiß sind und paläographische Zurüstungen zu denselben erfordert werden, die uns noch gänzlich abgehen [1652]). Der Styl dieser Tafeln sowohl als der Tempel-Inschriften ist gewöhnlich pomphaft, mit vielen Anspielungen auf Sagen und Mythologie: allein man darf nur das allmähliche Sinken des Indischen Geschmacks und den orientalischen Schwulst in den spätern Dramen, dem Hitopadesas und anderen Erzeugnißen dieser Zeit beobachten, und man wird es nicht mit Schlosser urgiren, daß die Inder nicht einmal diese einfachen Tafeln in einer schlichten Prosa verfaßten. Bei alledem aber ist selbst in diesen schwülstigen Ueberbleibseln der jüngsten Periode der alte Glanz noch nicht völlig erloschen.

1651) Colebrooke Asiat. Res. IX. p. 401.

1652) Die Literatur der Inschriften S. bei Adelung a. a. O. S. 70 ff.

Register der wichtigsten Gegenstände.

Verbeßerungen und Zusätze.

Während der Abfaßung des zweiten Bandes wurde mir zwar noch vergönnt, einen Umriß des philosophischen Systems der Vedantis nach der wichtigen Abhandlung des hochverdienten Colebrooke, in den Transactions Vol. II., mitzutheilen, allein die Sammlung von Aufsätzen kam nicht zeitig genug in meinen Bereich, um einige andere antiquarische Gegenstände nach ihnen zu berichtigen oder zu bereichern. Dahin gehören besonders die Zweifel, welche Babington (an account of the sulptures and inscriptions at Mahâmalaipur. Transact, II. p. 258) gegen die, S. 81. nach den zuverläßigsten Reisenden geschilderte, Monolithenstadt erhebt, und die nothwendiger weise auf unsere Darstellung einen wesentlichen Einfluß würden gehabt haben. Die Küste wurde durch die Herren Ellis und Mackenzie genau untersucht und nach ihren Bemühungen die Sage bestritten, daß die See mehre Pagoden hier verschlungen habe; die Tradition falle vielmehr auf die westliche Küste Malabar, woselbst noch das Andenken eines Fürsten Balin fortlebe und durch ein jährliches Fest gefeiert werde; die Rudera auf Coromandel dagegen führen im Sanskrit den Namen Mahâmalaipura oder die Stadt des großen Berges. Am wichtigsten und für die Paläographie ausnehmend fruchtbar sind die von Babington mitgetheilten Inschriften jenes Monolithentempels, weil sie merkwürdigerweise alle denselben Text, aber in vier Schriftarten, geben und zu den ältesten Indiens zu gehören scheinen. Leider sagen sie nichts über den Ort selbst, sondern beziehen sich nur auf die Figuren über ihnen. — Bereicherung ferner hätte unsere, im Ganzen dürftige, Darstellung des Indischen Rechtes erhalten mögen, nach dem gründlichen und aus den besten juridischen Werken geschöpften Aufsatze von Colebrooke: on hindu courts of justice; besonders über den Gerichtshof (dharmâdhikarana), der entweder stehend oder beweglich mit dem Aufenthalte des Fürsten, z. B. im Felde, seyn kann; über den Oberrichter (dharmâdhyaksha, Gerichtsinspektor, oder prâdvivâka, interrogans et discriminans, Inquisitor, genannt), dem der König sein Entscheidungsrecht übertragen kann; über die Unterrichter für lo-

cale Jurisdiction und die Assessoren, deren nicht weniger als drei, nicht mehr als sieben seyn dürfen, und dergleichen mehr: nur hat sich, troß der geringen Notizen, die ich geben konnte, eben nichts Unrichtiges eingeschlichen. Die übrigen Abhandlungen der Transactions, besonders diejenigen, in denen ein zweiter Wilford mit Hypothesen auftritt, waren für unsern Zweck ziemlich unbrauchbar. Endlich erlaube ich mir noch hinzuzufügen, daß der S. 186 ausgesprochene Wunsch glänzend erfüllt worden, da Othmar Frank zwei gediegene Hefte seines Vyasa über die Indische Philosophie geliefert hat: sie gehen zu genau in das Einzelne, als daß es mir hier gestattet wäre, einen gedrängten Auszug zu geben.

Unter den Druckfehlern des ersten Bandes sind noch folgende unbemerkt geblieben:

S. 309 Zeile 4 ist zu lesen: Committät:
" 310 " 6 " " " Bootes.
" 311 " 10 " " " demselben.
" 312 " 8 unten, ist ἐν vor ἀφίενει einzuschalten, und der Accent in griechischen Wörtern von dem kundigen Leser hie und da zu berichtigen.
" 361 " 16 l. niemanden statt des sinnlosen einander.
" 375 " 10 ist den zu lesen.
" 375 " 15 nach Chr. statt vor.
" 381 " 12 ist der würdige Neander aus einem Kirchenhistoriker zu einem Kirchenvater geworden, worüber er wol nicht zürnen wird.
" 389 " 16 l. ἀνθρωπότοκος.

Im zweiten Bande bittet man zu ändern:

S. 148 Zeile 7 unten γαμέουσι.
" 160 " 7 " ὄρυζον.
" 163 " 3 " παρατίθεσθαι.
" 261 " 22 oben ist über weggefallen.
" 277 " 2 unten: stâ und stâra (vom Feststehen, während târa, Planet, von trî, gehen, kommt).
" 300 " 18: Bhattotpalas.
" 319 " 18: seine statt seinen.
" 319 " 27: identificiren.
" 320 " 8: numerischen.
" 345 " 7 unten, ist Bharata mit kurzem a zu lesen.



